



Lothar Machtan

Hitlers Geheimnis

Das
Doppelleben
eines
Diktators

Alexander
Fest
Verlag

Lothar Machtans Buch ist eine Sensation. Es wird unseren Blick auf Hitler tiefgreifend verändern. Es zeigt, daß Hitler homosexuell war und daß es für das Verstehen seiner Person wie seiner Karriere unerläßlich ist, darüber im Bilde zu sein. Denn als das jederzeit vom Absturz bedrohte Scheindasein, das es in Wahrheit gewesen ist, hat man das Leben des deutschen Diktators noch nie wahrgenommen – und genau darin liegt die Provokation dieses Buches.

Dieses Buch ist eine Sensation. Es wird unseren Blick auf Hitler tiefgreifend verändern. Es zeigt, daß Hitler homosexuell war und daß es für das Verstehen seiner Person wie seiner Karriere unerläßlich ist, darüber im Bilde zu sein.

Hitler konnte seine Homosexualität nicht leben, sie aber auch nicht völlig verdrängen. So sehen wir einen Schauspieler, der das Stigma seines Triblebens zugleich zu kaschieren und für sich zu nutzen versuchte; einen Angreifbaren, der sich zeitweilig mit Erpressern herumzuschlagen hatte; einen Leugner, der unter keinen Umständen zulassen wollte, daß etwas über seine Neigung bekannt wurde. Kurz, einen Mann, der nie war, was er zu sein vorgab.

Hitlers gleichgeschlechtliche Veranlagung läßt sich belegen — aber nicht darin liegt das Entscheidende. Viel wichtiger ist es, die Tatsache seiner Homosexualität als historische zu begreifen und zu sehen, was dies im Kontext der Zeit bedeutete, welche Folgen es hatte und welche Erkenntnischancen es birgt. Dadurch eröffnet sich ein neuer Zugang zum »Phänomen Hitler«. Denn als das jederzeit vom Absturz bedrohte Scheindasein, das es in Wahrheit gewesen ist, hat man das Leben des deutschen Diktators noch nie wahrgenommen, und genau darin liegt die Provokation dieses Buches.

Lothar Machtan,
geboren 1949, lehrt Neuere
Geschichte an der Universität
Bremen. Er ist Autor zahlreicher
Studien zur Sozial- und
Politikgeschichte des 19. und
20. Jahrhunderts; 1998 erschien
sein vielbeachtetes Buch
»Bismarcks Tod und
Deutschlands Tränen«.

Umschlaggestaltung:

Ott + Stein

Foto:

Bayrische Staatsbibliothek München

Lothar Machtan

Hitlers Geheimnis

Das Doppelleben eines Diktators

Alexander Fest Verlag

Inhalt

Vorbemerkung 7

Einleitung Unperson mit Eigenschaften 9

Ein Dämon, ein «Jahrhundertmonster»? 9 – «Machiavellistischer Tyrann» oder «antibürgerlicher Plebejer»? 12 – Intentionalisten und Funktionalisten 18 – Charismatiker ohne Persönlichkeit? 21 – Hitlers «posthume Biographie» 23 – Abwehrreaktionen 26 – Historisch-kritische Beweisführung 27 – Quellenkritische Enttarnung 32

Erstes Kapitel Missglückte Fluchten 37

Der erste Freund: August Kubizek 41 – Kubizeks Hitler 46 – Die Affäre Eulenburg 58 – Mit Rudolf Häusler in die Schwabinger Boheme 67 – Typische Erfahrungen: Hitlers Anfänge in Wien und München 76

Zweites Kapitel Kamerad Hitler 81

Das «Mend-Protokoll» 81 – Wer war Hans Mend? 88 – Kriegskamerad und mehr: Ernst Schmidt 107 – Vom Militär- zum Politdienst 121

Drittes Kapitel Private Stationen einer öffentlichen Karriere 127

Ernst Röhm 127 – Dietrich Eckart 137 – Ernst Hanfstaengl 148 – Geheimdossiers 156

Viertes Kapitel Vergebliche Liebesmühe 163

«Vertrauen bis zum Letzten»: Rudolf Hess 164 – Hitler, Emil Maurice und Geli Raubal: ein Dreiecksverhältnis 175 – Hitlers Frauen:

Magda Quandt und Leni Riefenstahl 189 – Hitlers «Nebenmann»:
Julius Schreck 194 – Die Münchner Clique 199

Fünftes Kapitel Der Kampf gegen Röhm 205

Röhms Rückkehr 205 – Röhm in Bedrängnis 211 –
Ein Interpretationsvorschlag 226 – Hitler muss einlenken 230 –
Eskalation 240 – Präventivkrieg in eigener Sache 250 –
Das Monopol des «Führers» 258

Sechstes Kapitel Posthume Enthüllungen:

Erich Ebermayer und seine Gewährsmänner 261

Erich Ebermayer 263 – Geduldete Homosexualität: Zwei Karrieren 275
– Das «Dorado» Bayreuth 285 – Zwischen Konjektur und Fiktionalisierung 289

Siebtes Kapitel Gefährliche Machenschaften:

Kurt Lüdecke und Ernst Hanfstaengl 301

Der Hochstapler Kurt Lüdecke 302 – Hanfstaengl und Hitler: eine gescheiterte Männerliebe 310 – Einer zuviel: Lüdecke und Hanfstaengl buhlen um Hitlers Gunst 315 – Erpresser unter sich 326 – Eine weitere Drohung 339

Epilog Entkommen in die Geschichte 357

Nachbemerkung 367

Anhang

Anmerkungen 373 – Auswahlbibliographie 441 – Namenregister 455 –
Abkürzungsverzeichnis 461 – Danksagung 463 – Bildnachweis 464

Vorbemerkung

Dieses Buch ist keine neue Hitler-Biographie, eher eine Aufforderung, die Biographie des deutschen Diktators künftig noch einmal zu überdenken. Denn in der Tat: Es geht um Hitlers Vita, um einen ihrer Angelpunkte sogar. Ich werde zeigen, dass Hitler Männer liebte, und ich will darlegen, dass es für das Verstehen seiner Person wie seiner Karriere unerlässlich ist, darüber im Bilde zu sein.

Zu dieser These bin ich durch Quellen gekommen, an denen die Forschung bislang vorbeigegangen ist, namentlich durch die hochbrisanten, bisher nie publizierten Aussagen von Hitlers Weltkriegskameraden Hans Mend. Sie veränderten meinen Blick auf Hitler so tiefgreifend, dass es mir unausweichlich schien, die biographische Literatur über ihn anders zu lesen. Hinzu kamen Dokumente seiner Privatgeschichte, aus deren Deutung und Kumulation sich schliesslich, allen verbleibenden Lücken zum Trotz, ein erstaunlich schlüssiges Urteil gewinnen liess: mit neuen Fakten und neuer Evidenz. Unserem Bild der Unperson fügt es Züge hinzu, die für ein genaueres Verständnis seiner Wirkungen von erheblichem Belang sind und womöglich auch eine neue Lesart seines Lebens verlangen.

Indes kommt ein Deutungsversuch wie dieser zunächst einem Sprung ins Dunkle gleich. Zwar gibt es Gründe, die ihn wissenschaftlich rechtfertigen, aber noch so gut wie keine Grundlagenforschung, auf die man sich dabei stützen könnte. Warum das so ist und was man dagegen tun kann, soll die Einleitung meines Buches klären. Von diesem Punkt aus werde ich einige Lebensstationen Hitlers im unmittelbaren Zusammenhang mit seiner Veranlagung skizzieren, um einen Hitler zu zeigen, der seine Homosexualität nicht völlig leugnen mochte, sie aber auch nicht

leben konnte, einen Schauspieler, der fremde Identitäten und Attitüden einsetzte, um das Stigma seines Triblebens zugleich zu überspielen und für sich zu nutzen, einen Angreifbaren, der sich zeitlebens mit Erpressern herumzuschlagen hatte, einen Leugner, der es unter keinen Umständen zulassen wollte, dass etwas über seine Neigung bekannt wurde. Kurz, einen Mann, der nie war, was er zu sein schien.

Mit Hitlers spektakulärem Aufstieg zum «Führer» wuchs sich dieses persönliche Problem zwangsläufig zu einem politischen aus, und schon deshalb muss der Historiker Hitlers Geheimnis unbedingt zum Gegenstand seiner Analyse machen, selbst um den Preis einer auf den ersten Blick vielleicht peinlichen Intimverletzung. Genau hier, in den schwer zu ergründenden Motivgeflechten persönlicher Intimität, lag daher auch das Hauptproblem des Buchs: Was der Autor von sich fordern musste, schien nicht weniger als die Darstellung des nicht oder doch kaum Darstellbaren zu sein. Die Lösung war ein thesenbiographisches Konzept, ein empirisch gestützter Interpretationsvorschlag mit starker biographischer Gewichtung. Die Öffentlichkeit und die Forschung werden damit auf die ihnen gemässe Art und Weise umgehen.

Mag sein, dass meine re-konstruierende Deutung einer unvermeidlich bruchstückhaften Überlieferung hier und da als zu suggestiv empfunden wird: Aber das liegt nun einmal in der Natur des Themas, das absolut sichere Aussagen nur in einzelnen, allerdings signifikanten Fällen zulässt. Der Befund selber ist dennoch eindeutig genug. Dass er es überdies erlaubt, aus den überlieferten Dokumenten ein haltbares «Indiziennetz» zu weben, das über genug Plausibilität verfügt, uns in Hitlers Homophilie etwas wie eine Lebensbahn kenntlich zu machen, weist darauf hin, dass es in der Geschichte des deutschen Diktators noch mehr als nur rein politisch-ideologische Antriebskräfte gegeben hat. Sie auszugraben und in den Gesamtzusammenhang zu rücken, in den sie als Zeugnisse gehören, kann uns nur weiterhelfen bei dem andauernden Bemühen, Hitler zu erklären.

Bremen, im Juni 2001
Lothar Machtan

Einleitung

Unperson mit Eigenschaften

Wer über Hitler schreibt, übernimmt Verantwortung, weil es bei den hier einschlägigen Fragen und Gesichtspunkten immer auch um öffentliche Interessen, ja öffentliche Moral geht. Das mag, bisweilen jedenfalls, heikel sein. Gleichwohl muss der Historiker sich dieser Aufgabe stellen, solange die Rätsel um die Figur Hitler ungelöst sind. Und sie sind vielfach ungelöst. Auch die bis heute vorliegende Hitler-Literatur, die kilometerlange Regale füllt, ist alles andere als akkumuliertes intellektuelles Kapital, auf das man mit Gewissheit zurückgreifen könnte, wenn die Frage lautet: Wer war Hitler?

Ein Dämon, ein «Jahrhundertmonster»?

Dass Adolf Hitler «Führer» eines nur zwölf Jahre währenden und katastrophal gescheiterten Regimes im 20. Jahrhundert war, hat ausgereicht, ihn weltweit zum bekanntesten Deutschen zu machen. Vieles spricht dafür, dass er diese traurige Berühmtheit auf unabsehbare Zeit behaupten wird. Mit keinem anderen deutschen Politiker verbinden sich so tiefgreifende weltgeschichtliche Veränderungen und so ungeheuerliche Verbrechen, sein Name steht für Weltkrieg und Holocaust. Doch was für ein Mensch war er? Was trieb ihn an? Und welches Verdienst hatte er an seinem einzigartigen Aufstieg?

Je mehr Zeit vergeht, desto weiter entfernen wir uns, so scheint es mitunter, von einer Antwort auf diese Fragen. Namentlich die persönlichen Züge Hitlers wirken in der Tat bereits «in chimärische Unschärfe entückt»¹. Welche Gründe gibt es dafür? Ian Kershaw hat kürzlich in ei-

nem Interview den vermeintlich wichtigsten genannt: «Wenn Sie abziehen, was Politik an ihm ist, bleibt wenig oder nichts.»² In seinen Augen war Hitler ein «Mann ohne Eigenschaften»³, dem die öffentliche Sphäre alles, der Rest wenig bedeutete. Ein Privatleben, so Kershaw, kannte Hitler nicht.

Aber stimmt das wirklich? Gab es jenseits der öffentlichen Person, jenseits der Selbst- und Fremdszenierungen nichts, das über Banalitäten hinausgegangen wäre? Das allerdings wäre ein nie dagewesenes historisches Phänomen: ein Machtmensch, der die Massen verführt und die Welt erschüttert, seelisch und charakterlich jedoch vollkommen leer ist, eine wahre «Spottgeburt aus Dreck»⁴ also, die ihren politischen Aufstieg womöglich allein einer unglückseligen Verkettung bestimmter Umstände verdankt: der Erosion gesellschaftlicher Strukturen nach dem Ersten Weltkrieg vor allem, ausserdem dem Ungeist einer dunklen Epoche, in der «Spottgeburten» nun einmal in die Sphären der Macht katalpultiert wurden. Oder ist Hitler doch ein Dämon, ein «Jahrhundertmonster», das sich menschlichen Beurteilungsmassstäben weitgehend entzieht? Liegt darin die Quintessenz jenes inzwischen unübersehbaren Berges an Forschungsliteratur, der sich in den letzten Jahrzehnten aufgetürmt hat?

Tatsächlich hält die imposante Zahl von rund 120.000 Publikationen⁵ in vielerlei Hinsicht nicht, was sie verspricht. John Lukacs, der etwas Ordnung in das Durcheinander zu bringen versucht hat, kommt zu dem bezeichnenden Schluss: «Wir sind mit Hitler noch lange nicht fertig.»⁶ Ein bemerkenswertes Eingeständnis, wenn man bedenkt, dass kaum eine Figur der Geschichte ein so gewaltiges und auch nach einem halben Jahrhundert nicht nachlassendes Forschungsinteresse auf sich gezogen hat.

Gewiss: Wir wissen inzwischen viel über die Entstehung und Entwicklung des Nationalsozialismus, über den Zweiten Weltkrieg und über die politische wie militärische Geschichte des Dritten Reichs. Die sozioökonomischen und mentalen Gegebenheiten, die seine Errichtung förderten, sind umfassend untersucht, und Entsprechendes gilt für die erdrurtschartigen Veränderungen der Parteien- und Wählerlandschaft um 1930, für die lange unterschätzten Intrigen der Machtmakler um den

greisen Reichspräsidenten von Hindenburg, denen Hitler die Berufung zum Reichskanzler verdankte, sowie für das moralisch wie intellektuell blamable Verhalten der traditionellen deutschen Eliten. Wir haben beträchtliche Einsichten in die Funktionsmechanismen der Führerdiktatur, in Hitlers Ideologie und jene Kulturgeschichte des deutschen Nationalismus, der sie grösstenteils entstammte, und auch den Verbrechen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft widmen sich nicht nur zahlreiche Forschungsinstitute und Gedenkstätten, sondern in Gestalt der «Holocaust studies» befasst sich mit ihnen überdies ein eigener akademischer Forschungszweig. Ihm fühlt sich nicht zuletzt ein so scharfsinniger und kritischer Publizist wie Ron Rosenbaum verpflichtet, von dem der bislang wohl luzideste Überblick über die (nichtdeutschen) Versuche stammt, «Hitler zu erklären»⁷. Dennoch hat Rosenbaum sein Buch ausdrücklich eine «Suche nach dem Ursprung des Bösen» genannt und damit, wie viele andere Autoren dieser Provenienz, von vornherein auf die *Unerklärbarkeit* Hitlers gesetzt,⁸ dessen konkrete Lebensumstände denn auch nicht erneut analysiert werden.

Will man Näheres über die Persönlichkeit, den Charakter oder die private Existenz Hitlers erfahren, so bleiben unter den seriösen Veröffentlichungen lediglich eine Handvoll biographischer Standardwerke, eine noch kleinere Anzahl von Detailstudien sowie die Schriften einiger Aussenseiter, die sich des Themas aus psychologischer, medizinischer oder journalistischer Perspektive angenommen haben: insgesamt eine frappierend geringe Menge. Und noch etwas kommt hinzu: Vielfach handeln solche Bücher gar nicht von Hitler selbst, sondern von den Bildern, die man sich von ihm gemacht hat oder noch heute macht. Hauptsächlich anhand von verbreiteten Stereotypen konstruiert und historisch nur wenig gesichert, sagen sie viel über die Gesellschaft aus, die sie hervorgebracht hat, über die tatsächlichen Lebensumstände der Person, um die es hier bei alledem geht, allerdings nur wenig.

«Machiavellistischer Tyrann» oder «antibürgerlicher Plebejer»?

Als die Toten des Zweiten Weltkriegs begraben, die Trümmer grösstenteils beseitigt und wenigstens einige Urheber des Desasters gerichtet und bestraft worden waren, erhob sich naturgemäss die Frage, wie all das hatte geschehen können und wer eigentlich der Mann gewesen war, der die politische Verantwortung dafür trug. Mit der Zeitgeschichte und der Politikwissenschaft verschrieben sich damals zwei junge Disziplinen eigens dem Versuch, Antworten darauf zu finden.

Der erste Markstein der Hitler-Forschung wurde sieben Jahre nach Kriegsende von einem englischen Historiker gesetzt. 1952 legte Alan Bullock mit ‚Hitler. Eine Studie über Tyrannei‘ eine Biographie vor, die sich bis heute behauptet hat.⁹ Bullock vermochte nicht nur auf jener grossen Tradition angelsächsischer Geschichtsschreibung aufzubauen, die den handelnden Menschen ins Zentrum der Betrachtung rückt, als wissenschaftlicher Berater bei den Nürnberger Prozessen konnte er zudem auf die umfangreichen dort gesammelten Quellenbestände zurückgreifen. In seinem Buch wird Hitler als exzessiver Machiavellist gekennzeichnet, dem es um nichts als persönliche Machtfülle ging, der bereit war, dafür ganz Deutschland zu zerstören, und der bei alledem von keinem Dogma, keinem Glauben, keiner Ideologie angetrieben wurde, sondern die Macht um der nackten Macht willen suchte, kurz: der ein Tyrann um der Tyrannei willen war, bar jeder Skrupel und Hemmungen, entwurzelt, ohne Heim und Familie, jemand, für den es keinerlei menschliche Bindungen und keinerlei Traditionen, weder Ehrfurcht vor Gott noch vor den Menschen gab, dem alle höheren geistigen Errungenschaften letztlich fremd blieben und der intellektuell nie über einen primitiven Sozialdarwinismus hinauskam. Seine Macht verdankte er zwei herausragenden Fähigkeiten: rhetorischem Geschick und schauspielerischem Talent. Er redete unaufhörlich, um die Empfindungen anderer zu manipulieren, ein Zug, der seine logische Ergänzung in tiefer Abneigung gegen jede Diskussion fand, im unüberwindbaren Misstrauen gegen In-

tellektuelle und im Hang, Gegner einfach niederzuschreiben. Im übrigen besass Hitler, so Bullock weiter, die Begabung, ganz in seinen Rollen aufzugehen und das, was er vortrug, im jeweiligen Augenblick selbst für wahr zu halten. Mit solcher «Selbstdramatisierung»¹⁰ überzeugte er andere, konnte er seinen brutalen Machtwillen erfolgreich verschleiern. So inszenierte er sich selbst als Mythos, kultivierte diesen sorgfältig und machte ihn eigenen Zwecken dienstbar. Und solange er dies und nichts anderes tat, hatte er glänzende Erfolge. Erst als er anfang, an seinen Mythos auch selber zu glauben, versagte seine Intuition.

Politisch wichtige Eigenschaften sind jedoch nur ein Teil der facettenreichen Persönlichkeitsskizze, die Bullock liefert. So kommt er auch auf Hitlers Sexualität zu sprechen; dieser habe sich in Gesellschaft von Frauen in seinem Element gefühlt, sei aber wahrscheinlich Syphilitiker und impotent gewesen. Damit nicht genug: Wir erfahren selbst Kleinigkeiten aus Hitlers Alltag, etwa welche Nahrungsmittel er bevorzugte (vegetarische) oder verabscheute (Gekochtes), dass er an Schlaflosigkeit und Verdauungsbeschwerden litt, wie sein Tagesablauf auf dem Berghof bei Berchtesgaden aussah und welche Vorlieben und Lieblingsbeschäftigungen er hatte (Wagner; grosse, schnelle Autos; Sahnkekuchen; schöne, aber dumme Frauen; Blumen; Hunde; seichte Unterhaltungsfilme; Baupläne studieren; Schmeicheleien anhören) beziehungsweise was er nicht mochte (Widerspruch; zu Bett gehen; Alkohol; regelmässige, konzentrierte Arbeit; Zigarettenrauch; moderne Kunst). Solche gewissermassen «menschlichen» Seiten, wie man sie auch bei anderen Personen finden könnte, entmythologisieren Hitler: Bullock will sich nicht nur dem irrationalen Kern dieses Politikerdaseins, sondern auch der dazugehörigen Alltagswelt widmen und den Diktator dadurch fassbar machen.

Aber wie überzeugend ist Bullocks Hitler-Bild aus *heutiger* Sicht? Er selbst bemerkt: «Es kann sich niemand hinsetzen und über die Geschichte seiner eigenen oder auch irgendeiner anderen Zeit schreiben, ohne an seine Aufgabe mit vorgefassten Meinungen heranzugehen, mit Meinungen, die seinem Wesen und dem Bezirk seiner persönlichen Er-

fahrungen entspringen.»¹¹ Bullock hat diese «vorgefassten Meinungen» in späteren Jahren teilweise geändert. In seiner 1991 veröffentlichten Doppelbiographie ‚Hitler und Stalin‘ versteht er den Nationalsozialismus als eine dem Kommunismus vergleichbare Ideologie und ‚Mein Kampf‘ als eine politische Programmschrift.¹² Auch ihr Autor ist nun weit mehr als bloss ein Tyrann um der Tyrannei willen, der sich vornehmlich mit Rednergabe und Schauspielertalent an die Macht hievte.¹³ Der Deutungswandel erwies sich als notwendig, weil die Forschung mittlerweile plausibel hatte nachweisen können, dass Hitler zumindest einige echte Überzeugungen hatte und dass auch seine Anhängerschar von solchen getrieben, mithin keineswegs *nur* durch geschickte Demagogie verführt worden war. An diesen Kenntnisstand knüpfte Bullock an, ohne seine Darstellung von Hitlers Charakter dadurch gravierend zu revidieren. In einem kürzlich geführten Gespräch mit Ron Rosenbaum deutete er Hitlers Ideologie als dessen «Waffe und Schutzschild gegen Reue, Schuldgefühle, einfach alles»¹⁴. Skrupelloses Streben nach Macht bleibt für Bullock Hitlers hervorstechendster Charakterzug. Noch immer sieht er ihn als geistig und emotional primitiven Tyrannen,¹⁵ auch wenn er ihm nun eine spezifische Form von ideologischem Selbstbetrug attestiert.

Als Joachim Fest 1973 – zwanzig Jahre nach Bullock – Hitler erneut zum Gegenstand einer grossangelegten Biographie machte, hatten sich politische Umstände und Zeitgeist erheblich gewandelt. Der Zweite Weltkrieg lag inzwischen fast ein halbes Menschenalter zurück, der Kalte Krieg begann einer Entspannungspolitik zu weichen, und die Achtundsechziger brachen mit manchen tradierten Überzeugungen und Rechtfertigungsmustern. In politischen Auseinandersetzungen ging es dabei nicht zuletzt um die Rolle der älteren Generation im Dritten Reich, um Schuld und Verantwortung. Insbesondere das deutsche Bürgertum wurde auf die moralische Anklagebank gesetzt und, so der Jargon der Zeit, «ideologiekritisch hinterfragt». Die unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg verbreitete Vorstellung eines monolithischen, totalitären

Staates, der dem allmächtigen Diktator als williges Werkzeug diente, konnte nicht länger überzeugen. Gleichzeitig war die Biographie als historiographisches Genre einem generellen Apologieverdacht ausgesetzt, und es wurden sogar Forderungen laut, sie ganz aus dem Repertoire geschichtswissenschaftlicher Darstellungen zu streichen. In solchen Thesen meldete die Sozial- und Gesellschaftsgeschichte ihren Führungsanspruch an.

Demgegenüber war Fests Buch, der Form nach eine klassische Biographie, die stark mit psychologischen (nicht: psychoanalytischen) Deutungsmustern arbeitete, ein dezidiert konservatives Unterfangen. Fast überflüssig zu sagen, dass sie von Anfang an heftig kritisiert wurde, zumal Fest kein zünftiger Historiker, sondern ein einflussreicher Journalist und Publizist und seine ambitionierte Studie mehr als nur Geschichtsschreibung im akademischen Sinn war, nämlich, auch dies ein Politikum, der Versuch einer Ehrenrettung des deutschen Bürgertums nach Auschwitz – und mit ihm all jener humanitären und demokratischen Ideale, die den Kern bürgerlicher Kultur ausmachen.

Fest zeichnete Hitler als antibürgerlichen Vertreter eines revolutionären Rechtsradikalismus und strich die medialen Fähigkeiten heraus, durch die er öffentliche Stimmungen aufzunehmen und eine Partei wie die NSDAP zum Erfolg zu führen wusste. Hitler lebte von den Ressentiments der Gescheiterten, der in den Krisen der Weimarer Republik vom sozialen Absturz Bedrohten. Er kannte sie, weil ähnliche Emotionen auch ihn umtrieben, weil er das Obdachlosenasyl und sämtliche Formen des gesellschaftlichen Abstiegs selbst erlebt hatte, und nicht anders als die von ihm geschaffene Partei war er vulgär, rüde, brutal. Durch sein schauspielerisches Talent konnte er diese Roheit zwar einige Zeit überdecken, doch später, namentlich in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs, trat sie wieder ungeschminkt hervor. Hitler, der sich bürgerliche Kultur und Humanität nie wirklich zu eigen zu machen vermochte, hegte schon aus diesem Grund heftige, gegen das Bürgertum gerichtete Affekte, ein Zug, für den Fest den Begriff von der «Unperson»¹⁶ prägte, der in der Folgezeit allerorten aufgegriffen wurde.

Hitler, wie Fest ihn sah, war von einem extremen Radikalismus getrieben und zog aus allem stets die äussersten nur denkbaren Konsequenzen. Und eben dieser «exzessive Charakter»¹⁷ machte die deutsche Version des rechtsradikalen Totalitarismus so besonders gefährlich. Zugleich empfand Hitler nach Fest durchaus «Bewunderung für die bürgerliche Welt»¹⁸, ja besass ein ausgeprägtes «Bedürfnis nach Zugehörigkeit»¹⁹ zu ihr, weshalb er beispielsweise vorgab, sich für Wagner, Nietzsche oder auch für Architektur zu interessieren, obwohl er von alledem in Wirklichkeit nichts verstand. Im übrigen teilt Fest Bullocks Überzeugung, dass Hypokrisie und Rhetorik die beiden grossen persönlichen Stärken Hitlers waren, hebt diesen Aspekt aber sehr viel deutlicher hervor. Hitlers öffendliche Auftritte seien von einer ausgeprägten Theaterphantasie gekennzeichnet gewesen, er habe über ein intuitives Gespür für die Seelenlage, die Erwartungshaltung und die emotionalen Bedürfnisse seines Auditoriums verfügt und so fast überall den richtigen Ton angeschlagen.

Doch Hitler besass nach Fest durchaus auch klassische Politikereigenschaften. Er war ein gewiefter Taktiker, der Situationen einschätzen und Interessenlagen durchschauen, Schwächen anderer auf Anhieb erkennen und so immer wieder nützliche Momentankoalitionen herbeiführen konnte, kaltblütig, listig und stets bereit zu höchstem Risiko. Wie alle völkisch Gestimmten nach der Oktoberrevolution von 1917 hasste er den russischen Kommunismus und empfand angesichts des allgemeinen Modernisierungsprozesses eine tiefe Skepsis; anders jedoch als all seine Konkurrenten war er in der Lage, seine Angst in einem Programm fruchtbar zu machen. Der Kampf gegen das Judentum und die Eroberung von «Lebensraum» waren die zentralen Zielvorgaben seiner Politik, die er trotz aller taktischen Schwenks zeitlebens konsequent verfolgte, sobald er über die nötigen Machtmittel verfügte.

Im Privaten, so Fest, war Hitlers Leben überschattet von chronischer Beziehungsarmut und einem unbefriedigten Geschlechtstrieb. Wir sehen ihn in der österreichischen Frühzeit mit lockeren, jeweils nur kurz dauernden Jugendfreundschaften beschäftigt, dann als eigenbrötlerischen Frontsoldaten und als von einer servilen, machthungrigen Kamarilla eher

bedrängten denn wirklich umgebenen Berufspolitiker, schliesslich als den vereinsamten, sich immer mehr im Bunker verkriechenden, von Wirklichkeitsverweigerung und Krankheit zerrütteten, vorzeitig gealterten Mann der letzten Lebensjahre. Die ekstatischen öffentlichen Auftritte der «grossen Zeit» in den zwanziger und dreissiger Jahren waren, so gesehen, gleichsam sexuelle Ersatzhandlungen. Lediglich das Verhältnis mit seiner Nichte Geli Raubal sei so etwas wie eine tiefere menschliche Beziehung gewesen: «Sie war seine einzige und, so eigentümlich unangemessen es klingen mag, grosse Liebe, voll der Verbotsgefühle, der Tristanstimmungen und der tragischen Sentimentalität.»²⁰ Weiter ausgeführt wird das allerdings nicht.

Der wesentliche Grund für die Zurückhaltung des Biographen, Hitlers Privatleben näher zu beschreiben, dürfte darin liegen, dass der Gesichtspunkt für sein zentrales Erkenntnisinteresse zu wenig abwirft. Der Mensch Hitler interessiert Fest nur insoweit, wie dessen Psychologie und Politik ihm Anhaltspunkte liefern, den damaligen Zeitgeist, die sogenannte «Epochensehnsucht», zu erfassen; auch deshalb legt er das Schwergewicht seiner Darstellung auf die Jahre zwischen 1929 und 1941. Eigentlich wider bessere Einsicht: Denn Fest hat wie kein anderer betont, dass Hitlers Charakter und Überzeugungen, schon früh festgelegt, sich ab Mitte der zwanziger Jahre kaum noch veränderten.

Damit indes kein Missverständnis aufkommt: Alan Bullock und Joachim Fest verdanken wir die bislang besten Hitler-Biographien und somit fast alles, was wir heute über den Gegenstand wissen beziehungsweise zu wissen meinen. Wie Bullock, der mit seiner Doppelbiographie ‚Hitler und Stalin‘ 1991 nochmals in die aktuelle Diskussion eingriff, ist sich auch Fest seiner bleibenden Bedeutung als Hitler-Biograph voll und ganz bewusst. Dass er nach über zwanzig Jahren Hitler-Forschung eine unveränderte Neuausgabe seiner Studie von 1973 für gerechtfertigt hielt, zeigt deutlich, wovon hier die Rede ist: nämlich dass die nicht abzuschüttelnde Zeitgenossenschaft Hitlers zwar «zu einer noch immer ansteigenden Flut von Schriften und Untersuchungen» führt, «vieles davon» aber

«dem Bild kaum zusätzliche Erkenntnisse abgewinnt».²¹ Wohl wahr. Tatsächlich hat die Geschichtsschreibung ähnlich fundierte und umfassende biographische Studien wie die von Bullock und Fest nicht mehr zustande gebracht; sie sind die Nestoren, auf deren Schultern die Hitler-Forschung bis heute ruht. Ihre Hitler-Porträts sind unsere Hitler-Bilder. Dennoch haben sie, wie sich zeigen wird, nicht die ganze Person gesehen, sondern «nur» den Diktator.

Intentionalisten und Funktionalisten

In den siebziger Jahren wurde der Buchmarkt von Titeln zum Dritten Reich geradezu überschwemmt, und bald war das Schlagwort von der «Hitlerwelle» geprägt. Das starke öffentliche Interesse beflügelte Autoren unterschiedlichster Provenienz, und ohne Frage hat man nie wieder so leidenschaftlich kontrovers über das Phänomen Hitler und seine Ursachen diskutiert wie damals. Als sich dann vor rund zwanzig Jahren ein Deutungsmonopol zweier akademischer Schulen abzuzeichnen begann, war es mit dieser Lebhaftigkeit allerdings vorbei. Immerhin hatte man mit grossem Ernst ein breites Spektrum von Interpretationsansätzen erwogen, deren wichtigste hier im flüchtigen Überblick genannt seien: Hitler war ein recht normaler, gutbürgerlicher Mann (Werner Maser); Hitler war ein «Mysterium», das man nicht weiter erklären kann (John Toland); Hitler war ein bedeutender Feldherr, der von den Engländern verkannt und in den Selbstmord getrieben wurde (David Irving); Hitler war ein Psychopath (Robert G.L. Waite); Hitler war das Opfer einer unglücklichen Kindheit (Alice Miller und Erich Fromm); Hitler war zeitweilig von dem Gedanken besessen, seine von einem jüdischen Arzt falsch behandelte Mutter zu rächen (Rudolph Binion).

Mit den zuletzt genannten Deutungen betraten die sogenannten Psychohistoriker – meist stramme Freudianer – das Feld. In den USA war ihr Einfluss auf die öffentliche Debatte keineswegs gering, und in gewisser Weise sind sie dort bis heute en vogue.²² Zeitweise beeinflussten

sie aber auch die Diskussionen in Deutschland, freilich ohne hier jemals eine vergleichbare Deutungsmacht zu gewinnen. Problematisch an ihnen bleibt, dass keine «Ferndiagnose» im Sinne Freuds durch stichhaltige Quellen bestätigt oder widerlegt werden kann, auch dass all diejenigen, die einen rein psychoanalytischen Ansatz verfolgen, nicht nur unhistorisch, sondern auch forciert reduktionistisch argumentieren, ganz gleich, ob es sich bei Hitler nun um einen «Psychoneurotiker der obsessiven und hysterischen Sorte»²³ oder um einen «narzisstisch Perversen»²⁴ gehandelt haben mag. Meist bleibt es bei Zuschreibungen, für die der Psychoanalytiker gute Gründe, die Historie aber keine Quellen zu bieten hat, so dass aus blossen Mutmassungen weitere Mutmassungen entstehen. Folglich fiel es der Geschichtswissenschaft denkbar leicht, die psychoanalytischen Erklärungsmuster zurückzuweisen, obwohl einige Punkte durchaus weiterer Nachforschung wert gewesen wären. Die Historiker zeigten sich von etwas anderem beeindruckt: von Ideologiekritik und gesellschaftlicher Strukturanalyse. «Intentionalisten» und «Funktionalisten» traten auf den Plan.

Die Intentionalisten nahmen vor allem Hitlers «Weltanschauung» ernst, so ernst, dass diese nun ins Zentrum aller Betrachtungen rückte. Demnach war der Nationalsozialismus ein relativ geschlossenes ideologisches Gedankengebäude, von Hitler aus verschiedenen überkommenen Versatzstücken zusammengefügt und dann in den Rang eines politischen Programms erhoben, und das Dritte Reich nichts anderes als eine mehr oder weniger konsequente Umsetzung dieser Ideologie. Dabei blieb es durchaus kontrovers, wieweit die praktische Umsetzung nationalsozialistischer Überzeugungen durch die tagespolitischen Ereignisse modifiziert oder gar grundsätzlich in Frage gestellt wurde und wie Hitlers Programm sich, verglichen mit anderen zeitgenössischen Programmen, einordnen liess. Ja, wir wissen nicht einmal, wie authentisch die von Hitler artikulierten Anschauungen tatsächlich waren, ob er also «seine Ideen ebenso ernst nahm, wie die ideologische Schule das tut»²⁵.

An diesem Punkt setzte die Kritik der Funktionalisten an. In ihren Augen zählte vor allem die konkrete Ausübung gesellschaftlicher Macht im

Nationalsozialismus, nicht irgendwelche Programme. Mit den inzwischen fast schon Gemeingut gewordenen Schlagworten vom «schwachen Diktator» inmitten eines «polykratischen Systems» und der «kumulativen Radikalisierung» machten sie auf die Tatsache aufmerksam, dass die Nationalsozialisten seit 1933 in der staatlichen Verwaltung ein einziges Chaos anrichteten, wobei die schnell wuchernden Bürokratien vornehmlich als Machtbasen ranghoher NS-Funktionsträger dienten, die ihre Zeit und Energie nicht zuletzt darauf verwandten, sich – teils mit nackter Gewalt – erbitterte Machtkämpfe zu liefern. Die Dinge eskalieren. Es kam zu den Exzessen von Krieg und Völkermord, aber schliesslich auch zum «Absturz» des strukturell überlebensunfähigen, auf Selbstzerstörung angelegten Systems.

So weit liesse sich der funktionalistischen Position durchaus folgen, gäbe es da nicht ein Problem: die partout nicht zähmbare Gestalt Hitlers, dessen Überlegenheit, allen strukturellen Defekten des Herrschaftssystems zum Trotz, bis zum bitteren Ende erhalten blieb. Sie stört das Modell. Was also tun, um den Diktator theoriekompatibel zu machen?²⁶

Der Nestor der funktionalistischen Schule, Hans Mommsen, hat in diesem Zusammenhang vor allem den Personenkult betont, der zunächst von der Münchner NSDAP -Ortsgruppe ausging, dann von Goebbels systematisch entfaltet und schliesslich zur eigentlichen Grundlage der Hitlerschen Machtposition wurde. Auch habe sich Hitler durch einen kleinen Zirkel blind ergebener Anhänger vom Rest des NS-Führungspersonals abschirmen lassen und so selbst im engeren Kreis eine Art Aura wahren können. Sein eigenes Politikverständnis sei im Grunde aber rein propagandistischer Natur gewesen, weswegen er letztlich, so Mommsen, für das administrative Chaos auch selber verantwortlich gewesen sei und jenen Prozess der kumulativen Radikalisierung in Gang gesetzt habe, der sein Regime in den Untergang führte. Mit einem Wort: Hitler war ein «politischer Falschmünzer»²⁷. Er lebte davon, dass andere ihn überschätzten.

Über Mommsens glänzende Ausführungen zum Hitler-Mythos als zentralem Element der NS-Herrschaft, die zweifellos ein grosser Er-

kenntnisfortschritt waren, und über die Bedeutung des inneren Zirkels um Hitler für dessen politischen Stil soll hier nicht gestritten werden. Indes: Ob sich ein derart wirkungsvoller Mythos bei einem im Prinzip «schwachen Diktator» tatsächlich von aussen inszenieren liess, das darf bezweifelt werden. Hitler mag ein «politischer Falschmünzer» gewesen sein; dennoch ist auch Falschmünzerei eine Kunst, wenngleich keine ehrenhafte. Zudem ist sie fast nie erfolgreich gewesen. Dass das im Fall Hitlers nicht so war, spricht für dessen demagogische und taktische Fähigkeiten, denn ohne Können bleibt Macht machtlos oder verfällt rasch. Hitlers Macht hingegen war ein Faktor, mit dem man in der Politik jederzeit zu rechnen hatte – bis 1945.

Keine Frage mithin, Mommsen will die Rolle, die Hitler persönlich gespielt hat, kleiner machen, als sie historisch war. Doch mit Begriffen wie dem «Falschmünzer» ist es keineswegs getan. Sie verwischen mehr, als sie erklären, und sind zu unscharf, um das Phänomen Hitler wirklich zu fassen. Stattdessen zeigen sie die Grenzen eines Geschichtsverständnisses, in dem für machtvolle Individuen per definitionem kein Platz ist. Oder anders gewendet: Was kann von einer Person übrigbleiben, die den Anspruch auf individuelle Charakterzüge von vornherein verwirkt hat?

Charismatiker ohne Persönlichkeit?

In gewisser Weise hat Ian Kershaw Mommsens Erbe angetreten und es sich dabei zur Aufgabe gemacht, Intentionalisten und Funktionalisten zu versöhnen. Er legte wichtige, ja richtungweisende Studien zur öffentlichen Meinung im Dritten Reich und zum Hitler-Mythos vor, und in seiner 1998 erschienenen grossen Biographie²⁸ führt er souverän nahezu alles zusammen, was die Forschung im Lauf eines halben Jahrhunderts zur Politik-, Wirtschafts-, Sozial- und Gesellschaftsgeschichte der Weimarer Republik und der frühen NS-Zeit hervorgebracht hat. Am besten ist Kershaw aber dort, wo er die Ausübung von Macht, genauer: von personalisierter Macht, analysiert. Offensichtlich fasziniert ihn die «My-

stik der Macht», die in der Hitler-Diktatur fraglos einen ihrer grössten Triumphe feierte. Für Kershaw war sie vornehmlich ein Produkt der deutschen Gesellschaft und ihrer spezifischen, auf Hitler übertragenen Hoffnungen und Ängste; deshalb nimmt er den Diktator vornehmlich als Projektionsfläche der in ihn gesetzten Erwartungen wahr, ein in vielerlei Hinsicht fruchtbares Prinzip. Problematisch wird es allerdings, sobald er auf die «charismatische Natur» von Hitlers Macht zu sprechen kommt. Denn Kershaws Hitler ist alles andere als ein Charismatiker, ihm mangelt es vielmehr gerade an jenen Voraussetzungen, die es ihm erlaubt hätten, aus seiner Persönlichkeit heraus so etwas wie Charisma zu erzeugen. Laut Kershaw hatte Hitler gar keine Persönlichkeit: Es sei nicht nur «Tatsache, dass Hitlers Leben ausserhalb der Politik weitgehend ereignislos war», sondern ihm fehlte sogar «eine persönliche Existenz oder Geschichte ausserhalb der politischen Ereignisse, an denen sie beteiligt ist»²⁹. Also möge sich der Biograph gar nicht erst «auf Hitlers Persönlichkeit, sondern [...] auf das Wesen seiner Macht»³⁰ verlegen.

Mit einem Wort: Kershaw hat kein wirkliches Interesse an Hitlers persönlicher Lebensgeschichte. Den Privatmann will er sich lieber vom Hals halten, denn der scheint ihm nach zehnjährigem intensivem Studium «noch abscheulicher als zuvor»³¹. Und genau deshalb sind die im engeren Sinn biographischen Passagen von Kershaws Buch im ganzen auch eher uninteressant. Wo er dennoch einmal auf den Menschen Hitler zu sprechen kommt, ist er mit moralisierenden Verdikten und Klischees schnell bei der Hand, und überhaupt ist es merkwürdig, dass seine Untersuchung als eine in vielerlei Hinsicht neue Hitler-Biographie rezipiert wird. Das nämlich ist sie nicht. Kershaws biographische Erkenntnisse stammen fast alle aus zweiter Hand, und seine Deutungen von Hitlers Leben sind mehr oder weniger Produkt seiner gesellschaftsgeschichtlich, aber eben nur gesellschaftsgeschichtlich bestechenden Analyse. Insofern hat Klaus Hildebrand mit seiner Bemerkung, Kershaw habe «nichts Neues» über Hitler zu sagen, völlig recht.³²

Inzwischen ist von anderer Seite kritisiert worden, dass Kershaw we-

der die private noch die öffentliche Seite dessen einblende, was er als charismatische Qualität Hitlers beschreibt.³³ Ein so durchschlagender politischer Erfolg einer privaten «Unperson» lasse sich nur erklären, wenn man hochpathologische Ursachen in Rechnung stelle, und zwar bei Hitler ebenso wie bei den damaligen Deutschen. Ob Hitlers Aufstieg deshalb eine «Wahnkarriere»³⁴ war, darüber lässt sich gleichwohl streiten. Überzeugender argumentiert Ludolf Herbst, der, ebenfalls in kritischer Abgrenzung zu Kershaw, auf Hitlers «wzÄ-charismatische Persönlichkeit» verweist, die ihren Erfolg vielmehr dem gelungenen Wechselspiel von «Inszenierungskunst und Charismapolitik» verdanke.³⁵ Auch hier allerdings wird die von Kershaw behauptete «Substanzlosigkeit der Privatperson des Diktators»³⁶ nicht weiter in Zweifel gezogen. Interessant ist schliesslich noch der jüngst erfolgte Hinweis auf Hitlers «Pseudologenexistenz» und darauf, dass Hitler in seiner Selbstmontage offensichtlich einer «typisierten Hochstaplertaktik» gefolgt ist.³⁷

Hitlers «posthume Biographie»

Wer etwas Neues über Hitler sagt, dem droht Ungemach, wenn er sich nicht nach mehreren Seiten hin absichert. Es gilt, Tabuzonen, Fallstricke und Sprachregelungen zu beachten, natürlich auch die richtige Gesinnung und Haltung zu zeigen. Doch je nachhaltiger sich dergleichen inzwischen eingespielt hat, desto deutlicher wird erkennbar, was der Preis für die selbstbeschränkende Anpassungsleistung ist: eine andauernde Irritation über Hitler, die zum Teil schon neurotische Züge trägt. Hin- und hergerissen zwischen Überterrationalisierung und Moralisierung, Tatsachenstrenge und Faktenignoranz, Denkverbote und Voyeurismus, Rätselfragen und dem Wunsch nach objektiv gültigen Erkenntnissen, hat sich die Debatte in eine beängstigende Schiefelage manövriert. Auch die Reaktionen auf das Buch von Kershaw machen dies deutlich. Einerseits findet man überschwengliches Lob für eine Arbeit, die uns nun endlich ein erschöpfendes und womöglich endgültiges Bild des Diktators geliefert

habe, andererseits wird der Zugang zu Hitler weiterhin mit paradoxen oder sinnlosen Formeln verstellt. Man hört vom «Charisma einer Unperson ohne inneren Kern» (Frankfurter Rundschau)³⁸, von einem «Unmensch ohne Eigenschaften» (Welt am Sonntag)³⁹, einem «Drachen, der ein Würmchen war» (Frankfurter Allgemeine Zeitung)⁴⁰. Auch gibt es eine regelrechte Erleichterung über die angebliche Entdämonisierung Hitlers: «Ian Kershaw treibt Dämonen aus», so die ‚Welt‘⁴¹. Und doch lastet die traumatische Präsenz des «Führers» unverändert auf den Meinungsmachern. Ist er wirklich «kleinzuschreiben»⁴², indem man das zum «Drachen» stilisierte Fabelwesen entgegen aller geschichtlichen Evidenz zum «Würmchen» werden lässt?

Der Exorzismus des deutschen Feuilletons ist das Vexierbild der gegenwärtigen Debatte und die überbordende Hitler-Literatur Teil ihrer Problematik. Keine Rede von streng wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen auf diesem Gebiet: *sine ira et studio*. Keine Rede auch von Zufriedenheit über den erreichten Forschungsstand. Die verbreitete Auffassung, der Unmensch Hitler sei inzwischen nach allen Regeln der Sezierkunst auseinandergenommen und kein Winkel seiner schwarzen Seele ausgespart, kein Detail seiner Lebensgeschichte unausgeleuchtet geblieben, erweist sich als ebenso naiv wie unzutreffend. Allzuviel wissen wir immer noch nicht über ihn, etliche Rätsel sind geblieben, und der erreichte Erkenntnisgewinn wurde überdies mit nicht unbeträchtlichen intellektuellen Folgekosten bezahlt. Schärfer formuliert: Dass die historische Forschung bislang so wenig gegen die Legendenbildung zur Person Hitlers auszurichten vermochte, liegt nicht zuletzt daran, dass sie sich dieser jenseits von Ideologie und Politik noch so gut wie gar nicht angenommen hat. Es ist ein Phänomen, das sich kaum anders als mit Hitlers «posthumer Biographie» erklären lässt: damit, dass der Diktator nicht nur seine Mitwelt, sondern auch seine Nachwelt auf fatale Weise in Bann gezogen hat. Angesichts der Barbarei, die er ausgelöst hat, ist das vielleicht auch verständlich: Als historische Person musste Hitler zur Angstneurose, zur Horrorvision werden, und so blieb er auch für die Nachgeborenen, was er schon für viele Zeitgenossen war: unbegreiflich,

ein Mysterium. Politisch und intellektuell gewendet heisst das: eine Drohbotschaft, die sich der im engeren Sinne wissenschaftlichen Auseinandersetzung weitgehend entzog.

Warum also sollten wir der Rede von der Substanzlosigkeit dieses merkwürdigen Charakters weiter Glauben schenken? Man muss nur tiefer in Hitlers Vergangenheit graben, um auf Möglichkeiten zu stossen, das Rätsel zu beenden. Dabei ist man gut beraten, mit jenen dreissig Jahren zu beginnen, in denen er noch *nicht* Politiker war. Auf der Suche nach den archetypischen Verhaltensmustern und Persönlichkeitsmerkmalen jedenfalls, die seiner Biographie ihr unverwechselbares Profil gegeben haben, wird man in dieser Zeit zweifellos am ehesten fündig werden. Mit welchem Recht wird seine Vita nur von 1945 her erzählt, werden unbestreitbare Möglichkeiten biographischen Verstehens durch eine teleologische Betrachtungsweise erstickt? Denn als Hitler beschloss, sein Heil in der Politik zu suchen, hatte er bereits einige Lebenserfahrung, ja, man kann sagen: eine ereignisreiche Biographie. Und vielleicht liegt, unter anderem, gerade hier das Geheimnis seines Erfolgs.

Will man rekonstruieren, welche Erfahrungen ihn entscheidend prägten, muss man bei seinem Umfeld einerseits, seinem Innenleben andererseits ansetzen. Wo und wie hat Hitler das gesucht (und möglicherweise auch gefunden), worin noch jeder Mensch den primären Gehalt seines Lebens gesehen hat – Glück, Liebe, Anerkennung? Es sind nicht Beziehungen zu Frauen, es sind nicht Ehe und Familie, die ihm hierzu verholfen haben. Aber irgend etwas muss selbst diesem Leben vor oder wenigstens neben der Politik eine emotionale Orientierung, ein Leitmotiv gegeben haben. Was also spricht dagegen, Hitlers Tun auch aus einem Geflecht sehr persönlicher Beweggründe zu erklären? Was spricht dagegen, nach Triebfedern seines Agierens zu suchen, die bereits gespannt waren, bevor er die Bühne der Politik betrat?

Abwehrreaktionen

Hitler gehört zu den verachtungswürdigsten Figuren der Geschichte, seine Untaten waren mörderisch und durch nichts zu rechtfertigen, und doch ist es falsch, in ihm lediglich eine tollwütige Bestie zu sehen. Hitler hatte menschliche Eigenschaften, die für sein Tun keineswegs unwesentlich waren, und wir dürfen sein Bild nicht weiter dadurch verzerren, dass wir ihn dieser Eigenschaften berauben. Wir müssen ihn vielmehr konsequent auf menschliches Mass zurückführen – auch und gerade mit Blick auf sein Gefühlsleben, über das sich im Lauf der Jahre Vorstellungen verfestigt haben, die mehr von der traumatisierenden Kraft seiner Schreckensherrschaft als von gesichertem Wissen geprägt sind. Die damit verbundenen Zerrbilder lassen den Diktator noch monströser und unfassbarer erscheinen, als er ohnedies schon war.

Dabei hat man etwas übersehen, genauer: nicht sehen wollen, das Hitlers Leben und Taktieren womöglich bis zu einem gewissen Grad erklären kann – seine Homosexualität. Dieser Punkt ist völlig unerforscht, und es muss darüber nun endlich mehr Gewissheit geben. Verschiedene Ereignisse, Begegnungen und Querverbindungen in Hitlers Lebensgeschichte sind so auffällig, dass man sie nur als Teil eines homosozialen Kontextes zu begreifen vermag. Und je genauer man hinblickt, desto zwingender wird der Schluss. Ich werde folglich in diesem Buch über Hitlers Emotionen reden – aber ganz emotionslos; an heikle Dinge in seinem Leben rühren – aber nicht um der Sensation willen; aus womöglich irritierenden Quellen zitieren – aber dabei auf nüchterne Quellenkritik nicht verzichten. Es gilt, einen bestimmten Aspekt von Hitlers Leben so sachlich wie möglich zu beschreiben und dadurch eine Angelegenheit zu thematisieren, die jahrelang tabuisiert gewesen ist.

Das Unterfangen birgt allerdings Gefahren, und besonders eine Reaktion ist vorherzusehen: der Vorwurf, Hitler werde über die Probleme seines Sexuallebens womöglich exkulpiert, vermenschlicht oder verharmlost. Auch aus diesem Grund hat ein wissenschaftliches Interesse an der Frage, wie Hitlers Sexualität biographisch und politisch zu gewichten

ist, seine besonderen Schwierigkeiten. Wer sie aufgreift, gerät schnell unter Apologieverdacht, dabei war es noch stets die wichtigste Aufgabe des Biographen, *sämtliche* erklärungsrelevanten Fakten aus dem jeweiligen Lebenszusammenhang zu untersuchen und zu deuten. Ausserdem ist es durchaus Pflicht des Historikers, sich über Schamgrenzen hinwegzusetzen, jedenfalls dann, wenn es um Personen geht, deren öffentliches Leben ohne Kenntnis ihres Privatlebens nicht hinreichend verstanden werden kann. Schweigt man über solche Punkte aus Gründen, die nicht der Wissenschaft selbst entspringen, so gibt man wichtige Erkenntnismöglichkeiten preis. Wenn also im folgenden Hitlers Sexualität behandelt wird, dann nicht, um seine Schuld in irgendeiner Weise zu «relativieren», sondern um Aufschluss über den Zusammenhang von privater und politischer Geschichte zu erlangen. Kurz: Als Historiker darf man, ja *muss* man zu alledem etwas sagen.

Historisch-kritische Beweisführung

Was muss der Historiker tun, um zu einem begründeten Urteil über die Bedeutung von Hitlers Homosexualität zu gelangen? Entscheidend ist zunächst einmal der Nachweis, dass er Beziehungen zu Männern gehabt hat, die einem Liebesverhältnis gleichen, und/ oder dass es zu sexuellen Handlungen mit diesen oder anderen Partnern gekommen ist. Wenn dafür konkrete Anhaltspunkte fehlen, bleibt es bei einer Vermutung. Psychohistorisch gewonnene Indizien indessen reichen zur Beweisführung nicht aus,⁴³ denn es handelt sich dabei um Deutungen, die nicht mit geschichtlichen Tatsachen verwechselt werden dürfen. Hitlers Posen, seine Gestik oder Mimik auf Fotografien und in Filmen, seine Accessoires wie Schnurrbart oder Peitsche, seine effeminierten Züge, sein athletisch-monumentaler Kunstgeschmack, sein ausgeprägtes Wohlgefallen am männlichen Körper, all das kann uns noch keine überzeugenden Aufschlüsse über seine Homosexualität liefern. Um zu halbwegs gesicherten Erkenntnissen zu gelangen, braucht man viel mehr schriftlich festgehal-

tene Aussagen von glaubwürdigen Zeugen, Fakten, die Auskunft über Hitlers gleichgeschlechtliche Beziehungen und über die Männer geben, denen er zugetan war. Erst am Ende eines solchen quellengestützten Vorgehens wird man von einem schlüssigen Nachweis sprechen können. Folglich sollte von Beginn an klar sein, dass man von der Überlieferung auch nicht Unmögliches verlangen darf, denn es gibt Lücken, die von schriftlichen Quellen nicht abgedeckt werden können. Sie sind da und werden, so steht zu vermuten, immer bleiben.

Die Quellenlage ist prekär, aber keineswegs hoffnungslos. Dass sie sich als so schwierig erweist, muss uns nicht wundern: Bis vor kurzem war Homosexualität einer der grössten Tabubereiche der abendländischen Geschichte.⁴⁴ Dies hat zu einem eklatanten Mangel an einschlägigem Quellenmaterial geführt.

Hitler ist keine Ausnahme. Wenn überhaupt, dann haben Homosexuelle meist nur einen kleinen Ausschnitt ihres wahren Gefühlslebens dem Papier anvertraut, und oft sind selbst solche bruchstückhaften Zeugnisse von den darin «belasteten» Personen aus Angst vor Stigmatisierung vernichtet worden. Auch mündlich ist wenig überliefert, weil homosexuelle Männer bis weit ins 20. Jahrhundert hinein von einem grossen Teil der Bevölkerung als «sittlich verkommen» und «minderwertig» denunziert wurden und weil die Diskriminierten über ihre Veranlagung deshalb meist nur mit Eingeweihten sprachen.⁴⁵ Man muss immer wieder daran erinnern, dass gleichgeschlechtliche Liebe damals, anders als heute, gesellschaftlich nicht einmal in Ansätzen akzeptiert war. Im Gegenteil: Homosexuelle standen aufgrund der allgegenwärtigen Infamierungsgefahr unter unausgesetztem seelischem Druck.

Die Hauptschwierigkeit, etwas über Hitlers Intimsphäre in Erfahrung zu bringen, hat also weniger mit diesem selbst als mit dem historischen Tabubereich Homosexualität zu tun. Man steht vor einem Gestrüpp aus Verdrehung, Heuchelei und Mimikry, das nur schwer zu durchdringen ist; die dekuvierenden Bekenntnisse von Thomas und Klaus Mann sind die sprichwörtlichen Ausnahmen von der Regel. Klassische Primärquel-

len, die über Hitlers Homosexualität in vergleichbarer Weise Auskunft geben könnten, Fotos etwa, Liebesbriefe oder Tagebücher, liegen bekanntlich nicht vor. ⁴⁶ Hitler lebte in ständiger Sorge, dass etwas Belastendes über ihn aktenkundig werden und somit an die Öffentlichkeit gelangen könnte, und vermied deshalb jeden vertraulichen Schriftverkehr.⁴⁷

Überhaupt zeigte sich Hitler, was sein Privatleben betraf, als ein wahrer Meister der Geheimhaltung. Nicht nur sein zeitweiliger Freund Ernst Hanfstaengl «spürte sofort sein unablässig wachsames Misstrauen, sobald man bewusst oder unbewusst seiner Vergangenheit, seinem Charakter, seiner Intimsphäre nachspüren wollte. Dann verschloss er sich sofort wie eine Auster oder überspielte das Thema mit vernebelnden Maximen.»⁴⁸ Auch bei Gesprächen im engsten Kreis war er darauf bedacht, Punkte, die ihn selber betrafen, zu verschleiern, so dass man geradezu von einer Verhüllungsneurose sprechen muss. Seine hervorstechende Gabe war das Lügen – und die Fähigkeit, eigenen Lügen zu glauben. Bis zu einem gewissen Mass wurzelt das wohl in seiner persönlichen Geschichte, denn wer sich – zunächst aus Not – stets nur mit Mimikry durchs Leben geschlagen hat, dem wird Täuschung und Schauspielerei so sehr zur Gewohnheit, dass man im klassischen Sinn von einer zweiten Natur sprechen kann. Und ebendies macht die Interpretation seiner halbformellen Äusserungen über Sexualität, Frauen und Ehe so heikel. Oft dienten gerade diese Äusserungen der gezielten Desinformation, waren wesentlicher Bestandteil jenes Tarnnetzes, das er hinter den Kulissen zu spinnen wusste.

Beeidete Zeugenaussagen über Hitlers Homosexualität, protokolliert im Zuge eines Strafverfahrens oder Polizeiverhörs, sind im Original nicht überliefert, obwohl derartige Unterlagen, die sich auf den Hitler der frühen Jahre (1910-1923) beziehen, einmal vorhanden waren. Für die späteren «Kampfjahre» findet sich kein Hinweis auf solche Schriftstücke. Wenn es sie gegeben hat, dann sind sie von Hitler und seinen Leuten mit Sicherheit vernichtet worden.

Hitlers Vernichtungswille gegenüber allem, was Einblick in sein Leben hätte geben können, ist vielfach dokumentiert. Er liess verschwinden, was er verschwinden lassen konnte, und sein Arm reichte weit, auch vor 1933. Er hat Mitwisser bestochen, eingeschworen, erpresst oder umgebracht. Schon das legt nahe, dass er Kompromittierendes aus der Welt schaffen, dass er um jeden Preis verhindern wollte, «ertappt» zu werden. Und Hitler sah seinen Ruf gewiss nicht durch politische Verbrechen gefährdet – zu denen er sich vielmehr verblüffend freimütig bekannt hat –, sondern durch Enthüllungen über sein Privatleben. Dass er Angst hatte, aufgrund der widrigen Umstände seiner ersten Lebenshälfte als «Verlierer» gesehen zu werden, ist unwahrscheinlich; schliesslich galt er seit Mitte der zwanziger Jahre trotz seiner fragwürdigen Vergangenheit und seiner brülldemagogischen Attitüde als halbwegs reputierlicher Berufspolitiker, und dass er aus kleinen Verhältnissen stammte, war bekannt. Es gab ein grösseres Geheimnis denn seine Vorgeschichte als «Sozialfall», ein Stigma, das ihn für alle Zeiten blosszustellen drohte: seine Homosexualität. Um dies zu verheimlichen, musste er ein Tarnleben führen, und er hütete sein Geheimnis mit allen nur erdenklichen Mitteln. Hier lag, was den Kampf um Macht und Machterhalt ebenso wie um die Sicherung des Nachruhms anging, seine gravierendste Schwäche und grösste Gefährdung. Hitler selbst hat also die entscheidenden Spuren verwischt. Darin unterscheidet er sich nicht von anderen prominenten Homosexuellen; das Besondere an seinem Verhalten liegt lediglich im generalstabsmässig organisierten und skrupellosen Ausschalten aller Enthüllungsrisiken.⁴⁹

Wie steht es aber mit eventuellen Mitwissern, Betroffenen, Eingeweihten? Zunächst ist die Zahl derer, die wirklich etwas wussten, immer schon überaus klein gewesen. Die meisten von ihnen waren 1945/46 tot: Einige hatte Hitler umbringen lassen (Ernst Röhm und seinen Kreis, den Hauptmann Karl Mayr, den Kriegskameraden Hans Mend, den Publizisten Fritz Gerlich, die Polizeipräsidenten August Schneidhuber und Graf Helldorf), andere hatten Selbstmord begangen (Geli Raubal, Eva Braun, Walter Hewel, Philipp Bouhler, Martin Bormann, Heinrich Himmler, Hermann Göring), wieder andere waren hingerichtet worden (Julius

Streicher, Hans Frank). Die wenigen Wissenden wiederum, die Hitler überlebten, standen trotz des Zusammenbruchs des Nazi-Regimes loyal zum «Führer» und blieben selbst jetzt, da alles vorbei war, im Bann von Hitlers Geheimhaltungswahn. Manche vernichteten aufschlussreiche Dokumente und schwiegen, andere taten in ihren Memoiren alles, um das Privatleben des «Führers» auch posthum zu glätten; zu nennen sind hier besonders Albert Speer, Baldur von Schirach, Heinrich Hoffmann, Fritz Wiedemann und Heinz Linge. Oft haben sie nur einzelne Aspekte weggelassen oder hinzugefügt, doch solche geringfügigen Verfälschungen und Aussparungen sind mitunter bekanntlich wirkungsvollere Geschichtsklitterungen als glatte Lügen. Ein anschauliches Beispiel dafür bieten Speers Ausführungen über Hitlers Unfähigkeit zu freundschaftlichen Gefühlen. Was für ein negativer Euphemismus!

Die einstigen Satrapen schrieben und verkauften ihre Erinnerungen aus den gleichen Motiven, aus denen sie zuvor Hitler gedient hatten: aus Eigennutz – und natürlich auch aus einem enormen Rechtfertigungszwang. Schliesslich hatten sie sich immer auch an *privaten* Hitler gebunden und standen, so gesehen, in einer Art persönlicher Haftung, zumal sich im innersten Kreis um Hitler ausschliesslich Leute behaupten konnten, die mit dem «Führer» eine oder mehrere Wesenseigenschaften teilten: demagogisches Talent, kriminelle Tatkraft, Grössenwahn, Verblendung, Schmierigkeit, Hochstapelei. Oder eben, so scheint es jetzt, eine Veranlagung: Homosexualität. Dabei machte es offenkundig keinen Unterschied, ob es sich um Leute aus gutbürgerlichem Hause wie Albert Speer oder um Gangster wie Max Amann handelte, um kongeniale Diaboliker wie Joseph Goebbels oder gutgläubige Zeloten wie Philipp Bouhler. Was sie an Hitler band, war, was sie mit ihm *verband*, und wengleich diese Bindungen sich bei manchen im Lauf der Zeit gelockert, gelöst oder sogar in Antipathien verwandelt haben, blieben sie doch weiterhin lebens- und haltungsprägend.

Jedenfalls wagte es kein Mitglied seiner früheren Entourage, Hitler mit homosexuellen Neigungen in Verbindung zu bringen. In der Tat: Ein

solches «Outing» wäre nicht nur ein unerhörter Tabubruch gewesen, sondern hätte für jeden Beteiligten wenn nicht den Tod, so doch Ächtung seitens der ehemaligen «Kameraden» mit sich gebracht. Wahrscheinlich haben deshalb so prominente Eingeweihte wie Hitlers Chefadjutant Wilhelm Brückner ebenso hartnäckig geschwiegen wie weniger prominente, beispielsweise Julius Schaub, Emil Maurice oder Ernst Schmidt.

So bleibt ein kleiner Rest von ernstzunehmenden Zeitzeugen, die sich ziemlich eindeutig über Hitlers Sexualeben geäußert haben, darunter August Kubizek, Kurt Lüdecke, Ernst Hanfstaengl, Rudolf Diels, Erich Ebermayer, Eugen Dollmann, Christa Schroeder oder Hans Severus Ziegler. Alle teilen übereinstimmend mit, dass Hitler gewiss keine sexuellen Beziehungen zu Frauen hatte; einige sagen geradeheraus, dass Hitler homosexuell war; andere sagen es verschlüsselt. Das sind Indizien, Hinweise, Anhaltspunkte. Über die Glaubwürdigkeit dieser Zeugen entscheidet die Quellenkritik, die hier besonders intensiv betrieben werden muss: Welche Dokumente sind echt? Wurden sie von jemandem verfasst, der wusste, wovon er sprach? Warum existieren die Papiere? Wie sind sie zu lesen? Wie können wir sie zum Sprechen bringen? Und welche Schlussfolgerungen sind erlaubt?

Quellenkritische Enttarnung

Fragen wie die obengenannten stehen im Mittelpunkt der folgenden Darstellung, die gewissermassen das Protokoll einer quellenkritischen Enttarnung ist. Es geht um die nüchterne Sichtung und Deutung all jener Quellen, die womöglich Hinweise auf Hitlers sexuelle Veranlagung geben. Dabei muss die jeweilige Überlieferung nicht nur einer eingehenden «äusseren» Prüfung, sondern in ihrem Aussagegehalt auch einer Art Plausibilitätstest unterworfen werden. Ziel der Analyse ist es, jene Quellen, die einer strengen Evaluierung standhalten, zu einer Beweiskette zusammenzufügen. Dabei wird sich zeigen, dass Hitler seine Homosexua-

lität trotz aller Anstrengungen nicht gänzlich verbergen konnte, denn es gab Menschen in seinem Leben, die sich, aus lauterer wie aus unlauteren Motiven, irgendwann veranlasst sahen, ihr Wissen anderen anzuvertrauen.

Ein weiterer wichtiger Schritt, die These des Buches zu untermauern, ist die Untersuchung von Hitlers engeren Freundschaftsbeziehungen. Immer wieder suchte Hitler die Nähe einzelner Männer, an die er sich nicht nur über längere Zeiträume persönlich band, sondern denen er auch ein aussergewöhnliches Mass an Vertrauen schenkte. Die meisten von ihnen waren homosexuell oder hatten zumindest ausgeprägte homoerotische Neigungen, und es fällt auf, dass Hitler einige der Beziehungen nach einer bestimmten Zeit unter sehr merkwürdigen Umständen abrupt beendet hat. Anders als bislang angenommen, waren seine Männerfreundschaften in Wahrheit eben «Männerlieben», und man kann auch hier durchaus Namen nennen: August Kubizek, Rudolf Häusler, Ernst Schmidt, Dietrich Eckart, Ernst Röhm, Ernst Hanfstaengl, Emil Maurice, Rudolf Hess, Julius Schreck, Hans Severus Ziegler, Albert Speer und andere mehr. Manche Beziehungen waren fest, andere locker, manche eher kameradschaftlicher, andere eher erotischer Natur. Aufschluss über diese Partner und Freunde zu gewinnen, über ihre Charaktereigenschaften und ihren sozialen Hintergrund, heisst zugleich, Aufschluss über die Person Adolf Hitler zu gewinnen.

Mit Frauen hatte Hitler, wie angesichts der genannten Hinweise kaum überrascht, weniger im Sinn. Zwar kokettierte er, er brauche einen «weiblichen Gegenpol gegen meine einseitig männlichen Instinkte»⁵⁰, aber nie hat er auch nur für kurze Zeit ernsthaft um die Liebe einer Frau geworben. Wohl versuchte er mehrmals, Beziehungen zu Frauen aufzunehmen, doch ohne Erfolg: Es kam zu keinem erfüllten Verhältnis. Kein Wunder, ging es ihm doch vor allem darum, seine gleichgeschlechtliche Veranlagung zu bekämpfen oder zu kaschieren. Und ab 1927 pflegte er, wie viele Homosexuelle jener Zeit, solche Verbindungen nur noch zum Zweck der Tarnung und Täuschung.

Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang Hitlers äussere Lebensumstände vor 1933: das ständige Unterwegssein, die verschiedenen «festen Wohnsitze» (München, Haus Wachenfeld bei Berchtesgaden, Berlin), die vielen Privatbesuche in Weimar und Bayreuth, das häufige Reisen inkognito sowie die Geheimhaltung von Aufenthaltsorten. Indizien eines Doppellebens?

Gleich zu Beginn seiner politischen Karriere hatte sich Hitler in dem homoerotisch geprägten Umfeld seiner Entourage eingerichtet. Hier fühlte er sich offenkundig wohl, und so hat er dieses «Gruppenleben» bis zu seinem Ende fortgeführt. Seine Gefolgsmänner, die ihm bedingungslos ergeben waren, zeigten dabei auffällig wenig Interesse an Frauen; dass Hitler sie dennoch zur Heirat drängte, ist nicht weiter verwunderlich. Keine Verschwörung ohne Maskerade. Die Struktur des inneren Kreises garantierte überdies nicht nur den festen Zusammenhalt, sie beugte auch Denunziationen oder Erpressungen vor und schuf, wie man ohne Übertreibung sagen kann, etwas wie eine Schicksalsgemeinschaft, weil alle etwas zu verbergen hatten, die einen ihre sexuelle Veranlagung, die anderen zwielichtige Geschäfte.

Und Hitler verstand es, seine engsten Gefolgsleute enger und enger an sein politisches Schicksal zu binden. Hier entfaltete sich in der Tat «ein von kleinkrimineller Schabrigkeit» durchdrungener Diktator, ein «Ränkeschmied, der ständig in Erpressereien und Lügengeschichten verwickelt war»⁵¹ – und doch all diesen Widrigkeiten zu trotzen und seinen Kopf zu retten verstand. So ist die Zuversicht, die er später ausstrahlen konnte, wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass er den Gefährdungen seiner Politikerkarriere auf so unglaubliche Weise entronnen war, und tatsächlich ist es mehr als erstaunlich, dass zwischen 1930 und 1934 niemand seine Integrität ernstlich in Frage zu stellen vermochte. Diesen Umstand hat er dann, so scheint es, durch einen Akt euphorischer Autosuggestion in «Vorsehung» umgemünzt, ja in das «Schicksal» einer ganzen Nation.

Hitler habe seine Berufung als Politiker weitgehend aus seinem Lebenslauf abgeleitet, sagte Albert Speer 1945, und seinen Optimismus damit begründet, «dass er in seinem Leben schon viele schwierige Situatio-

nen mitgemacht habe, die immer günstig für ihn ausgegangen seien»⁵². Es ist richtig: Eine härtere Schule als Hitler dürften nur wenige Politiker seiner Generation durchgemacht haben, und die Zähigkeit sowie die eisernen Nerven, die er sich gern zugute hielt, sind – nicht anders als seine Wandlungsfähigkeit – zu einem wesentlichen Teil auf ebenjenen «Überlebenskampf» zurückzuführen. Insofern hängt sein unglaublicher Aufstieg zumindest in einigen nicht unerheblichen Aspekten auch mit seiner homosexuellen Veranlagung zusammen; man muss die historischen Tatbestände nur sachgerecht aufarbeiten und analysieren, unaufgeregt und ohne falsche Rücksichtnahme.

Dennoch: Selbst wenn nach Sichtung alles vorliegenden Materials der Schluss, dass Hitler homosexuell war, eindeutig ist – nach Massgabe eines historischen Indizienbeweises –, bleibt dieser Schluss, bleibt diese Wahrheit nicht einfach darzustellen – um so weniger, als die nationalsozialistische Diktatur ein besonders düsteres Kapitel in der Repressionsgeschichte der Homosexuellen ist. Wie lässt sich das mit unserer These vereinbaren?

Hitler wusste, dass es Dinge in seinem Leben gab, die seinem Charisma, dem entscheidenden Grund seiner Macht, so abträglich sein konnten, dass sie um jeden, wirklich *jeden* Preis verborgen werden mussten. Je schneller sein politischer Aufstieg vonstatten ging, je mehr er ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit geriet, desto grösser wurde die Gefahr, als Homosexueller entlarvt zu werden. All das spitzte sich zu, als die SA unter Führung von Hitlers früherem Freund Ernst Röhm Machtansprüche erhob. Aus Sicht Hitlers war Röhm 1934 kurz davor, die Büchse der Pandora zu öffnen. Hitler fürchtete eine Verschwörung, und Röhm wusste viel zuviel über ihn. Panische Angst vor Sexualdenunziation und dem damals damit zwangsläufig verbundenen politischen und gesellschaftlichen Absturz liessen den schwankenden Diktator zum Äussersten greifen: Es kam zu den Röhm-Morden, und im Zuge dieser Aktion suchte Hitler auch gleich andere Zeugen seiner Homosexualität auszuschalten, eine brachiale Massnahme, um mögliche Denunzianten und Erpresser abzuschrecken. Röhm hatte mit dem Feuer gespielt, Hitler hat-

te es gerade noch austreten können. Dabei mag hinzugekommen sein, dass er sich stark belastet fühlte und mit dem brutalen Vorgehen gegen die «homosexuelle SA» die eigene «Reinheit» bekräftigen wollte.

Dergestalt diente die öffentliche Verfolgung von Homosexuellen durchaus Hitlers eigenem Interesse. Er schüchterte Zeugen ein und unterband Erpressung, und es liegt auf der Hand, dass all das nicht zuletzt mit psychischen Schäden verbunden gewesen sein muss, genauer: mit einer Art Bewusstseinspaltung. Hitler hatte sich an den gesellschaftlichen Konventionsdruck in einer extremen Weise überangepasst, und trotz aller Anstrengungen kam er nie aus der aufreibenden, ja zermürbenden Zwangslage heraus, seine Homosexualität, koste es, was es wolle, verheimlichen zu müssen. Und noch etwas liess sich nicht ausschalten: die Gefahr, von den Mitbuhlern um Macht und Einfluss im Dritten Reich irgendwann ausspioniert und erpresst oder öffentlich gedemütigt zu werden, von Leuten also, die Hitler an krimineller Energie durchaus ebenbürtig waren.

Doch vor jeder weiteren Deutung soll nun das Sichten der Quellen stehen. Hitlers gleichgeschlechtliche Veranlagung lässt sich belegen, das werden die nachfolgenden Kapitel zeigen. Aber nicht darin liegt das Entscheidende. Viel wichtiger ist es, die Tatsache seiner Homosexualität als historische zu begreifen und zu sehen, was dies im Kontext der Zeit bedeutete, welche Folgen es hatte und welche Erkenntnischancen es birgt. Dadurch eröffnet sich, so hoffe ich, ein neuer Blick auf das «Phänomen Hitler» und die Möglichkeit einer radikalen Historisierung dieser zentralen Figur des 20. Jahrhunderts. Denn als das jederzeit vom Absturz bedrohte Scheindasein, das es in Wahrheit gewesen ist, hat man Hitlers Leben noch nie wahrgenommen, und genau darin liegt die Provokation dieses Buches.

Erstes Kapitel

Missglückte Fluchten

Der junge Adolf Hitler sah sich zu Höherem berufen: Nicht Beamter, nicht Angestellter wollte er werden, sondern Künstler. Doch trotz des klaren Wunsches trieb er zwischen seinem 16. und 25. Lebensjahr, also zwischen 1905 und 1914, eher ziellos dahin, ein Mächtegern-Bohemien. Unsere Kenntnisse über diesen Lebensabschnitt sind vielfach unzureichend, und wer sich mit ihm befasst, stösst schnell auf Widersprüche und Vertuschungsbemühungen, auch auf erstaunliche Lücken in den historischen Quellen. Selbst wenn inzwischen einige Zusammenhänge und Geschehnisse jener Phase rekonstruiert werden konnten, liegt die Biographie des frühen Hitler noch immer im dunkeln.¹

Doch zunächst zu dem, was wir wissen.² Viel ist es nicht. Gleichwohl ergibt sich aus den uns bekannten Fakten ein äusserer Rahmen, an dem wir uns orientieren können.

Im Juni 1905 verkaufte Hitlers seit 1903 verwitwete Mutter das Haus der Familie in Leonding und zog mit ihren beiden Kindern Adolf und Paula sowie mit ihrer Schwester Johanna Pözl, der «Hani tante», ins nahegelegene Linz. Damals besuchte der 16jährige Adolf noch die Realschule im etwa achtzig Kilometer entfernten Steyr, wo er während der Woche auch lebte; mit dem Zeugnis für das Schuljahr 1904/05 brach er die Schule ohne Abschluss ab und kehrte zu seiner Familie zurück. In der zweiten Hälfte des Jahres 1905 lernte er dann im Linzer Landestheater den 17jährigen Tapeziererlehrling August Kubizek kennen, und zwischen den beiden entwickelte sich eine enge Freundschaft.

Im Mai 1906 besuchte Hitler zum ersten Mal Wien und blieb dort für mindestens zwei Wochen. Ein Jahr später zog die Familie von Linz nach

Urfahr auf die gegenüberliegende Seite der Donau. In den ersten Septembertagen reiste Hitler abermals nach Wien, um die Aufnahmeprüfung für die Kunstakademie abzulegen; den ersten Teil der Prüfung bestand er, beim anschließenden Probezeichnen Anfang Oktober fiel er jedoch durch. Enttäuscht kehrte er zu seiner Mutter zurück, die damals an Krebs litt, bereits bettlägerig war und kurz vor Weihnachten verstarb. Nachdem er die Nachlassangelegenheiten geregelt hatte, ging der 18jährige, ausgestattet mit einer Erbschaft von etwa 1.000 und einer monatlichen Waisenrente von 25 Kronen, im Februar 1908 endgültig nach Wien.

Nur wenig später folgte ihm August Kubizek. Er nahm ein Musikstudium auf, und die beiden bezogen gemeinsam ein Zimmer bei einer Frau Zakreys in der Stumpergasse 31, einem Haus, in dem Hitler schon während seines zweiten Wien-Aufenthaltes gewohnt hatte. Etwa vier Monate lebten sie zusammen, bis Kubizek am Ende des Schuljahres zu seinen Eltern nach Linz fuhr und dort den Sommer über blieb. Er erhielt einige Postkarten und Briefe von Hitler, zuletzt Ende August, als dieser bei der «Hanitante» im Waldviertel war.

Zurück in Wien, versuchte Hitler im September erneut, die Aufnahmeprüfung an der Kunstakademie abzulegen, wurde diesmal allerdings gar nicht erst zum Probezeichnen zugelassen. Im Herbst war dann auch August Kubizek wieder in der Stadt, um sein Studium fortzusetzen, doch suchte er sich nun ein eigenes Zimmer. Am 18. November meldete sich Hitler aus der Wohnung in der Stumpergasse ab und zog als «Student» in die nahegelegene Felberstrasse, wo er neun Monate lang, bis zum 20. August 1909, wohnte. Zwei Tage darauf war er in seiner neuen Unterkunft in der Sechshäuser Strasse 56, die, wie auch die Felberstrasse, in der Nähe des Westbahnhofs lag, unter der Berufsangabe «Schriftsteller» gemeldet. Noch nicht einmal vier Wochen später, am 16. September 1909, verzog er von dort nach «unbekannt».

Wo Hitler in den folgenden fünf Monaten lebte, ist amtlich nicht dokumentiert. Vor seinem Einzug in das Männerheim Meldemannstrasse im Bezirk Brigittenau am 9. Februar 1910 hatte er offenbar keinen festen

Wohnsitz, und zeitweise hielt er sich wohl im Obdachlosenasyll in Meidling auf. Hier lernte er vermutlich auch den fünf Jahre älteren Reinhold Hanisch kennen, mit dem er die kommenden Monate über in engem Kontakt stand. Die beiden hatten eine Art Geschäftsbeziehung: Hitler malte Postkarten und Bilder, Hanisch versuchte sie zu verkaufen. Doch schon bald gab es in der Person des Trödlers Josef Neumann einen Konkurrenten für Hanisch, und über eine angebliche Veruntreuung von erzielten Erlösen gerieten Hitler und Hanisch in einen Streit, der im August 1910 bei der Polizei aktenkundig wurde. Letzteren brachte er sogar ins Gefängnis.

Im Frühjahr 1911 änderte sich Hitlers finanzielle Situation: Seine Waisenrente wurde der inzwischen verwitweten Halbschwester Angela Raubal überschrieben. Er war nun vollkommen auf sich gestellt, und das für gut zwei Jahre. Erst im Mai 1913 wurde dem inzwischen 24jährigen sein väterliches Erbteil in Höhe von 820 Kronen ausgezahlt; daraufhin verliess er Wien in Begleitung des fast fünf Jahre jüngeren Rudolf Häusler und ging nach München, wo sie in der Schleissheimer Strasse 34, beim Schneidermeister Popp, gemeinsam ein Zimmer bezogen. In Österreich war Hitler seiner Pflicht zur Militärstellung nicht nachgekommen. Doch den Behörden gelang es, ihn in München ausfindig zu machen, weshalb er im Januar 1914 bei der Polizei einvernommen wurde und sich nach einigen bürokratischen Querelen Anfang Februar in Salzburg mustern lassen musste, für den Militärdienst aber als «zu schwach»³ und damit untauglich befunden wurde, so dass er nach München zurückkehren konnte.⁴ Am 15. Februar 1914 zog Häusler aus dem gemeinsamen Zimmer aus, blieb jedoch bis zu seiner Rückkehr nach Wien Anfang August in Hitlers Nähe wohnen.⁵ Um dieselbe Zeit meldete sich dieser als Kriegsfreiwilliger in München.⁶

Soweit der Lebensabriss, wie er sich aus Daten, Meldezetteln und Gerichtsakten ergibt. Über Hitler als Person sagt all dies natürlich kaum etwas, und auch die spärlichen schriftlichen Zeugnisse, die von ihm und seinen Freunden existieren, vermitteln kein aussagekräftiges Bild. Wir

sind auf die Berichte und Erinnerungen weniger Zeitzeugen angewiesen, etwa auf die 1953 erschienenen Memoiren von August Kubizek, auf eine Artikelserie von Reinhold Hanisch, die 1939 posthum veröffentlicht wurde, oder auf Äusserungen, die Hitlers Münchner Vermieterin Frau Popp 1934 in einem Interview machte. Selbst diese spärlichen Anhaltspunkte jedoch sind problematisch: Untersucht man die Entstehungszusammenhänge genauer, wird schnell klar, dass keiner der Genannten alles, was er wusste, sagen konnte oder wollte.

Dennoch hatten die Zeitzeugen etwas mitzuteilen, wollten sie etwas sagen, auch wenn es die historische Wahrheit mitunter bestenfalls andeutete. Damit aber ist unsere Aufgabe umrissen. Wir müssen den Quellen trotz ihres sonderbaren Verhüllungscharakters ein stimmiges Bild abringen, wobei es sinnvoll erscheint, vornehmlich zwei Aspekte zum Ausgangspunkt der Darstellung zu machen: gewisse Auffälligkeiten im Sexualverhalten des jungen Hitler einerseits und die bekannten Eigenarten des ihn umgebenden homosozialen Milieus, wie es uns in zeitgenössischen Schilderungen überliefert ist, andererseits.⁷ Tut man das, gewinnen die verschwommenen Konturen der Jugendjahre plötzlich an Schärfe, und das vorher Widersprüchliche erhält immer wieder eine überraschende Plausibilität.

Dass Hitlers Kindheit und Jugend ohne Frage ein besonderer Stellenwert zukommt, darauf hat bereits der Medizinhistoriker Fritz Redlich hingewiesen. Redlich hat sich bemüht, das Wurzelwerk möglicher sexueller Veranlagungen im Umfeld von Hitlers familialer Herkunft, von dessen Kindheit und Jugend herauszupräparieren. Folgt man seiner ebenso akribischen wie quellenkundigen Untersuchung, dann erlebte der jugendliche Hitler die Phase seines Heranwachsens als besonders schmerzhaften Prozess; eindeutig falle er unter die Freudsche Kategorie der «latenten» oder «unbewussten» Homosexualität. Später habe Hitler diesen Trieb wahrscheinlich verdrängt, so genau freilich wisse man das nicht.⁸ Die von Redlich nicht weiter untersuchte Frage, ob im Gewahrwerden und Bewältigen «infantiler Homosexualität» nicht tatsächlich

ein wichtiges Erklärungsmoment für Hitlers merkwürdige Lebensumstände zwischen 1905 und 1914 liegen könnte, ergänzt und bestätigt dabei durchaus die Eigentümlichkeit der historischen Quellenlage: Wer sich der Biographie des jungen Hitler nähert, muss sich seinen Pfad durch ein Gestrüpp von Widersprüchen bahnen, bekommt es mit zweifelhaften Zeugen zu tun, sieht sich Vertuschung, Materialvernichtung und Desinformation gegenüber.⁹ Was war es, das aus diesem Lebensabschnitt unbedingt verschwinden, das verschwiegen oder manipuliert werden musste? Die offenkundige Fragwürdigkeit der frühen Biographie liefert, so lässt sich behaupten, schon mehr als einen «Anfangsverdacht».

Der erste Freund: August Kubizek

«Durch mein ganzes Leben hindurch zieht sich die Persönlichkeit meines Jugendfreundes wie ein roter Faden.»¹⁰ Mit diesem Satz brachte Kubizek 1949 zum Ausdruck, was ihm seine Beziehung zu Hitler bedeutete, und vier Jahre später widmete er ihr sogar ein ganzes Buch. Doch wer war August Kubizek?

Kubizek wurde am 3. August 1888 in Linz geboren.¹¹ Nach der Schulzeit begann er eine Tapeziererlehre im väterlichen Betrieb, aber seine eigentliche Leidenschaft galt der Musik, eine Neigung, die sich durch die Freundschaft mit Hitler so sehr verstärkte, dass er im Februar 1908 mit dem Einverständnis der Eltern nach Wien ging und dort ein Musikstudium aufnahm. Im Herbst 1911 schloss er es erfolgreich ab.¹²

In den folgenden Jahren arbeitete er als Kapellmeister an verschiedenen Bühnen, und am 1. September 1914, kurz nach Kriegsausbruch, heiratete er in Wien eine Geigerin, mit der er drei Söhne hatte.¹³ Die Einberufung zum Militär unterbrach seine Karriere jäh; als er 1918 in seinen alten Beruf zurückkehren wollte, gab es kaum befriedigende Engagements. So kam ihm die Ausschreibung für die Stelle eines Gemeindebeamten in der Kleinstadt Eferding in der Nähe von Linz, wo seine Mutter mittlerweile lebte, wie gerufen.

Obwohl er keinerlei Verwaltungskenntnisse mitbrachte, wurde ihm der Posten übertragen, da man jemanden mit der «Befähigung zur künstlerischen Leitung des Musikvereines sowie zur Betreuung der kulturellen Belange»¹⁴ suchte. 1926 wurde er zum Stadtsekretär, drei Jahre später zum Stadtamtsleiter befördert, was er bis 1945 blieb. Trotzdem fühlte er sich stets mehr als Künstler denn als Beamter und bemerkte in diesem Sinne einmal, er finde es «erklärlich, dass ich als *Künstler* in meiner Stadtamtsführung fallweise etwas grosszügig sein mag, da ich als Musiker eben Stimmungen unterworfen bin»¹⁵.

1923, also 15 Jahre nachdem sie sich zum letzten Mal gesehen hatten, wurde Kubizek durch ein Titelblatt der ‚Münchener Illustrierten‘ wieder auf seinen ehemaligen Gefährten Hitler aufmerksam. Der hatte damals schon eine gewisse Berühmtheit erlangt, was Kubizek gleich an die Postkarten, Briefe und Zeichnungen denken liess, die seine frühere Freundschaft mit dem Parteiführer bezeugten. Doch war die Zeit noch nicht reif, damit hausieren zu gehen: Vorerst genügte es, Hitlers Karriere aus der Ferne zu verfolgen.¹⁶

Erst 1933 suchte er durch ein Glückwunschs Schreiben zur Machtübernahme den persönlichen Kontakt. Und überraschenderweise schien Hitler über Kubizeks Werdegang und Lebensumstände unterrichtet zu sein, denn in seinem sonst eher unverbindlichen Antwortbrief lässt er zwar dessen Mutter grüssen, den Vater aber nicht: Ihm muss demnach bekannt gewesen sein, dass dieser gestorben war. Weiter schreibt er: «Ich würde sehr gerne – wenn die Zeit meiner schwersten Kämpfe vorüber ist – einmal persönlich die Erinnerung an diese schönsten Jahre meines Lebens wieder wachrufen.»¹⁷ Anscheinend aber kam es zu einer solchen Begegnung zunächst nicht.

Einige Jahre später, im Frühjahr und Sommer 1938, wuchs Hitlers Interesse an seinem alten Jugendfreund schlagartig. Im März, kurz nach der Eingliederung Österreichs ins Deutsche Reich, standen drei SS-Männer aus Berlin vor Kubizeks Haustür. Seine Hitler-Dokumente hätten sie ihm abnehmen wollen, berichtete er später, doch sei es ihm gelungen, die aufdringlichen Herren abzuwimmeln.¹⁸ Was wir von Kubizek nicht erfahren, ist, dass er sich 1938 in Schwierigkeiten befand, nachdem man

nicht nur ein Straf-, sondern auch ein Disziplinarverfahren gegen ihn eingeleitet hatte.¹⁹ Möglicherweise war Nachricht davon bis nach Berlin gedrungen. Jedenfalls nahm sich Hitler bei seinem nächsten Besuch in Linz am 7. April 1938 Zeit für ein Treffen mit dem früheren Freund, bei dem gewiss auch dessen Probleme zur Sprache kamen. Kubizek brauchte Beistand, und Hitler versagte sich dem Bedrängten nicht. In seinen Erinnerungen liest man freilich nur: Wie in alten Zeiten habe Hitler über seine Umbaupläne für Linz doziert und sich zudem Kubizeks Lebensverhältnisse schildern lassen; dann habe er versprochen, das Musikstudium von Kubizeks Söhnen am Linzer Konservatorium zu finanzieren.²⁰

Hitler war jetzt sichtlich um den einstigen Freund bemüht. Im April 1938 lud er ihn auf den Obersalzberg ein, und auch ein Privatbesuch in Eferding war geplant.²¹ Ob es wirklich zu diesen Begegnungen kam, wissen wir nicht, sicher aber ist, dass Kubizek mit Hitlers Vertrautem, Rudolf Hess, in Linz eine Aussprache hatte. «Ich spürte sogleich», schreibt er darüber, «dass diese Herzlichkeit echt war und wirklich von Herzen kam.»²² Es ist unverkennbar: Der Jugendfreund des «Führers» war plötzlich interessant geworden. Die Vermutung, dass dieses Interesse mit den zeitgleichen Vorwürfen gegen ihn zu tun hatte, liegt nahe.

Um was für Vorwürfe handelte es sich? Aus den Akten der oberösterreichischen Landesregierung geht hervor, dass im Mai 1938 ein Untergebener Kubizeks, der Eferdinger Gemeindegemeindefunktionär Franz Neuburger, seinen Vorgesetzten in einem Gasthaus öffentlich beschuldigt hatte. Neuburger war Nationalsozialist und fühlte sich, da er seit März 1938 das Amt eines Ortsgruppenkassenleiters der NSDAP bekleidete,²³ offenbar stark genug, mit dem parteipolitisch ungebundenen Kubizek einen Streit auszufechten, wahrscheinlich weil er sich davon etwas für seine weitere Laufbahn versprach. Doch Kubizek wehrte sich, und mit Erfolg. Im Oktober 1938 nahm Neuburger die belastenden Äusserungen in einer «Ehrenerklärung» zurück.

Die entsprechenden Schriftstücke sind überliefert, aber gerade in je-

nem Dokument, das Neuburgers Vorwürfe festhält, sind einzelne Passagen unkenntlich gemacht worden: «Ich erkläre hier ganz offen, dass Kubizek Geld gestohlen und unterschlagen hat. Kubizek versuchte, mich zum Diebstahl zu verleiten. Kubizek ist ein [Wort gestrichen] unfähiger Beamter [Satzteil gestrichen]. Ich habe bereits dafür gesorgt, dass Kubizek nicht mehr zum Führer kommen kann.»

In Neuburgers überraschendem Widerruf einige Wochen später heisst es dann, er habe «keinerlei Gründe» gehabt, «solch schwerwiegende Anschuldigungen und Vorwürfe gegen Herrn Amtsleiter Kubizek zu erheben. Meine diesbezüglichen Bemerkungen waren vielmehr auf irrtümliche Anschauung der in strafrechtlicher Hinsicht vollkommen in Ordnung gewesenen Gebarung der Gemeindekasse und teils auf Verhetzung zurückzuführen.»²⁴ Wie ist der Rückzug zu erklären? Das Strafverfahren jedenfalls wurde eingestellt, und im Frühjahr 1939 beantragte Neuburger seine Versetzung.²⁵

Zugleich deutet manches darauf hin, dass es hier um mehr als nur um den Vorwurf der Unterschlagung ging. Warum sonst wurden Passagen in Neuburgers Aussage nachträglich gestrichen? Etwas an seinen Äusserungen muss so heikel gewesen sein, dass es nicht aktenkundig werden durfte, und tatsächlich hat der stellvertretende Bürgermeister von Eferding, Hugo Wanivenhaus, im Juli 1938 vor dem Bezirksrichter eine Aussage gemacht, die einen erpresserischen Hintergrund der Angelegenheit nahelegt: «Kubicek [hat] sich immer für seinen so schweren Widersacher eingesetzt und Neuburger ihm eigentlich seine ganze Existenz zu verdanken.» Gleichwohl habe Neuburger ihm, Wanivenhaus, gegenüber erklärt: «Ich werde Kubicek vernichten [...], beruflich, gesellschaftlich und in jeder Beziehung.» Neuburger muss mithin, soviel ist unmissverständlich, einiges in der Hand gehabt haben. Wanivenhaus sprach von «Umstände [n], die unter der Bevölkerung bekannt sind und besprochen werden», die er aber «hier» nicht näher anführen wolle.²⁶ Jedenfalls werde Kubizek schon seit zwei Jahren von Neuburger bedrängt.

Vermutlich haben wir es mit einer klassischen Sexualdenunziation zu tun, die angesichts von Kubizeks Vergangenheit freilich, ohne dass Neuburger auch nur im Traum daran gedacht haben dürfte, gleichzeitig einen Schatten auf Hitler werfen konnte. Dies wenigstens würde das plötzliche Interesse der obersten Nazi-Führung besser erklären als der Vorwurf, Kubizek habe öffentliche Gelder veruntreut. Und bemerkenswert ist auch, dass Hitler seinen Jugendfreund im Sommer 1939, also kurz nach der Affäre, einlud, mit ihm die Bayreuther Festspiele zu besuchen, wofür Kubizek sich überschwenglich bedankte: «Mein Führer! Sie allein können es begreifen, dass Sie mir durch Ihre hochherzige Grossmut die Erfüllung meines liebsten Lebenstraumes ermöglichten. Wie hat sich doch so überwältigend gross und herrlich Ihre Sendung, deren Sie sich schon damals vor 35 Jahren voll bewusst gewesen sind, verwirklicht und erfüllt. Ich neige mich vor der unbegreiflichen Grösse meines Führers! [...] Ich grüsse Sie mein Führer tiefbewegten und dankbarsten Herzens.»²⁷

1940 kam es zu einem weiteren Treffen. Wieder sahen sich die beiden in Bayreuth und verbrachten hier, zum letzten Mal, einige gemeinsame Stunden, für Kubizek erneut ein aufwühlendes Erlebnis.²⁸ Und doch liess Hitler, auch wenn sie sich künftig nicht mehr persönlich sahen, seinen alten Gefährten von nun an nicht mehr aus den Augen.

Kubizek wiederum, mittlerweile als «Jugendfreund des Führers» zu einiger Berühmtheit gelangt, besass nach wie vor Unterlagen, in denen ihre Freundschaft festgehalten war. Verschiedene Parteidienststellen warben um die Erinnerungsstücke, er aber gab seinen Schatz nicht her. Oder doch nicht vollständig. Es war seine «Versicherungspolice». Im April 1940 trat er der NSDAP bei²⁹ und erhielt in der Freizeitorganisation «Kraft durch Freude» den Posten des örtlichen «Propagandaleiters, Kulturhauptstellenleiters und Ortsverwalters»³⁰; 1943 dann schrieb er im Auftrag der Partei die erste Fassung seiner Hitler-Erinnerungen und wurde, wohl zum Lohn dafür, noch im selben Jahr per Ausnahmegenehmigung in eine höhere Besoldungsgruppe eingestuft³¹. Darüber hinaus

bekam er direkte Zuwendungen aus der Hitlerschen Privatschatulle, eine einmalige Zahlung von 6.000 Reichsmark und eine laufende Beihilfe von monatlich 500 Reichsmark,³² beides damals sehr viel Geld.

Gleich nach Kriegsende wurde Kubizek von der amerikanischen Besatzungsmacht seines Amtes enthoben und für 16 Monate inhaftiert.³³ Im Entnazifizierungsverfahren stufte man ihn als «belastet» ein, und erst durch den Einsatz von Franz Jetzinger, einem ehemaligen sozialdemokratischen Politiker,³⁴ der über Hitlers Frühzeit in Österreich forschte und im Zuge dieser Arbeit 1948 auf Kubizek gestossen war, gelang es, den Status «minderbelastet» und damit die Wiedereinsetzung ins Amt zu erreichen, mit unmittelbar sich anschliessender Überleitung in den Ruhestand.³⁵ Indirekt hatte Kubizek dabei von seiner alten Freundschaft mit Hitler noch einmal profitiert. Jetzingers Hilfe ist als eine Art Gegenleistung anzusehen, und zwar für Informationen, die Kubizek ihm für sein Buchprojekt über Hitlers Jugend geliefert hatte. Im Herbst 1953, drei Jahre bevor er verstarb, veröffentlichte dieser schliesslich sein eigenes Buch: ‚Adolf Hitler. Mein Jugendfreund‘.

Kubizeks Hitler

Was schwebte Kubizek vor, als er sich entschloss, ein Buch über seine Beziehung zu Hitler zu schreiben? Er dachte nicht an einen nüchternen Tatsachenbericht, eher an eine Novelle oder einen Roman; nur so, meinte er, könne das Schicksal seines Freundes, «dieses einmaligen Menschen»³⁶, angemessen dargestellt werden. Dabei hatte er ein konkretes Vorbild vor Augen: ‚Schwammerl. Ein Schubertroman‘ (1910) von dem deutsch-österreichischen Heimatschriftsteller Rudolf Hans Bartsch.³⁷ Der Band erzählt von dem Komponisten Franz Schubert, von seinen durch überreiche Begabung hervorgerufenen Leiden, von seinem extremen, rauschhaften Leben, von seiner schwärmerisch-verzweifelten Liebe zu Frauen und von der Innigkeit jener Männerfreundschaften, in die sich das «Schwammerl» auf der Suche nach Geborgenheit und Trost

immer wieder flüchtet. Sie kristallisieren sich beispielhaft in einer langen Szene, in der Schubert und der Maler Moritz von Schwind von einer eheähnlichen Beziehung träumen.³⁸ Gehalten ist der Roman in einem süsslichen, gemütvoll-behägigen Tonfall. Die erotischen Passagen sind diskret, aber kaum miss zu verstehen. War es ein Zufall, dass ausgerechnet ein Lebensbericht über den mutmasslich homosexuellen Schubert für Kubizek wichtig wurde?

Nach eigenem Bekunden folgte er diesem Vorbild allerdings auch, weil er Hitler in ein anderes Licht rücken, weil er ihm die «Fratze»³⁹ nehmen wollte. Sein alter Freund sollte wieder als Mensch wahrgenommen werden, als «eine einmalige Erscheinung in der Geschichte des deutschen Volkes», wie er noch 1948 gegenüber Jetzinger betonte: «Schliesslich endete auch Napoleon in der Verbannung, wiewohl er einer der Grössten seiner Nation war. Die Wahrheit brachte den Sieg der Anschauung. So wird es auch einmal mit Adolf Hitler sein.»⁴⁰ Kubizeks Glaube an Hitler, so scheint es, war trotz aller Verbrechen und Katastrophen unerschüttert, seine Liebe ungebrochen. Ihm lag etwas auf der Seele, was er der Nachwelt über den Jugendfreund sagen wollte, und man kann sich mit guten Gründen fragen, ob darin nicht mehr als nur Unbelehrbarkeit lag. Jedenfalls sollten wir Kubizek aus diesem Bedürfnis heraus als Zeitzeugen begreifen und als Quelle ernst nehmen.

«Meine Freundschaft zu Adolf Hitler trug vom Anfange an den Stempel des Ungewöhnlichen»⁴¹, sagt Kubizek, geradezu «seltsam»⁴² sei sie gewesen. Und tatsächlich, sein Buch schildert eine Beziehung, die für Heranwachsende aus kleinbürgerlichen Verhältnissen kaum typisch gewesen sein dürfte. Man sieht zwei junge Männer, die über ihre Schwärmerei für Richard Wagner zusammenfinden, gemeinsam ins Theater gehen, durch ihre Heimatstadt bummeln und ausgedehnte Wanderungen in die landschaftlich reizvolle Umgebung unternehmen. Trotz der sie verbindenden Interessen sind sie sehr unterschiedlich: Während Hitler die Rolle des belehrenden Alleinunterhalters übernimmt, begnügt sich Kubizek, fasziniert von der exaltierten Persönlichkeit des Freundes, mit

dem Part des geduldigen Zuhörers. Hitler sieht er als einen phantasievollen, intelligenten, wissbegierigen Menschen, der zugleich aber, ganz dem Bild einer über den bürgerlichen Konventionen stehenden Künstlernatur entsprechend, auch etwas Unbeständiges, Impulsives und Jähzorniges hat. Sich selbst zeichnet Kubizek als den intellektuell unterlegenen, eher weichen Typus, der dem bewunderten Gefährten treu ergeben ist. Auf dieses Gefälle in der Beziehung der beiden Männer, das der Wirklichkeit weitgehend entsprochen haben dürfte, ist vielfach hingewiesen worden, mit der Schlussfolgerung, dass es eigentlich gar keine Freundschaft gewesen sei und der naive Kubizek dem ichsüchtigen Hitler nur als Auffangbecken unermüdlicher Redereien gedient habe.⁴³ Kubizek selbst war es, der mit der Formulierung vom «instrumentalen Charakter» der Freundschaft dieser Lesart das passende Stichwort lieferte.

Völlig zutreffend ist das nicht. Die Freundschaft der beiden, wie sie sich bei genauerer Lektüre darstellt, war durchaus ein emotional stark aufgeladenes, auf Gegenseitigkeit beruhendes Verhältnis. Beide suchten beharrlich die Nähe des anderen – und fanden sie auch: «Innigkeit» und «Tiefe», wie Kubizek schreibt. Er schildert uns den «Jünglingsbund», wie er zu sagen pflegt, denn auch in einer Weise, die einer Liebesbeziehung in nichts nachsteht, berichtet von wirklicher Vertrautheit, von gegenseitigem Verständnis und grossem Einfühlungsvermögen. Dabei hielt sein sonst so egozentrischer und dominanter Freund zwar regelmässig «unerbittlich an seinem Standpunkt fest», konnte aber «sogleich so rücksichtsvoll sein, dass er mich immer wieder beschämte». Schliesslich heisst es sogar: «Bei Gott, niemand auf dieser Erde, nicht einmal meine Mutter, die mich doch so innig liebte und am besten kannte, vermochte meine geheimen Wünsche so unvermittelt auszusprechen wie mein Freund.» Die einstige «Theaterbekanntschaft» hatte sich binnen kurzem zu einer «tiefen, romantisch verklärten Freundschaft gewandelt».

Hitler wachte denn auch eifersüchtig über Kubizek: «Weil ich es nicht leiden kann, wenn du mit anderen jungen Leuten gehst und sprichst.» Die Vorstellung, dass Kubizek «neben der Freundschaft zu ihm noch für

andere Menschen Interesse hatte», habe Hitler, so Kubizek, einfach nicht ertragen können, immer «galt für ihn in dieser Hinsicht absolute Ausschliesslichkeit». Im Februar 1908, als Hitler einige Tage vor Kubizek nach Wien gereist war, drängte er den Freund daher, ihm so bald wie möglich zu folgen. «Warte schon sehnsuchtsvoll», schreibt er auf einer Karte, «auf Nachricht von Deinem Kommen. Schreib bald und bestimmt, damit ich alles zum feierlichen Empfange bereit mache. Ganz Wien wartet schon. Also komm bald. Hole Dich natürlich ab.» Hitler habe sich in Wien ohne ihn eben schrecklich einsam gefühlt, kommentiert Kubizek diese Sätze: «Das «sehnsuchtsvolle des ersten Satzes ist sicherlich ernst gemeint. Dass er das «Komme bald' nochmals wiederholt, sogar in der Form «Bitte nochmals komme bald!' beweist, wie sehr er auf mein Kommen gewartet hat.»

Als Hitler die Zeilen schrieb, konnte er kaum erwarten, dass endlich Wirklichkeit würde, wovon er und sein Freund schon so lange träumten: ein erfülltes Leben in der Grossstadt als «Künstlerpaar». In Linz hatten sie einst einen Lotteriegewinn ersehnt, der ihnen eine solche Zweisamkeit ermöglichen könnte; sie stellten sich vor, gemeinsam eine Etage zu beziehen, und Hitler richtete in Gedanken bereits die Wohnung in allen Einzelheiten ein. Er selbst wollte Zeichner werden, während Kubizek endlich seiner musikalischen Neigung folgen sollte. Für den Sommer planten sie grosse Reisen, wobei Bayreuth als Ziel natürlich an erster Stelle stand. Ein Paar wollten sie sein, auch nach aussen: Damit «alle Leute» sie «für Brüder halten»⁴⁴, nahmen sie sich vor, auf der Strasse die gleiche Kleidung zu tragen.

Bis zu einem gewissen Grad suchten Kubizek und Hitler 1908 in Wien tatsächlich dieses Traumbild zu verwirklichen und demonstrierten partnerschaftliche Verbundenheit zum Beispiel dadurch, dass sie die gleichen Wintermäntel und «breitrandige, schwarze Hüte» trugen. «Man musste uns damals», schreibt Kubizek, «für Brüder halten, was wir auch wollten.»⁴⁵ Und auch alles andere passt ins klischierte Bild romantischer Jugendfreundschaft: die langen Wanderungen in die Umgebung, die Suche nach Ungestörtheit, nach Plätzen, an denen sie «niemand anderer



Hitler und sein Jugendfreund August Kubizek; die Zeichnung dürfte aus dem Jahr 1905, die Fotografie aus dem Jahr 1907 stammen.

fand»⁴⁶, die sommerlichen Ausflüge zum Baden, auch Touren in entfernter gelegene Gegenden, wo sie dann über Nacht blieben.⁴⁷ Doch den Gleichklang ihrer Seelen spürten Kubizek und Hitler nicht nur in der Natur, sondern, so darf man vermuten, auch während ihrer zahlreichen Opernbesuche. Ausserdem hörten sie die sonntäglichen Aufführungen der «Wiener Sängerknaben» in der Burgkapelle, denn «Adolf liebte diesen berühmten Knabenchor ganz besonders»⁴⁸.

Kubizeks Darstellung deckt sich, auch wenn es hier bloss um Zufälligkeiten gehen mag, in mancher Hinsicht mit zeitgenössischen Schilderungen homosexueller Freundschaftskultur. Der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld berichtet etwa, dass homosexuelle Liebespaare die Abgeschiedenheit der Natur und das Dunkel berausender Opernaufführungen suchten⁴⁹ und dass die Aufführungen der «Wiener Säng-

knaben» eine ganz besondere Anziehungskraft auf sie ausübten;⁵⁰ ebenso wissen wir aus der zeitgenössischen Literatur, dass viele von ihnen Richard Wagner verehrten⁵¹ und dass Bayreuth als internationaler Treffpunkt homosexueller Prominenz bekannt war.⁵² Inwieweit Kubizek und Hitler sich dessen bewusst waren, lässt sich nicht feststellen, und es bleibt im ganzen, schon der unspezifischen Richtung dieser Beobachtungen wegen, historisch wie psychologisch auch nur von marginalem Wert: Alle Liebespaare suchen Abgeschiedenheit, nicht nur die homosexuellen, und die Musik Wagners kann man trotz ihrer erotischen Grundierung natürlich jenseits jeder sexuellen Orientierung lieben. Doch die Details, soviel sei vermerkt, passen zur Typik. Und dass eine Art Wagner-Fanatismus für die Beziehung von allergrösstem Belang war, ist nicht zu bestreiten. Die in der Wiener Hofoper aufgeführten Wagnerischen Musikdramen seien, so Kubizek, Höhepunkte ihrer Freundschaft gewesen: «In der weihevollen Atmosphäre des Linzer Theaters», bemerkt er, «hatten wir unseren Jünglingsbund geschlossen, im ersten Opernhaus Europas bekräftigten wir ihn immer wieder von Neuem.»

Noch aufschlussreicher wird Kubizeks Buch, wenn er erzählt, dass seinem Freund andere Menschen «physisch zuwider» gewesen seien. Hitler habe «ständige Angst» davor gehabt, mit jemandem «körperlich in Berührung zu kommen – er reichte nur selten und nur wenigen Menschen die Hand». So werden Hitler die Körperkontakte mit Kubizek um so bedeutsamer, und in Momenten tiefer Verbundenheit habe er immer wieder die Hand des Gefährten ergriffen, «innige Berührungen»⁵³ seien das gewesen. Ein solcher Moment war auch das beglückende Wiedersehen auf dem Wiener Westbahnhof im Februar 1908. In einer Frühfassung seiner Erinnerungen hat Kubizek es so geschildert: «Mein Freund erwartete mich schon am Bahnsteig, begrüßte mich in freudiger Erregung mit einem Kuss und führte mich dann gleich in seine Behausung, woselbst ich die erste Nacht zubringen sollte.»⁵⁴ Für die Veröffentlichung wurde die Passage bewusst abgeschwächt: «Er freute sich offen-

sichtlich über meine Ankunft, begrüßte mich herzlich und gab mir nach damaliger Gepflogenheit einen leichten Kuss auf die Wange.»⁵⁵

Im schwärmerischen Ton der ersten Fassung, aber auch noch in der deutlich zurückgenommenen zweiten Version spiegelt sich viel von dem, was für Kubizek auch sonst die besondere Qualität der Freundschaft zu Hitler ausmacht: das zärtliche Besorgtsein um das Wohlergehen des anderen, die körperliche Nähe und erotische Anziehung, das Bedürfnis nach weltabgewandter Zweisamkeit. Unbewusst zeichnet Kubizek damit das Bild einer romantischen Liebesbeziehung, das ihn selbst Jahrzehnte später noch anrührte.

Von Frauenbekanntschaften der beiden jungen Männer weiss Kubizek hingegen nichts zu berichten. Im Gegenteil: Als er während der Wiener Zeit von einer Musikschülerin einmal einen kurzen Besuch erhielt, habe die «gute alte Zimmerfrau das junge hübsche Mädchen» gesehen und «erstaunt die Augenbrauen» hochgezogen. Prompt folgte eine Eifersuchtsszene mit seinem Freund. Hitler habe ihn wütend angefahren und gemeint, ihr gemeinsames Zimmer sei zu eng für ein Rendezvous mit «musikalischem Weibsgezücht». Selbst als Kubizek beteuerte, das Mädchen sei keineswegs aus «Liebeskummer» zu ihm gekommen, sondern weil sie eine Frage zum Unterricht hatte, konnte Hitler sich nicht beruhigen.⁵⁶

Obwohl Hitler auf Frauen durchaus attraktiv gewirkt habe,⁵⁷ sagt Kubizek, hätten umgekehrt Frauen auf ihn keinerlei Anziehungskraft ausgeübt. «Es war daher selbstverständlich, dass Adolf Liebeleien oder Flirt nicht kannte, dass er aber auch vorgekommene kokette Annäherungen von Mädchen oder Frauen immer abgewiesen hat. Frauen und Mädchen interessierten sich für ihn sowohl in Linz wie auch in Wien. Er wusste aber solchen Bestrebungen immer aus dem Weg zu gehen.» Gleichgültigkeit gegenüber dem anderen Geschlecht habe Hitler übrigens bis zu seinem Tod als eine Art Ideal hochgehalten: «Die späteren Aussprachen mit dem Führer haben mir dies bewiesen.»⁵⁸

Wenn Frauen in der Privatsphäre Hitlers und Kubizeks überhaupt eine Rolle spielen durften, dann die Mütter. Sie waren für beide, neben dem Freund, der wichtigste seelische Bezugspunkt.⁵⁹

Kubizek berichtet denn auch von Hitlers «grenzenloser Liebe zu seiner Mutter»: Zwischen ihnen habe vor allem in den schwierigen Monaten vor Klara Hitlers Tod eine «einzigartige seelische Harmonie» geherrscht. Und Kubizek, dem «alle Liebe der Mutter» gegolten hatte, besass eine ähnlich innige Mutterbeziehung. Nicht auszuschliessen ist dabei, dass die beiden Mütter den besonderen Charakter der Freundschaft ihrer Söhne sogar erkannt, verstanden und gebilligt haben; so deutet es sich zumindest in einer Szene an, in der Kubizek am Sterbebett von Klara Hitler Abschied nimmt: «,Gustl’, sagte sie – sie nannte mich sonst immer nur ,Herr Kubizek’, in dieser Stunde aber gebrauchte sie den Namen, den Adolf für mich verwendete – ,bleiben Sie meinem Sohne der gute Freund, auch wenn ich nimmer bin. Er hat ja niemand mehr.’ Ich versprach es mit Tränen in den Augen.»⁶⁰

Von Jetzinger wissen wir, dass Kubizek eine homosexuelle Veranlagung Hitlers «energisch und entrüstet in Abrede»⁶¹ stellte. Das entspricht dem Tenor seines Buches, das geradezu durchsetzt ist von Passagen, die den Leser von der sich immer wieder aufdrängenden Vermutung abbringen sollen, seine Beziehung mit Hitler sei mehr als eine herkömmliche Männerfreundschaft gewesen. «Voll und ganz» will Kubizek bestätigen, «dass Adolf sowohl in körperlicher wie auch in geschlechtlicher Beziehung absolut normal war. Das Aussergewöhnliche an ihm lag weder im Erotischen noch im Sexuellen, sondern in anderen Bereichen seines Wesens.»⁶² Und doch: Sämtliche Ausführungen Kubizeks zu diesem Thema wirken wie ein einziger verborgener Hinweis, dass seine Schilderungen eines starken Gegengewichts und sozusagen laufend eingefügter Dementis bedurften, wenn sie beim Leser keinen zweideutigen Eindruck hinterlassen sollten. Das geht so weit, dass Hitler von seinem Jugendfreund gleichsam «heterosexualisiert» wird.

Am deutlichsten zeigen sich diese Bemühungen dort, wo Kubizek die Geschichte von Hitler und der etwa gleichaltrigen Linzer Beamtentochter Stefanie erzählt. Stefanie, deren Existenz tatsächlich belegt ist,⁶³ war genau das, was Kubizek für seine Zwecke brauchte: Hier konnte er einen

Hitler präsentieren, der der Liebe zu einer Frau fähig schien, und so gleichzeitig ihre eigene Beziehung ins rechte Licht rücken. Nicht umsonst walzt er die Romanze lang und breit, in nahezu aufdringlicher Weitschweifigkeit, aus: Für Hitler sei Stefanie das ein und alles, die grosse Liebe seines Lebens gewesen, «der einzige Mensch auf Gottes Erde, der ausserhalb dieser verruchten Menschheit stand, ein Wesen, das, von strahlender Liebe verklärt, seinem gequälten Dasein Sinn und Inhalt gegeben hatte»⁶⁴. Unwillkürlich gewinnt man den Eindruck, dass es sich bei alledem um eine Projektion gehandelt haben muss, und tatsächlich: Erwiesenermassen hat Hitler nie auch nur die geringste Anstrengung unternommen, mit der «Angebeteten» zusammenzukommen.

Ähnlich ist es auch sonst. Kubizeks Behauptung etwa, Hitler habe wie ein Mönch in selbstgewählter Askese gelebt und, nicht zuletzt aus Angst vor Geschlechtskrankheiten, den mannigfaltigen erotischen Verlockungen der Grossstadt souverän widerstanden,⁶⁵ wird zu penetrant vorgetragen, als dass sie den Leser überzeugen könnte. Ein Beispiel: Auf der Suche nach einer Wohnung für ihn, berichtet Kubizek, sei es gleich nach seiner Ankunft in Wien zu einer bemerkenswerten Szene bei einer Vermieterin gekommen. Während des Gesprächs mit der Frau «löste sich durch eine zu hastige Bewegung die Schnur, die den Schlafinatel zusammenhielt. ‚Oh, pardon, meine Herren!‘ rief die Dame sogleich und fasste den Mantel wieder zusammen. Doch der Augenblick hatte genügt, um uns zu zeigen, dass sie unter ihrem Seidenmantel nicht mehr als ein kleines Höschchen trug. Adolf wurde puterrot, stand auf, fasste mich am Arm und sagte: ‚Komm, Gustl!‘»⁶⁶

Kubizek freilich ging es bei dieser Episode nicht allein darum, Hitlers moralische Integrität zu illustrieren, zugleich wollte er rechtfertigen, dass die beiden jungen Männer später gemeinsam in ein kleines enges Zimmer zogen. Noch weitere seltsame Wohnungsbesichtigungen müssen herhalten, damit er Hitler am Ende sagen lassen kann: «Am besten, wir ziehen zusammen. Diese Lösung käme uns beiden zugute, weil wir dadurch schon einmal ein Zimmer bewohnen würden, weil wir ferners

dauernd beisammenbleiben könnten und schliesslich, weil wir auf diese Art uns gegenseitig ergänzen würden.»⁶⁷ Auch hier macht sich wieder eine auffällige Umständlichkeit, fast Gewundenheit der Erklärungen bemerkbar, als sollten allfällige Verdachtsmomente um jeden Preis unterdrückt werden. Wieso, fragt man sich, bezogen die beiden eigentlich nicht gleich ein gemeinsames Zimmer? Bei der damals in Wien herrschenden Wohnungsnot hätte das ohnehin nahegelegen. Zudem träumten sie schon seit Linz davon, zu zweit unter einem Dach zu leben. Aber Kubizek wollte anscheinend unbedingt eine Geschichte in seine Darstellung einbauen, die jede Vermutung, es habe sich bei der Beziehung zu Hitler um Liebe gehandelt, entkräftete.

Offenbar in derselben Absicht hat er noch eine weitere, äusserst aufschlussreiche Begebenheit eingefügt. Sie zeigt einen Hitler, der an der Homosexualität grundsätzlich Anstoss nimmt:

«An der Ecke Mariahilfer Strasse – Neubaugasse sprach uns eines Abends ein gut gekleideter, sehr bürgerlich aussehender Mann an und fragte nach unseren Lebensverhältnissen. Als wir ihm erzählten, dass wir Studenten seien, ‚mein Freund studiert Musik‘, erklärte Adolf, ‚ich Architektur‘, lud er uns in das Hotel Kummer zum Abendessen ein. Er liess uns auftragen, was wir wünschten. Endlich konnte sich Adolf einmal an Mehlspeisen und Torten gründlich satt essen. Dabei erzählte er uns, dass er ein Fabrikant aus Vöcklabruck wäre, Frauenbekanntschaften ablehne, da sie ja doch nur auf Gelderwerb ausgerichtet seien. Mir gefiel besonders, was er von der Hausmusik erzählte, für die er sehr empfänglich sei. Wir bedankten uns, er begleitete uns sogar noch auf die Strasse, dann gingen wir heim.

Auf unserer Bude fragte mich Adolf, wie mir dieser Herr gefallen habe. ‚Ausnehmend gut!‘ antwortete ich, ‚ein sehr kultivierter Mann mit ausgeprägten künstlerischen Neigungen.‘ ‚Und sonst?‘ forschte Adolf mit einem für mich rätselhaften Ausdruck im Gesicht.

‚Was soll sonst noch sein?« fragte ich erstaunt.

‚Nachdem du anscheinend nicht begreifst, Gustl, worum es sich in

diesem Falle handelt, schau dir diese kleine Karte an!’ ,Welche Karte?’

Tatsächlich hatte dieser Mann Adolf, ohne dass ich es bemerkt hatte, eine Visitenkarte zugesteckt, auf der eine Einladung vermerkt stand, ihn im Hotel Kummer zu besuchen.

„Es handelt sich um einen Homosexuellen“, erklärte Adolf sachlich. Ich erschrak. Ich hatte bisher noch nicht einmal das Wort gehört, geschweige denn, dass ich mir darunter etwas Bestimmtes vorstellen konnte. So klärte mich Adolf denn über diese Erscheinung auf. Natürlich war auch daraus schon längst für ihn ein Problem geworden, das er ebenso als eine widernatürliche Erscheinung mit allen Mitteln bekämpft sehen wollte, wie er sich persönlich solche Menschen mit geradezu ängstlicher Gewissenhaftigkeit vom Leibe hielt.»⁶⁸

Das soll man glauben?

Kubizek und Hitler verbrachten nur gut vier Monate zusammen in Wien. Danach trennten sich ihre Wege. Der genaue Grund dafür bleibt rätselhaft, schlüssige Erklärungen fehlen, und namentlich Kubizeks eigene Version wirkt nicht sonderlich überzeugend: Ihr zufolge leistete er nach einem Sommeraufenthalt bei den Eltern in Linz seinen Militärdienst ab und kehrte erst im November 1908 nach Wien zurück. Hitler, so Kubizek, habe zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr in dem gemeinsamen Zimmer gewohnt, sein Freund sei, ohne eine Nachricht zu hinterlassen, einfach verschwunden. Jetzinger allerdings kann plausibel darlegen, dass der Kubizeksche Geburtsjahrgang erst ein Jahr später stellungspflichtig war und Kubizek somit wahrscheinlich nicht 1908, sondern erst 1909 seinen Militärdienst leistete.⁶⁹ Merkwürdig auch, dass er von Hitler seit Ende August nichts mehr gehört haben will. Wie konnten so enge Freunde so lange ohne Nachricht voneinander bleiben? Glaubhafter erscheint die Annahme, dass Kubizek bereits im September wieder in Wien war, wo es dann, auf welche Weise auch immer, zur Trennung kam. Aber warum die Verschleierung? Vermutlich passte ein unschönes

Ende einfach nicht ins stilisierte Bild dieser Männerfreundschaft, dieses «Jugendbündnisses».

Und wie war es wirklich? Immerhin finden sich bei Kubizek einige mehr oder weniger versteckte Hinweise auf die schwierigen Momente der Beziehung, die ahnen lassen, wie sich das Verhältnis der beiden in Wien entwickelte. Des Öfteren, heisst es beispielsweise, seien die Freunde in der Frage der Tageseinteilung aneinandergeraten. Während Kubizek morgens in die Akademie ging, habe Hitler bis nachmittags geschlafen und sich dann durch die musikalischen Übungen seines Freundes, «dieses ewige Geklimper»⁷⁰, gestört gefühlt. Zudem habe sich das politische Interesse Hitlers in Wien erheblich verstärkt, während Kubizek dafür überhaupt keinen Sinn gehabt habe. «Ohne Zweifel», betont er, «war diese gegensätzliche Entwicklung, durch die ich für Adolf als Gesprächspartner immer ungeeigneter wurde, einer der Gründe, der ihn veranlasste, eigene Wege zu gehen.»⁷¹ Während Kubizek also mit grossem Ernst und Fleiss sein Musikstudium fortsetzte, liess Hitler sich in der Stadt treiben, ja blieb mitunter auch mehrere Nächte weg: «Weiss Gott, wo er überall herumgelaufen war, wo er geschlafen und wie er gehungert hatte.»⁷² War er auf der Suche nach neuen Kontakten? Jedenfalls zerbrach die Beziehung mehr und mehr, und der Traum von einer gemeinsamen ästhetischen Existenz scheiterte.

Nach der Trennung geriet Hitler auch finanziell in eine schwierige Lage. Zwar bekam er 1908 von seiner «Hanitante» eine Geldsumme geliehen, die ihn für einige Monate über Wasser hielt, doch blieb er auf zusätzliche Einnahmequellen dringend angewiesen, zumal die Miete für die neue Wohnung in der Felberstrasse «bestimmt höher [war] als bei der Frau Zakreys»⁷³. Mit der Abmeldung aus dieser zweiten Wiener Wohnung verschwindet Hitler im September 1909 für fünf Monate aus den Meldeunterlagen. War er tatsächlich obdachlos, wie Reinhold Hanisch nahelegt,⁷⁴ oder fand er bei einem Bekannten Unterkunft? Denkbar ist auch, dass Hitler sich damals gar nicht in Wien aufhielt, sondern sein Glück woanders suchte. Wir wissen es nicht.

Die Affäre Eulenburg

In den Jahren 1906 bis 1909 war das Thema Homosexualität durch die Anklage gegen Philipp Fürst zu Eulenburg, den damals besten Freund des deutschen Kaisers, in der deutschen Öffentlichkeit fortwährend präsent. Der Publizist Maximilian Harden hatte Eulenburg in der Zeitschrift ‚Zukunft‘ sittlicher Verfehlungen und eines unheilvollen Einflusses auf Wilhelm II. beschuldigt; seitdem kreiste die Affäre, in der Sexualdenunziation gezielt als Waffe gegen den politischen Gegner eingesetzt wurde, um die zutiefst irrationale Vorstellung, dass Homosexuelle für öffentliche Ämter ungeeignet seien. Harden beispielsweise meinte, der politische Einfluss von «normwidrig Veranlagten» stehe dem nationalen Interesse Deutschlands auf verhängnisvolle Weise entgegen. Doch nicht nur darüber wurde debattiert. Harden war Jude, und dadurch wurden gleichzeitig Vorurteile ganz anderer Art geschürt: Stramme Nationalisten führten die Affäre auf eine «jüdische Schmutzkampagne» zurück, die in ihren Augen nicht nur die kaiserliche, sondern die deutsche Ehre überhaupt beflecken sollte.

Da im Lauf der verschiedenen Prozesse auch über Eulenburgs Jahre in Wien, wo er zwischen 1894 und 1902 deutscher Botschafter war, immer mehr Details publik wurden,⁷⁵ erregte der Skandal in der österreichischen Zeitungslandschaft grosses Aufsehen. Das «Dach des Nachbarn brennt»⁷⁶, schrieb die ‚Oesterreichische Kriminal-Zeitung‘ 1907. Von nun an schaute man, durch die Vorgänge im Deutschen Reich aufmerksam geworden, auch im eigenen Land genauer hin und stellte fest, dass es in Wien, wie in vielen anderen europäischen Grossstädten auch, eine beachtliche homosexuelle Subkultur gab. Anonymität fungierte dabei als Schutzschild: Bisweilen kamen Homosexuelle aus der Provinz für einige Tage in die Metropole, um in Restaurants, Kaffeehäusern, Hotels, Badeanstalten oder auf dem Strich⁷⁷ unerkannt die Infrastrukturen gleichgeschlechtlicher Liebe zu nutzen. Im Wien der Jahrhundertwende war eine «aufdringlich erotische Grundstimmung», wie Kubizek schrieb, «auf Schritt und Tritt zu fühlen».⁷⁸

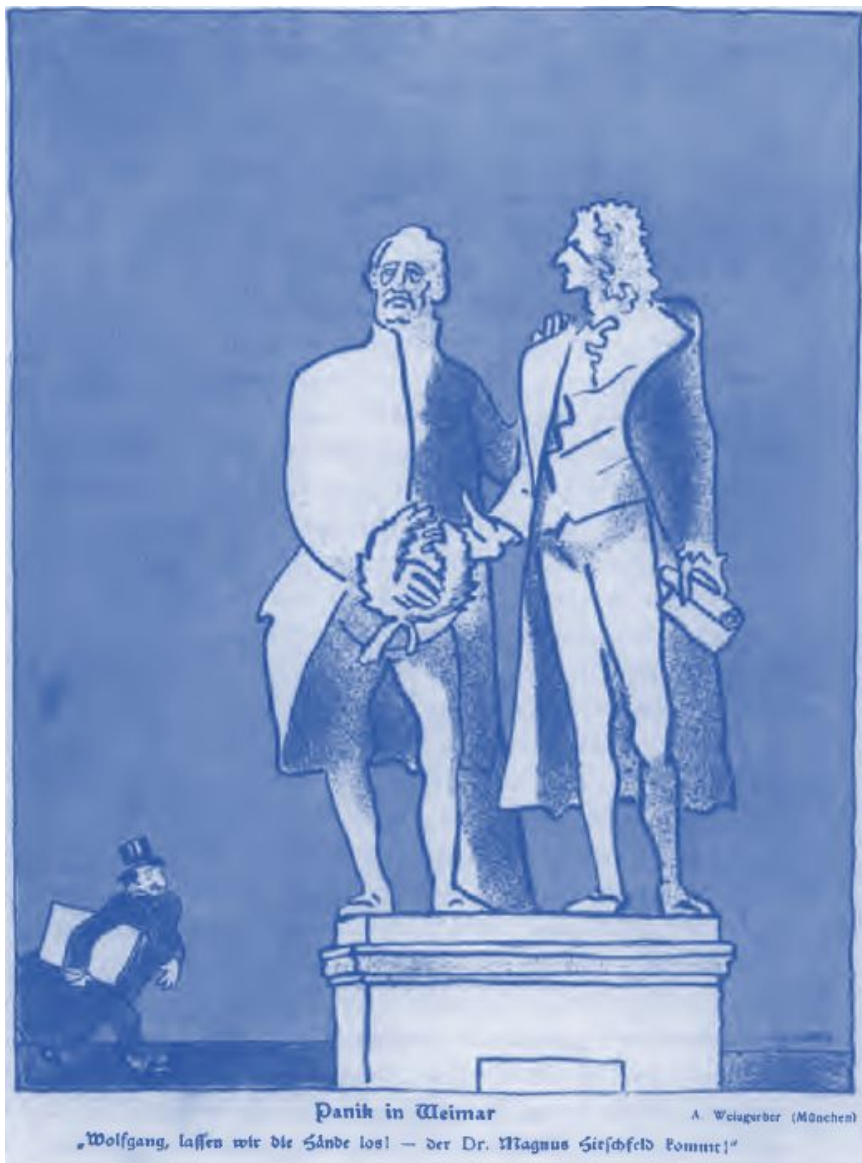
Im subkulturellen Spektrum Wiens befand sich das homosexuelle Milieu am äussersten Rand. Hier hatte man eine ausgefeilte Technik des Verschweigens und Versteckens entwickelt, was dem Erpresserwesen, dem sogenannten Rupfertum, ein lohnendes Betätigungsfeld erschloss. Hinzu kam jetzt, angesichts des plötzlichen Interesses der Öffentlichkeit, dass es sich beispielsweise «Kriminalzeitungen» zur Aufgabe machten, grelles Licht in das argwöhnisch beobachtete Milieu zu werfen. Sie berichteten über einschlägige Treffpunkte wie Cafés oder Hotels und informierten ihre neugierigen Leser über besondere Gewohnheiten Homosexueller; entrüstet sprach man von «Päderastunenfug»⁷⁹ und «ungeheuerlichen Zuständen», die aus der schönen Kaiserstadt «einen Schweinestall, das Eldorado von nicht entschuldbaren Wüstlingen und Erpressern gemacht»⁸⁰ hätten. Zugleich wurde in vereinzelt Leserbriefen gegen die Denunziationskampagne Front gemacht und für Fairness gegenüber den Stigmatisierten geworben. Auch die homosexuelle Emanzipationsbewegung bemühte sich um Aufklärung.⁸¹ So begann sich die hermetische Abschottung des Milieus durch die öffentliche Debatte ein wenig zu lockern, was Betroffene durchaus als peinlich, ja bedrohlich empfanden.

Von der allgemeinen Erregung, die der Eulenburg-Skandal hervorrief, wurde auch der eifrige Zeitungsleser Adolf Hitler erfasst. Und wenn er wirklich, wie Kubizek uns weismachen will, ein erklärter Feind der «widernatürlichen Erscheinung» Homosexualität gewesen wäre, dann hätte er sich des Themas ohne Frage in ‚Mein Kampf‘ angenommen, und zwar in deutlicher Frontstellung *gegen* den Eulenburg-Kreis. Davon jedoch kann keine Rede sein. Zwar schreibt Hitler in ‚Mein Kampf‘, dass er in seiner Wiener Zeit «alle Ereignisse in Deutschland mit grösstem Feuereifer» verfolgt habe. Gleichwohl heisst es darauf: «Der Kampf, der zu dieser Zeit gegen Wilhelm II. geführt wurde, fand damals nicht meine Billigung.» Er sei sogar entrüstet gewesen, dass die Wiener Presse «mit scheinbar besorgter Miene, aber, wie mir schien, schlecht verhehlter Boshaftigkeit ihren Bedenken gegen den Deutschen Kaiser Ausdruck verlieh. [...] Und nun bohrte dann dieser Finger in der Wunde nach Her-

zenslust herum. Mir schoss in solchen Fällen das Blut in den Kopf.»⁸² An anderer Stelle empört er sich darüber, dass «alte bewährte Erscheinungen des staatlichen oder sonstigen öffentlichen Lebens [...] mit solch elenden Schmähungen überhäuft wurden, dass ihr Name in kurzem drohte zum Symbol einer ganz bestimmten Niedertracht oder Schurkerei zu werden. Man muss diese infame jüdische Art, ehrlichen Menschen mit einem Male [...] die Schmutzkübel niedrigster Verleumdungen und Ehrabschneidungen über das saubere Kleid zu giessen, studieren, um die ganze Gefahr dieser Presselumpen richtig würdigen zu können.»⁸³ Lobend hingegen erwähnt Hitler das «antisemitische ‚Deutsche Volksblatt‘», das sich «anlässlich einer solchen Angelegenheit [...] anständiger»⁸⁴ verhalten habe als das Gros der Wiener Presse. Die Zeitung hatte sich demonstrativ auf die Seite des deutschen Kaisers gestellt und ihn gegen Harden in Schutz genommen. «Maximilian Harden alias Isidor Witowski», so hetzte das ‚Volksblatt‘, sei der «Schweinehirt» der jüdischen Wiener Presse, die jetzt einen ähnlichen Tumult veranstalte wie die Schweine im Stall, wenn diesen das Futter in den Trog gekippt werde.⁸⁵

Solche Kraftworte werden bei Hitler auf fruchtbaren Boden gefallen sein, denn den Zusammenhang zwischen seiner eigenen Veranlagung und den öffentlichen Anwürfen des Juden Harden gegen den homosexuellen Berater des deutschen Kaisers wird er schon gespürt haben. Er muss sich durch die Hardenschen Enthüllungen persönlich angegriffen gefühlt haben. Und er hasste nicht nur Harden, sondern auch dessen Kronzeugen, den Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld: «Das, was dieser alte Schweinejude feilbietet», sagte er später, «bedeutet gemeinste Verhöhnung des Volkes.»⁸⁶ Bis in die zwanziger Jahre hinein attackierte Hitler jene Teile der Öffentlichkeit, die seinerzeit Eulenburg moralisch verurteilt hätten, nun aber auf der Seite Hirschfelds stünden: «Früher konnte man sich in moralischer Entrüstung über Eulenburg nicht genug tun, heute preisen dieselben Lügner einen Magnus Hirschfeld als sittlichen Vorkämpfer.»⁸⁷

Offenbar hat sich Hitler unter dem Druck der Eulenburg-Affäre in et-



Antisemitisch gefärbte Persiflage der Münchner Intellektuellenzeitschrift ‚Jugend‘ auf die Bemühungen des Sexualforschers Magnus Hirschfeld, Homosexualität zu enttabuisieren.

was hineingesteigert, das am Ende in wütende antisemitische Ausfälle mündete. Der tiefe Hass auf Harden und Hirschfeld mag dabei ein von persönlichen Ressentiments vergifteter Bodensatz für Hitlers spätere Verschwörungstheorien vom «internationalen Judentum» gewesen sein; ob es allerdings zwischen seinem Feindbild der Wiener Zeit und dem eklatanten Antisemitismus späterer Jahre tatsächlich eine direkte Verbindung gibt, darüber lässt sich nur spekulieren. Doch Hitler hatte zweifellos ein Vorurteil verinnerlicht, das in der Folgezeit durch die Lektüre rassistischer Schundliteratur weiter verfestigt wurde.⁸⁸ «Ich selbst», bekannte er dazu 1929 eher beiläufig in einem Zeitschriftenartikel, «war seit meinem achtzehnten Jahre zur Erkenntnis der Judengefahr gekommen», und achtzehn war er eben 1907, als der Eulenburg-Skandal seine höchsten Wellen schlug.⁸⁹ Fortan verband sich seine Angst vor Stigmatisierung mit seinem Hass auf das Judentum. Ausgangs- und Bezugspunkt seiner Ansichten freilich war das Reizthema Homosexualität gewesen, und seine Verblendung wuchs noch, als er erlebte, wie der Eulenburg-Skandal generell gegen die Deutschen eingesetzt wurde, etwa von italienischen Studenten in Wien, die in ihrem Kampf um Chancengleichheit die deutschen Kommilitonen mit Anspielungen auf sexuelle Perversion und Effeminiertheit verspotteten,⁹⁰ oder vom Pariser Kabarett, das damals Zoten über «la vice allemand» verbreitete. «Solche, die sich darüber ärgern», schrieb die Wiener Kunstzeitschrift ‚Der Sturm‘, «mögen sich zunächst bei Maximilian Harden bedanken. Nicht weil er die Deutschen in einen unverdienten schlechten Ruf gebracht, sondern weil er einen wirklich bei uns bestehenden Abusus ausposaunt hat.»⁹¹

Solche sexuell grundierten Animositäten gingen damals Hand in Hand mit einem sich allmählich steigernden Nationalitätenhass, wie er im Wien der Jahrhundertwende von obskuren Welterklärern, Rassen- und Verschwörungstheoretikern aller Art ohnedies schon gepredigt wurde. So entstand eine von massiven Vorurteilen durchzogene Atmosphäre, die auch den jungen Hitler prägte.⁹² Welch bedrohliche Brisanz das Thema Homosexualität besass, muss ihm dabei wieder und wieder

bewusst geworden sein, ein Gesichtspunkt, der als ein festes, ständig gegenwärtiges Hintergrundfaktum auch in jene Lebenswelt gehört, in der sich Hitler spätestens seit Ende 1909 bewegte, als er merkte, dass er als Künstler nicht durchkommen würde.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war es ein offenes Geheimnis, dass die städtischen Obdachlosenasylo und Männerheime nicht nur Auffangbecken für gestrauchelte Existenzen waren, sondern zugleich auch Zentren homosexuellen Lebens: Laut Hirschfeld bildeten in diesen Massenquartieren «homosexuelle Vorkommnisse einen beliebten und keineswegs nur theoretischen Unterhaltungsstoff»⁹³. Manchen Heimbewohnern sei der gleichgeschlechtliche Verkehr Ersatz für fehlende Kontakte mit Frauen gewesen, andere hätten sich mit Prostitution über Wasser gehalten. Ähnlich hat sich auch Hitlers späterer Feind Ernst Hanfstaengl geäußert, der dem amerikanischen Geheimdienst 1942 anvertraute, dass das Heim, in dem Hitler in Wien wohnte, im Ruf eines Ortes stand, «zu dem sich ältere Männer begaben, die auf der Suche nach jungen Männern zum Zwecke homosexueller Vergnügungen waren. Es ist wahrscheinlich, dass Hitler zu dieser Zeit mit diesen Typen von alten Lebemännern und jungen Gigolos vertraut wurde.»⁹⁴

In einem solchen Umfeld also verbrachte Hitler mehr als drei Jahre; das Heim in der Meldemannstrasse, eine nach damaligen Massstäben relativ moderne und komfortable Unterkunft, war eine reine Männerwelt.⁹⁵ Rund 70 Prozent der Bewohner waren jünger als 35 Jahre, und die geringe Fluktuation zeugt von ziemlich stabilen sozialen Strukturen. Reinhold Hanisch, den Hitler aus dem Männerheim kannte, berichtet, dass dieser keineswegs ein Einzelgänger gewesen sei, sondern, im Gegenteil, über eine bemerkenswerte Fähigkeit verfügt habe, die Kontakte zu seinen Mitbewohnern zu vertiefen und so etwas wie einen Freundeskreis aufzubauen.

Zu diesem Freundeskreis zählte vor allem Reinhold Hanisch selbst, weshalb er der wichtigste Zeitzeuge für die nun folgende Lebensphase Hitlers ist. Wer war er? Aus den spärlichen biographischen Angaben, die überliefert sind, ergibt sich folgendes Bild: Im Herbst 1909 kam Ha-

nisch, nachdem er zuvor als Diener in Berlin gearbeitet und dort zweimal wegen Diebstahl eingewiesen hatte, als 25jähriger nach Wien, wo er ab Ende Dezember 1909 abermals als Hausdiener beschäftigt war. Ob er in der ersten Hälfte des Jahres 1910 im Männerheim in der Meldemannstrasse wohnte, wie er selbst aussagte, oder woanders, wie es die Melderegister ausweisen, kann nicht mehr geklärt werden.⁹⁶ Zweifellos aber hielt er sich regelmässig im Männerheimmilieu auf und lernte hier im Winter 1909/10 Hitler kennen. Die beiden schlossen Freundschaft, ja arbeiteten zusammen; Hanisch sollte später einmal Hitler seinen «einstigen Mitarbeiter» nennen.⁹⁷ Doch bald gab es Streit, und die Verbindung ging in die Brüche. Vermutlich tauchte Hanisch danach bis 1913 immer wieder unter falschem Namen im Männerheim auf.⁹⁸ Dass gleichzeitig auch unter seinem richtigen Namen mehrere Wohnungswechsel im Wiener Melderegister verzeichnet sind,⁹⁹ deutet auf ein sprunghaftes Leben, das offenbar nur als Versteckspiel möglich war. Im August 1913 kehrte er dann in seine Heimat zurück, nach Gablonz in Böhmen,¹⁰⁰ und diente von 1914 bis 1917 in der österreichischen Armee. Er verlobte sich und kam im Juli 1918 aufs neue nach Wien, wo er noch im selben Monat heiratete (die offenbar kinderlose Ehe wurde zehn Jahre später geschieden). 1923 sass Hanisch, wie schon zuvor, wegen Diebstahls im Gefängnis.

Nach dem rasanten Aufstieg der NSDAP und ihres Führers zu Beginn der dreissiger Jahre versuchte er, aus seiner alten Freundschaft Profit zu schlagen. Aber es sollte ihm nicht gelingen, im Gegenteil: Er begab sich sogar in Gefahr. Hanisch hatte Bilder gefälscht, die er als wertvolle Werke des jungen Hitler an den Mann bringen wollte, und wurde deswegen 1932 verhaftet und 1933 noch einmal. Danach erhielt ein österreichischer Nationalsozialist namens Feiler den Parteauftrag, über Hanisch an originale und gefälschte Bilder des «Führers» zu gelangen.

Feiler, der zeitweilig mit Hitler in persönlichem Kontakt stand, zeigte Hanisch wegen Betrugs an, der somit erneut ins Gefängnis musste. Doch nicht nur durch Fälscherei zog er sich den Zorn des mächtigen Diktators

zu, sondern auch durch seine Zusammenarbeit mit hitlerkritischen Biographen wie Konrad Heiden und Rudolf Olden, die 1933, als die Zeitungen über den Prozess gegen Hanisch berichteten, auf ihn aufmerksam geworden waren. Im November 1936 wurde er abermals verhaftet, angeblich wegen fortgesetzten Handels mit gefälschten Hitler-Bildern. Gravierender war wohl, so hat es den Anschein, dass man in seiner Wohnung zwei Manuskripte fand, in denen er über seine Zeit mit Hitler berichtete – leider ist über den Inhalt der Texte nichts bekannt. Einige Wochen nach seiner Verhaftung, am 4. Februar 1937, starb Hanisch im Alter von 53 Jahren. Der Gerichtsarzt stellte Herzversagen fest.¹⁰¹

Hanisch war schon zwei Jahre tot, als im April 1939 unter seinem Namen in Amerika die dreiteilige Artikelserie ‚I Was Hitler’s Buddy‘ erschien. Auf welchem Wege das Manuskript dorthin gelangt war, wissen wir nicht, auch nicht, welches Original der Veröffentlichung zugrunde lag. In dem Text erzählt Hanisch, wie er den angeblich völlig verwahrlosten Hitler im Obdachlosenasyl kennenlernte, wie er ihm half, sich dort zurechtzufinden, und wie sie, nachdem verschiedene Gelegenheitsjobs nicht genug eingebracht hatten, ihre eigene «Firma» gründeten; er berichtet von Hitlers damaliger «Weltanschauung» und dessen politischen Vorbildern; er schildert auch Hitlers Verhältnis zu Frauen. Er porträtiert einen jungen Mann, der ihm zwar recht verschroben und unzuverlässig vorkam, der ihm aber doch – zumindest zeitweise – ein guter Kamerad war. Einmal heisst es, Hitler und er seien «enge Freunde» gewesen: «Wir wussten alles voneinander.»¹⁰² Ein ehemaliger Mitbewohner aus dem Männerheim, Karl Leidenroth, der noch in den dreissiger Jahren mit Hanisch zusammenarbeitete, hat dies bestätigt und gesagt, Hanisch und Hitler hätten in der Tat «in den allernächsten Beziehungen gestanden».¹⁰³

Von Kubizek wissen wir, dass Hitler 1908 die Freude an der Malerei vergangen war, er habe damals weder Bilder gemalt noch verkauft.¹⁰⁴ Als er Hanisch kennenlernte, entdeckte er sie augenscheinlich wieder. Warum? Wollte er sein Talent nicht verkümmern lassen? Wohl kaum, denn Hitler hat auch später nie etwas gesagt, was auf eine Erneuerung

seiner künstlerischen Ambitionen in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg schliessen lassen würde.¹⁰⁵ Es waren reine Überlebensstrategien, die ihn bewogen, Hanischs Wunsch nachzukommen und zum Zeichenstift zu greifen. Auch ist nicht klar, was wir uns unter dem Geschäftsunternehmen der beiden genau vorzustellen haben. Wir wissen nur, dass es sie ganz leidlich durchbrachte.

Um so tiefer muss es Hanisch getroffen haben, als im Sommer 1910 mit Josef Neumann ein «Nebenbuhler» auf den Plan trat, der Hitler in Sachen Bilderverkauf offenbar eine bessere Zusammenarbeit bieten konnte als er selbst und auch privat, so scheint es, zur Konkurrenz wurde. Neumann, Hilfsarbeiter und Trödler, 31 Jahre alt, jüdischen Glaubens und ledig, war von Ende Januar bis Mitte Juli 1910 in der Meldemannstrasse registriert.¹⁰⁶ Laut Hanisch war er ein «Geschäftsmann», der «vor keiner Arbeit zurückschreckte»¹⁰⁷. Er sei ein gutherziger Kerl gewesen, der Hitler sehr gemocht habe, und dieser wiederum habe auch Neumann überaus geschätzt; für Hitler sei Neumann zu einem «echten Freund»¹⁰⁸ geworden.

Im Juni 1910 meldete sich Hitler für knapp eine Woche aus dem Männerheim ab,¹⁰⁹ angeblich für einen Ausflug, den er, 20 Kronen Verdienst in der Tasche, mit Neumann unternommen haben soll. Sehr zum Leidwesen des düpierten Hanisch, der ihn «für eine Woche nicht finden [konnte]. Er besichtigte mit Neumann die Sehenswürdigkeiten in Wien und verbrachte viel Zeit im Museum.»¹¹⁰ Diese wenigen Tage sind der einzige belegte Zeitraum, in dem Hitler sich nicht im Männerheim aufhielt. Dass er und sein Begleiter ihre Unterkunft verliessen, um aus reiner Kulturbeflissenheit eine ganze Woche lang Bildungseinrichtungen zu besuchen, ist allerdings kaum glaubhaft. Sollte Neumann für Hitler mehr als nur ein «normaler Freund» gewesen sein?¹¹¹

Das wenigstens würde erklären, warum der bei der Polizei aktenkundig gewordene Streit zwischen Hitler und Hanisch mit soviel Erbitterung ausgetragen wurde: Im Grunde ging es nicht um Unterschlagung und Namensfälschung, sondern um Konkurrenz, Eifersucht, Rache. Das Zerwürfnis sollte für Hitler noch lange Jahre unangenehme Folgen haben;

für ihn blieb Hanisch bis zu seinem Tod eine Gefahr. Durch seine Kontakte zur ausländischen Presse drohten Enthüllungen, und man konnte nie wissen, wie weit der lästige Mitwisser gehen würde. Dass dem «Führer» der Tod Hanischs 1937 nicht ungelegen kam, liegt daher auf der Hand.¹¹²

Mit Rudolf Häusler in die Schwabinger Boheme

«So begann ich immer mehr ein Doppelleben zu führen; Verstand und Wirklichkeit hiessen mich in Österreich eine ebenso bittere wie segensreiche Schule durchmachen, allein das Herz weilte woanders.»¹¹³ Über Hitlers Leben im Wien der Jahre 1911 und 1912 wissen wir wenig mehr, als uns diese sibyllinischen Sätze aus ‚Mein Kampf‘ verraten. Erst mit Rudolf Häusler, der im Februar 1913 als -19jähriger ins Männerheim kam und ein enger Freund Hitlers wurde, können wir seine Situation wieder einigermaßen erfassen.

Häusler hatte ein wechsel-, ja rätselhaftes Leben. Nach einem längeren Aufenthalt mit Hitler in München kehrte er 1914 bei Kriegsausbruch nach Wien zurück, um anschliessend bis 1918 Soldat in Italien und Rumänien zu sein. 1917 heiratete er; ein Jahr später kam eine Tochter zur Welt. Nach dem Krieg lebte er mit seiner Familie in Wien, wo er in den zwanziger Jahren als Kaufmann und Bankbeamter arbeitete. 1929 starb seine Frau, und Häusler ging keine neue Ehe mehr ein, lebte von 1933 bis 1938 in der Tschechoslowakei und war dort Geschäftsführer eines Hotels sowie, kurzfristig, in einer Zuckerfabrik tätig. Im Frühjahr 1938 zog es ihn wieder nach Wien, wo er einen hauptamtlichen Posten bei der Deutschen Arbeitsfront (DAF) erhielt. Über den Zeitpunkt seines Eintritts in die NSDAP gibt es widersprüchliche Angaben, vermutlich war er schon seit 1929 Mitglied. Einigermaßen sicher dagegen ist, dass er 1944 aus der Partei ausgeschlossen wurde: Offenbar hatte sich während seines Aufenthalts in der Tschechoslowakei etwas ereignet, das ihn nicht länger tragbar erscheinen liess. Doch die genauen Umstände und Hintergründe sind unbekannt.¹¹⁴

Lange Zeit war über Häusler, der 1973 in Wien verstarb, weiter nichts herauszubekommen. Zwar wurde sein Name 1952 in der «Neuen Revue» erwähnt, aber danach sollte es über vierzig Jahre dauern, bis die Historikerin Brigitte Hamann von Häuslers Tochter Marianne Koppler mehr erfahren konnte: etwa, dass ihr Vater 1933 sechs Wochen lang in Berlin war und unbedingt Hitler sprechen wollte, dass man ihn aber, anders als später Kubizek, nicht zu seinem alten Gefährten vorgelassen hat.¹¹⁵ Er geriet zur Persona ingrata, ohne dass wir wissen, warum. In einem Personal-Fragebogen der DAF gab er 1939 an: «1911 lernte ich Adolf Hitler kennen, der sich meiner annahm, mich politisch aufklärte und so in mir den Grundstock für meine politische und allgemeine Bildung legte. 1912 nahm er mich mit nach München, wo wir gemeinsam wohnten und Gelegenheitsarbeiten nachkamen.»¹¹⁶

Nach Darstellung von Marianne Koppler kam Rudolf Häusler aus einer gutbürgerlichen Wiener Beamtenfamilie. Der Vater war streng und dominant, die Mutter hingegen liebevoll und fürsorglich. Rudolf galt als das «schwarze Schaf» der Familie; «wegen eines derben Bubenstreiches»¹¹⁷ wurde er von der Schule geworfen, und sein Vater setzte ihn später, und zwar an seinem 18. Geburtstag im Dezember 1911, vor die Tür. Häusler, der eine Ausbildung zum Handlungsgehilfen begonnen hatte, stand auf der Strasse.

Vermutlich haben sich Häusler und Hitler um ungefähr diese Zeit kennengelernt. Wie sich ihre Beziehung in den folgenden Monaten gestaltete, entzieht sich unserer Kenntnis, aber wir wissen, dass der 20jährige Häusler im Februar 1913 zu Hitler ins Männerheim in der Meldemannstrasse zog. Die beiden nannten sich «Adi» und «Rudi», besuchten gemeinsam Operaufführungen, und bald schwärmte auch Häusler leidenschaftlich für Wagner. Die Verbindung zu seiner Mutter hat er nie abreißen lassen, sie versorgte den Verstossenen heimlich weiter, machte ihm die Wäsche und half mit Essen aus. Häusler stellte ihr den neuen Freund denn auch vor, und ähnlich wie im Fall Kubizeks gelang es Hitler, die Mutter von der Nützlichkeit eines Umzugs der beiden nach München zu überzeugen. Sie vertraute ihm ihren Sohn an. Der Zeitpunkt für

eine Veränderung war günstig: Häusler hatte im Frühjahr 1913 seine Lehre abgeschlossen, und Hitler verfügte ab Mai 1913 aufgrund der Auszahlung des väterlichen Erbteils über eine grössere Geldsumme. So konnten die Freunde in München einen Neuanfang wagen. Sie lebten fast neun Monate gemeinsam in einem Zimmer, dann hatte Häusler von Hitlers Redefluss, seinem Jähzorn, seiner Rechthaberei genug und suchte sich eine eigene Unterkunft.¹¹⁸

Im Gespräch mit Marianne Koppler hat Brigitte Hamann auch die Frage nach einer möglicherweise homosexuellen Beziehung der beiden Freunde gestellt, worauf sie zur Antwort erhielt, dass der Vater seiner Tochter gegenüber «keinerlei Andeutungen auf eine mehr als freundschaftliche Beziehung» gemacht habe. «Häuslers Tochter kann sich dies bei ihrem Vater, der alles andere als ein Frauenverächter war, ‚einfach nicht vorstellen‘. Sie weiss aber andererseits, dass er ihr so etwas auch nie gesagt hätte.»¹¹⁹

Dennoch, wie merkwürdig, wie auffällig und aussagestark sind die Parallelen, die es zwischen Hitlers Verhältnis zu Häusler und Hitlers Verhältnis zu Kubizek gibt: die bürgerliche Herkunft der beiden Freunde, die verständnisvolle Mutter, die Wagner-Begeisterung, die gemeinsam geschmiedeten Zukunftspläne, der Neuanfang in einer anderen Stadt und letztlich auch das Unvermögen, für längere Zeit zusammenzuleben. Sollte denkbar sein, dass der formbare Häusler Hitler die Chance bot, noch einmal zu versuchen, was fünf Jahre zuvor mit Kubizek so kläglich gescheitert war? Dann müsste man folgern, dass Hitler seinen Wunsch nach einer festen Beziehung auf künstlerischer und, womöglich, homoerotischer Grundlage noch keineswegs aufgegeben hatte. Deshalb auch der neuerliche Fluchtversuch, diesmal allerdings nicht nach Wien, sondern zusammen mit Häusler in die Kunstmetropole München, die damals, im Sommer 1913, in dem Ruf stand, bei weitem nicht so spiessig zu sein wie das bigotte Wien.

«Im Frühjahr 1912 kam ich endgültig nach München. Die Stadt selber war mir so gut bekannt, als ob ich schon seit Jahren in ihren Mauern geweilt hätte.»¹²⁰ So beschrieb Hitler 1924 in ‚Mein Kampf‘ seine An-

kunft in Deutschland. Auch 1921 hatte er in einem Lebenslauf das Jahr 1912 als Zeitpunkt seiner Übersiedlung nach München angegeben.¹²¹ Warum die Unterschlagung des letzten Jahres in Wien?

Gewiss, in einer «Führer»-Biographie sah es im nachhinein besser aus, den Aufenthalt im verhassten «Rassenbabylon» Wien zu verkürzen und den in einer rein «deutschen» Stadt länger erscheinen zu lassen. Trotzdem ist es durchaus möglich, dass Hitler schon 1912, zumindest zeitweise, in München war und dass seine Vertrautheit mit der bayerischen Metropole weniger dem Bücher- als dem Milieustudium entsprang. Wahrscheinlich hat Hitler die Stadt – ähnlich, wie er es 1906 auch in Wien getan hatte – bereits vor seiner Ausreise aus Österreich in Augenschein genommen; nicht zuletzt die von ihm gewählte Formulierung, «*endgültig* nach München» zu gehen, deutet in diese Richtung. Und dass er überhaupt noch bis Mai 1913 in Wien blieb, hängt wohl mit der Auszahlung der väterlichen Erbschaft zusammen, die er damals erwartete. In seinem Antrag auf Entlassung aus der österreichischen Staatsbürgerschaft¹²² jedenfalls schrieb er im April 1925, er befinde sich «seit dem Jahre 1912 in Deutschland». Wenn das stimmt, kann es nur heißen, dass er sich bis zu seiner formellen Abmeldung aus Wien vorzugsweise im Deutschen Reich aufgehalten hat.

Hinzu kommt, dass es für ihn einen ebenso gewichtigen wie dringenden Grund gab, Wien den Rücken zu kehren: den drohenden Militärdienst. Auf Kubizeks Gestellungsbefehl hatte Hitler mit «massloser Wut» reagiert und dem Freund eindringlich geraten, die Musterung zu ignorieren oder Untauglichkeit zu simulieren, schlimmstenfalls «heimlich über die Grenze [zu] gehen». Hitler selbst jedenfalls war fest entschlossen, sich dem Wehrdienst zu entziehen. Eines seiner Hauptmotive könnte dabei die Furcht vor den drakonischen Strafen gewesen sein, mit denen in der k.u.k. Armee damals «die Unzucht mit Personen desselben Geschlechts» geahndet wurde, zumal unmittelbar nach seinem Weggang aus Wien die spektakuläre Affäre um den homosexuellen Geheimdienstchef Oberst Redl, die im Sommer 1913 in die Schlagzeilen kam,



Rudolf Häusler, mit dem sich Hitler 1912 in Wien angefreundet hatte. 1913 zogen sie gemeinsam nach München um.

allgemeines Stadtgespräch war und es kaum vorstellbar ist, dass der Skandal keine Repressionen für homosexuelle Soldaten mit sich brachte. Hitler hatte nun erst recht allen Grund, den Militärdienst in Österreich zu verweigern.

Überdies war München Anfang des Jahrhunderts, wie ein zeitgenössischer Beobachter formulierte, «geradezu ein Eldorado für Homosexuelle»¹²³. Hitler und Häusler zogen nach Schwabing, das damals wie kein anderes Viertel der Stadt für Bohemekultur stand, geprägt von zahllosen Zugereisten, die hier ihr Lebensglück zu finden hofften. In dem bunt-schillernden Bevölkerungsgemisch, das «den Stadtteil Schwabing zum Kulturbegriff Schwabing» machte, fanden sich, wie Erich Mühsam anschaulich beschrieben hat, die unterschiedlichsten Typen zusammen: «Maler, Bildhauer, Dichter, Modelle, Nichtstuer, Philosophen, Religionsstifter, Umstürzler, Erneuerer, Sexualethiker, Psychoanalytiker, Musiker, Architekten, Kunstgewerblerinnen, entlaufene höhere Töchter, ewige Studenten, Fleissige und Faule, Lebengierige und Lebensmüde,

Wild gelockte und adrett Gescheitelte»¹²⁴. Es war eine «Massensiedlung von Sonderlingen»¹²⁵, in der sich eine Art Gegenwelt zum Wilhelminismus herausgebildet hatte, ein Milieu aus lauter selbsternannten Avantgardisten, die vor allem ihre antibürgerlichen Affekte kultivierten und zur künstlerischen Lebensform stilisierten. Homosexualität war weniger verpönt als anderswo, besonders dann, wenn sie im Gewände einer Oscar-Wilde-Imitation oder mit der Attitüde eines Stefan-George-Jüngers daherkam.¹²⁶ Ausserdem gab es zahlreiche hochangesehene Intellektuellen- und Künstlerzirkel, die sich in den einschlägigen Cafés und Bierkellern der Schwabinger Szene trafen.¹²⁷ Wie sehr Adolf Hitler 1912/13 von diesem «leuchtenden München» gebannt gewesen sein muss, lässt sich leicht erahnen.

Doch wie zuvor in Wien glückte es ihm nicht, als Künstler Fuss zu fassen. Er blieb erfolglos, ein anonymer Aussenseiter, nur mit dem Unterschied, dass er jetzt, fünf Jahre nach Kubizek, wieder mit einem Freund zusammenlebte. Häusler hielt es immerhin neun Monate mit ihm in dem engen, zweieinhalb mal fünf Meter grossen Zimmer aus,¹²⁸ fünf Monate länger als Kubizek in Wien. Ansonsten ist über Hitlers Lebenswandel im letzten Jahr vor Ausbruch des Krieges kaum etwas Verlässliches überliefert. Völlig unglaubwürdig jedenfalls sind die Äusserungen von Hitlers Vermieterin Anna Popp, die ihrem «Zimmerherrn» – vermutlich weisungsgemäss – eine grundsolide Lebensführung bescheinigte, während sie Häusler mit keinem Wort erwähnte. Hitler, meinte sie 1934 in allzu offenkundiger Übertreibung, sei ein einsamer, fleissiger Student gewesen und habe vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein gelesen und gearbeitet; seinen Lebensunterhalt habe er mit dem Verkauf selbstgemalter Bilder bestritten.¹²⁹ Das war, wenn nicht absichtliche Vertuschung, bestenfalls die Fassade, die Hitler zu wahren verstand, denn es ist mehr als unwahrscheinlich, dass er bei seinem bescheidenen Talent auch nur annähernd vom Verkauf seiner «Kunst» leben konnte: Selbst weitaus begabteren Künstlerkollegen war das damals in München kaum möglich.¹³⁰ Und wenn er gegenüber dem Linzer Magistrat nicht gelogen hat, dann verwandte er «als selbständiger Kunstmaler» ohnehin

nur «einen Bruchteil» seiner Zeit «zum Broterwerb». Wie er da bei einer Konkurrenz von mehr als 3.000 Münchner Malern auf ein Jahreseinkommen von 1.200 Reichsmark gekommen sein will,¹³¹ ist rätselhaft.

Vielleicht aber lässt sich durch die Berichte von Zeitzeugen, die 1913/14 in München Bilder von Hitler erworben haben, ein wenig Licht ins Dunkel bringen.¹³² Von ihnen erfahren wir, dass der junge Künstler am liebsten Geschäfte und Biergärten aufsuchte, um seine Werke zu veräußern. So erzählt beispielsweise der Münchner Arzt Dr. Hans Schirmer, damals Junggeselle und Mitte Vierzig, wie er «im Hochsommer 1911 oder 1912» eines Abends «bei einer Mass Bier» im Garten des Hofbräuhauses auf einen jungen, «im Äusseren recht mitgenommen aussehenden» Mann aufmerksam geworden sei, der durch die Tischreihen schlenderte und den Gästen ein Bild zum Kauf anbot: «Es mochte gegen zehn Uhr abends geworden sein, als ich ihn wieder bemerkte und sah, dass er sein Bild immer noch nicht angebracht hatte. Als er bald darauf in meine Nähe kam, fragte ich ihn, da mich sein Schicksal rein menschlich berührte, ob er das Bild verkaufen wolle.» Die beiden wurden sich einig. Da Schirmer jedoch nicht genügend Geld bei sich hatte, verabredeten sie sich für den nächsten Tag in der Wohnung des Arztes. Dort bot Hitler an, weitere Bilder anzufertigen, und Schirmer ging darauf ein, «obwohl meine eigene wirtschaftliche Lage schon damals nicht leicht war». Noch in derselben Woche lieferte Hitler die versprochenen Werke – abermals in der Wohnung – ab. Schirmer bemerkte dazu: «Wieder empfand ich, dass er hart zu kämpfen hatte, dass er aber auch zu stolz war, um sich etwas schenken zu lassen. Andererseits scheint er aber auch von mir selbst den Eindruck gewonnen zu haben, dass ich kein reicher Mann war, und ich glaube, dass er deswegen weiterhin auch nicht mehr gekommen ist.»¹³³

Ähnliche Begegnungen und Kontakte scheint es des Öfteren gegeben zu haben, und man muss annehmen, dass Hitler sie gesucht hat. Da war zum Beispiel der Münchner Seifenfabrikant und Parfümeriebesitzer Dr. Schnell, der sich erinnert, dass eines Tages bei ihm im Geschäft ein junger Maler gestanden habe, «der wahrscheinlich von irgendjemand ge-

hört hatte, dass ich manchmal schon Maler unterstützt habe». Hitler verkaufte ihm ein Bild und erhielt weitere Aufträge. Und es hat den Anschein, dass die Verbindung auch später nicht abbricht, sonst wäre Schnell von Hitler kaum «lange Zeit nach der Machtübernahme» in das Hotel «Vierjahreszeiten» eingeladen worden. «Dort erkundigte er sich nach meinem Ergehen sowie nach den Bildern und erbot sich, mir einen Gefallen zu erweisen, falls ich einen Wunsch hätte.»¹³⁴

Intensiver und einträglicher war die Bekanntschaft mit dem damaligen Justizassessor Ernst Hepp, in dem Hitler offenbar tatsächlich den lang-ersehten Freund und Gönner gefunden zu haben schien. Als ein Mitarbeiter des NSDAP-Hauptarchivs sich 1939 bei Hepp und dessen Schwester Martha nach Aquarellen des «Führers» erkundigte, erfuhr er, dass der «junge Künstler» öfters zum Essen in die Wohnung der Familie sowie in deren Landhaus nach Wolfratshausen eingeladen worden war. Hepp liess sich von Hitler eine Reihe von Bildern malen, empfahl die Arbeiten seines Schützlings weiter und schenkte ihm mehrmals Karten für Opern- oder Konzertaufführungen. Ausserdem half er ihm bei seinen fast schon verzweifelten Bemühungen, in der bayrischen Armee dienen zu dürfen.¹³⁵

Auch in München verstand Hitler es also trefflich, Verbindungen anzubahnen. Offenbar handelte es sich um Männer, denen er gefiel und nicht einfach nur leid tat. Er vermochte sich einzuschmeicheln, zeigte sich unterwürfig, beflissen, vielleicht auch hartnäckig. Die zweifelhafte Qualität seiner Bilder dürfte das Echo, das er immer wieder fand, kaum bewirkt haben; dazu war schon das Angebot auf dem Münchner Kunstmarkt viel zu gut. Es muss um mehr gegangen sein als um die Suche nach einem Mäzen. Und Schnell und Hepp zeigen stellvertretend, dass Hitler dabei Erfolg hatte. Zugleich wollte er sicher auch Anschluss an das gewinnen, was man damals noch «höhere Kreise» nannte. Möglich, dass hierin ein entscheidender Schritt zu sehen ist: Die reine «Boheme» wenigstens, in der er bisher gelebt hatte, liess er nun hinter sich. Augenscheinlich brauchte er ihren Schutz nicht mehr, sondern traute es sich zu,



Hitler bejubelt die deutsche Mobilmachung am 2. August 1914 auf dem Münchner Odeonsplatz.

in der bürgerlichen Gesellschaft Fuss zu fassen, wenngleich als Aussen-seiter. Das heisst, dass er vor der allmählichen Etablierung eines Doppellebens nicht mehr zurückschreckte.

Im übrigen folgte Hitler, wie schon zuvor in Wien, auch in München keinem konkreten Lebensplan. Oft war er im Schwabinger Cafe «Grös-senwahn», wo er die höhere Bohemekultur beobachten wollte, deren Re-präsentanten für ihn freilich unerreichbar blieben¹³⁶, vielleicht mit Aus-nahme des Mythologen Alfred Schuler, der damals aber bereits zu einer Randfigur der Szene herabgesunken war.¹³⁷ Schuler, der sich als « eroti-schen Werber» für den Swastika- und Mutterkult¹³⁸ verstand, soll auf seiner Suche nach homosexuellen Kontakten in Schwabing auch auf ei-nen «jungen Mann [...] namens ‚Adolf‘» gestossen sein, so jedenfalls eine der Schlüsselfiguren der Schwabinger Vorkriegsboheme, der Lite-rat und Schriftsteller Karl Wolfskehl.¹³⁹ Es spricht nichts dagegen, sei

nem Hinweis zu trauen. Im Gegenteil: Durch Schuler, den antisemitischen Esoteriker, der sprachgewaltig die Heraufkunft einer neuen Zeit verkündete, hätte Hitler tatsächlich unmittelbar an die abstrusen Lehren jener rassistischen Welterklärer anknüpfen können, bei denen er schon in Wien gelegentlich sein ideologisches Heil gesucht hatte.¹⁴⁰

So oder so: Hitler war aufs tiefste beeindruckt vom Schwabinger Milieu, in dem er bestätigt fand, dass er nicht der einzige Exzentriker, der einzige «Verrückte» auf der Welt war. Hier schien so etwas wie eine ästhetisch veredelte Daseinsform greifbar, in der auch sexuelles Anderssein ohne Nachteil gelebt werden konnte. Die Frage war nur, wann und mit wem Hitler den Weg in dieses Dasein finden würde. Doch bevor es zu einer Antwort kam, bot ihm der Ausbruch des Ersten Weltkriegs einen neuen Fluchtweg – und damit die Möglichkeit, weiterhin alles offenzuhalten. Eine Weile konnte sich Hitler nun von der Euphorie und Aufbruchstimmung tragen lassen, mit der die Deutschen damals gegen eine «Welt von Feinden» antraten, während seine persönlichen Probleme vorübergehend in den Hintergrund rückten.

Typische Erfahrungen: Hitlers Anfänge in Wien und München

Alles folgt, so scheint es, einem bestimmten Typus: Seitdem der junge Hitler homoerotische Gefühle in sich entdeckt haben mag,¹⁴¹ wird er von dem doppelten Verlangen getrieben worden sein, sie irgendwie zu leben, zugleich aber der öffentlichen Schande zu entgehen, und man kann vermuten, dass er sich zu diesem Zweck zunächst in Phantasiewelten rettete, in denen er sich zu etwas Besonderem stilisieren und seine Andersartigkeit akzeptieren konnte.¹⁴² Dennoch musste er mit der Tatsache seiner Veranlagung auch lebenswirklich fertig werden. Vielleicht hat er deshalb jene Sehnsucht nach einer künstlerisch veredelten und zugleich

gedeckten Existenz jenseits moralischer Verhaltensvorschriften entwickelt, die ihn fortan umtrieb.

Das grosse Vorbild hierbei war Richard Wagner, von dem er zu wissen glaubte, dass auch er homosexuell gewesen sei.¹⁴³ Seine Vertiefung in die Wagnersche Biographie hatte ihm ausserdem die Erkenntnis vermittelt, dass allein das Genie ein Recht darauf habe, anders zu sein und zu leben als die bürgerliche Welt. Daher beschloss Hitler, ein Genie zu werden, und das hiess 1907: Er musste seine künstlerischen Fähigkeiten zu genialischem Format entfalten und seine bohemehafte Attitüde in einen Lebensstil umsetzen, denn damals waren Boheme und Künstlerschaft noch die einzigen Lebensformen, denen die bürgerliche Gesellschaft eine Sonderstellung bis hin zu «freien», anders gesagt: «unmoralischen» Neigungen einräumte.¹⁴⁴ Das angestrebte Künstlertum lieferte ihm folglich ein echtes Identifikationsangebot, und der formbare August Kubizek schien wie geschaffen, bei der Verwirklichung dieses Lebensentwurfs zu helfen. So zog es Hitler mit Macht in die subkulturellen Freiräume der Grossstadt.

Doch sein Traum sollte sich, allen Bemühungen zum Trotz, weder in den Wiener noch in den Münchner Jahren erfüllen. Künstlerisch blieb er bestenfalls Mittelmass, und je deutlicher er sich dessen bewusst wurde, desto bemühter dürften seine Anstrengungen geworden sein, das eigene Scheitern mit den übersteigerten Selbstwertgefühlen des «grossen Künstlers» zu kompensieren, die Diskrepanz mithin gleichzeitig auszuhalten und zu überspielen. Fluchten in hochentwickelte Phantasiewelten, Trugbilder und Selbstkonstruktionen, all das wird er gegen seine inneren Anfechtungen ausgespielt haben. Über sich selbst hinauszuwachsen gehörte schliesslich schon seit Linz zum Programm seines Lebensentwurfs und die Verwirrung von Schein und Sein zum Grundrepertoire seines Verhaltens. Dass er dafür eine eigene Wirklichkeit schaffen und überdies bewirken musste, dass andere an sie glaubten, wird er gewusst haben. Über die nötigen Erfahrungen verfügte er seit Jahren.

Aus diesem Grund spielte die Zurückweisung als Künstler für ihn denn auch eine ganz andere und weitaus fatalere Rolle als für die vielen

Möchtegern-Genies seiner Generation, die mit ihren Ambitionen ebenfalls gescheitert waren. Die Nichtzulassung zur Akademie beraubte ihn nicht bloss der künstlerischen, sondern auch der moralischen Existenzmöglichkeit, von der er sich allein Erlösung versprechen konnte. Hinzu kam der Eulenburg-Skandal mit seinen bedrohlichen Auswirkungen auf das homosexuelle Milieu. Beides zusammen wird seine Aggressionen gesteigert, seine Rachegefühle gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft verschärft und seine Empfänglichkeit für obskur-radikale Heilslehren noch vergrössert haben.

Für alles andere, was ihm im Leben wichtig war, suchte er sich, populär gesagt, die passende «Zweierbeziehung», wenngleich nie mit einer Frau: Nicht einmal Andeutungen männlich-weiblicher Liebe gibt es zwischen seinem 18. und 25. Lebensjahr. Statt dessen suchte er Männergemeinschaften, die zumindest homoerotisch grundiert und zugleich an «Prinzipiellem» orientiert waren. Und auch hier zeichnet sich wieder etwas Typologisches ab: Die Beziehungen nämlich, die er aufzubauen verstand, entsprachen wenigstens zeitweise jenem Muster der Künstlerfreundschaft., das Kubizek noch Jahre später in seinen Erinnerungen bemühen sollte. Wenn man die Wohnung teilte, ging es um Freundschaft, nicht bloss um die Senkung von Lebenshaltungskosten. Ob damit allerdings noch mehr verbunden war, ob man zum Beispiel das, was er bei «Gustl» oder «Rudi» fand, Glück nennen darf und welche Rolle diese Beziehungen bei der Stabilisierung seines eigenwilligen Charakters spielten, darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen.

Wichtig scheint indessen noch ein weiterer Punkt. Spätestens seit seiner Wiener Männerheimzeit war Hitler das homosexuelle Milieu der Grossstadt vertraut. Innerhalb des Heims wird er Gefühle von Inklusion und Schutz verspürt haben, ausserhalb davon eher das Gegenteil. Fortan wusste er, wie gefährlich das Halbschattendasein war und wie sehr man sich vor Enttarnung, Denunziation und Nachstellung in acht zu nehmen hatte. Später schrieb er: «In der Zeit dieses bitteren Ringens zwischen seelischer Erziehung und kalter Vernunft hatte mir der Anschauungsun-

terricht der Wiener Strasse unschätzbare Dienste geleistet.»¹⁴⁵ Die prägende Rolle seiner frühen Jahre ist damit, so oder so, durchaus treffend zusammengefasst.

Zweites Kapitel

Kamerad Hitler

Das «Mend-Protokoll»

Im September 1948 erreichte den deutschen Diplomaten Werner Otto von Hentig ein eingeschriebener Brief aus London. Er enthielt ein «Hitler-Dokument», das erst vier Jahrzehnte später zusammen mit anderen Unterlagen aus Hentigs Nachlass an das Institut für Zeitgeschichte in München gelangen sollte.¹ Das Anschreiben, mit dem ein gewisser Helge Knudsen das Dokument damals an Hentig versandt haben wird, ist nicht erhalten, und auch sonst findet sich kein Hinweis auf die Quelle. Liegt das womöglich an der Brisanz dieses Schriftstücks? Denn brisant ist es tatsächlich, weil hier ein ehemaliger Kriegskamerad Adolf Hitlers namens Hans Mend so offen über den Diktator herzieht, dass es dem Leser noch heute die Sprache verschlägt.

Womöglich war Hentig einer jener «deutschen Diplomaten», die dem Historiker Werner Maser versicherten, dass das «Mend-Protokoll» «eine wesentliche Rolle» für den deutschen Widerstand gegen Hitler gespielt habe, aber «namentlich nicht genannt zu werden wünsch[t]en».² Der Text, an dem die Forschung bislang achtlos vorbeiging, ist noch ein zweites Mal überliefert, und zwar in Form einer Abschrift, die der bayerische General Karl Kriebel in den fünfziger Jahren anfertigen liess. Sie gelangte 1986 in das Bayerische Hauptstaatsarchiv und ist mit folgender Notiz versehen: «Am 13.8.1951 übergab mir Herr Professor Schmid Noerr/Percha das anliegende Protokoll leihweise zur Kenntnisnahme. Er bemerkte dazu: Er kenne Hans Mend recht genau. [...] Das Protokoll habe er, Schmid Noerr, selbst im Auftrag der Abwehr [des militärischen Geheimdienstes unter Admiral Canaris – L.M.] aufgenommen und durch

ständige Gegenfrage gewährleistet, dass nur positive Angaben hineinkamen und alles klar sei. Das Protokoll besitze nur er. Es sei damals zur Kenntnis von Canaris und Generaloberst Beck [dem führenden Kopf des deutschen Widerstands – L.M.], ebenso auch einiger ausländischer Diplomaten gekommen.»³

Tatsächlich war der Philosoph und Schriftsteller Friedrich Alfred Schmid Noerr in der Widerstandsbewegung aktiv, und 1937/38 arbeitete er im Auftrag von Beck den «Entwurf einer Deutschen Reichsverfassung» aus.⁴ Als er dieses «Dokument des Widerstandes» 1961 dann veröffentlichte, bezog er sich auch auf Gespräche, die er kurz vor dem Krieg mit Diplomaten wie Hentig und anderen «tatgewillten Widerstandskreisen» geführt habe.⁵ Und damit schliesst sich der Kreis. Wir wissen jetzt, dass der historisch-politische Stellenwert des «Mend-Protokolls» nicht eben gering zu veranschlagen ist. Personen von Rang und Namen haben seinen Inhalt für glaubwürdig gehalten und es ebendeshalb in Umlauf gesetzt; wahrscheinlich war es sogar eines jener Dossiers, das die Oppositionsgruppe innerhalb der Abwehr ihrem «konspirativen Aktendepot»⁶ zuführte, um Hitler im Falle einer Festsetzung den Prozess machen zu können. «Man [muss] Hitler», so Helmuth Groscurth, der eine zentrale Rolle bei den Staatsstreichplänen vom November 1939 spielte, «lebend in die Hand bekommen, ihn auf seinen Geisteszustand untersuchen und dann das zweifelloso negative Ergebnis veröffentlichen lassen.»⁷ Als Schmid Noerr sich im Dezember 1939 an Mend wandte, dürfte es ihm ebenfalls darum gegangen sein, belastendes Material gegen Hitler aufzutun.

Was er bei seiner eingehenden Befragung Mends in Erfahrung gebracht und dann in seinem Dossier der Nachwelt überliefert hat, bezieht sich hauptsächlich auf die Jahre 1914 bis 1919. Das war die Zeit, in der Mend als Ordonnanzreiter im Stab des List-Regiments Gelegenheit hatte, den Kameraden Hitler, der dort ebenfalls Dienst tat, aus persönlichem Umgang heraus genauestens kennenzulernen.⁸ Besonders geht es um Hitlers Freunde, seine Eigenheiten und seine Homosexualität. Hier eine Reihe wörtlicher Zitate:

«Hitler war als Österreicher und wegen körperlicher Schwächlichkeit im August 1914 bei seiner freiwilligen Gestellung zurückgewiesen worden. Er hatte um diese Zeit sich arbeitslos in München aufgehalten, und seine Absicht war einfach gewesen, beim Militär unterzukommen, um wieder ordentlich zu fressen zu haben. [...] Nach seiner Abweisung durch die ärztliche Kommission stellte er sich am Wittelsbacher Palais in München auf zu einer Zeit, zu der, wie er wusste, König Ludwig das Haus zu verlassen pflegte. Es gelang ihm, den König abzupassen, als er mit seinem Generaladjutanten v. Leonrod herauskam. Hitler vertrat Leonrod den Weg und sprach ihn an: er sei Österreicher, wolle aber in Österreich nicht dienen. Er habe sich in München als Kriegsfreiwilliger gemeldet, sei abgewiesen worden, bitte nun die Majestät unmittelbar um Unterstützung seines Gesuches. Leonrod notierte sich seinen Namen. So war Hitler nach seiner eigenen Erzählung zum List-Regiment gekommen. Von der Zeit an, als Hitler als Regimentsordonnanz zu uns ins Feld gekommen war, hatte er nie mit der Waffe zu tun. Er war nie etwas anderes als Meldegänger und befand sich beim Regimentsstab hinter der Front. Alle zwei bis drei Tage hatte er einen Meldegang zu tun, die übrige Zeit hat er ‚hinten‘ gemalt, politisiert und Krach gemacht. Er erwarb sich bei der gesamten Mannschaft, mit der er in Berührung kam, sehr rasch den Spitznamen: ‚der narrische Adolf‘. Er machte auf mich von Anfang an den Eindruck einer psychopathischen Erscheinung. Er bekam, sobald ihm jemand widersprach, häufig Wutanfälle, warf sich auf den Boden und schäumte. Der Soldat [Ernst] Schmid[t] (jetzt Maurermeister in Garching bei München), mit welchem Hitler von früher her befreundet war, da er mit ihm gelegentlich schon auf dem Bau gearbeitet hatte, war sein Spezi. Daneben verkehrte er am liebsten mit den Soldaten Tiefenböck (jetzt Inhaber eines Kohlenbüros in München) und Wimmer (jetzt aktiver Strassenbahner in München). Sie alle drei waren gleichfalls Meldegänger beim Stab des Regiments.

Der Einzige von diesen, der freiwillig vor die Front ging, war der Jude Lippert (von Beruf Reisender; er kam später als Büroangestellter ins Braune Haus, wo er seit 1934 und meines Wissens bis heute noch tätig ist. Er steht nicht unter den Judengesetzen). – Bataillonsadjutant beim List-Regiment war der Oberleutnant Gutmann, ein Jude, Schreibmaschinenfabrikant in Nürnberg (jetzt ausgewandert), an den sich Hitler immer heranmachte, wenn er irgendeine Vergünstigung sich erbitten wollte. Dieser Oberleutnant Gutmann war es auch, der ihm Weihnachten 1914 das E.K. II verschaffte. Es war bei Bezaillère (am Bayernwald) bei Ypern. In diesem Gefecht wurde Oberst Engelhardt vom List-Regiment verwundet. Als man ihn zurücktrug, nahmen sich hinter der Front Hitler und Bachmann seiner an. Da es Hitler verstand, von dieser seiner Tat geräuschvolles Aufhebens zu machen, gelang es ihm, Oberleutnant Gutmann in der genannten Weise für sich zu gewinnen. Inzwischen hatten wir Hitler näher kennengelernt. Wir bemerkten, dass er niemals eine Frau anschaute. Er stand bei uns gleich anfangs im Verdachte der Homosexualität, denn er war sowieso als abnormal bekannt. Er war äußerst exzentrisch und zeigte in dieser Richtung weibische Züge. Er hatte nie ein festes Ziel und keinerlei feste Überzeugungen. – Es war 1915, wir lagen damals in der Brauerei Le Fébre bei Fournes. Wir hatten Heulager. Hitler lag mit «Schmidk, seiner männlichen Hure, nachts zusammen. Wir hörten ein Rascheln im Heu. Darauf knipste einer seine elektrische Taschenlampe an und brummte: «Da schaut einmal die zwei schwulen Brüder.’ Ich selbst interessierte mich für diese Sache nicht weiter.

Hitler konnte es bei keiner Gelegenheit unterlassen, bei den Kameraden politische Hetzreden zu halten. Er bezeichnete sich stets als einen Vertreter des ‚klassenbewussten Proletariats‘. Wenn er sich sicher glaubte, sprach er von seinen Vorgesetzten als von dem «arroganten Offizierspack’, nannte sie «Raubritter’, «Wegelagerer von Adel’ oder «ausbeuterische bürgerliche Klique’. Äusserungen wie die folgende: «Diese Schweine liegen auf Rosshaarmatratzen, und

wir können Rossfleischsuppe fressen', gehörten zu seinen oft wiederholten Tiraden. [...]

Ende 1918 traf ich Adolf Hitler wieder. Ich begegnete ihm am Marienplatz in München, wo er mit seinem Freund, dem ‚Schmidl‘, zusammenstand. Er begrüßte mich mit den Worten: ‚Na, Schimmelreiter, wo kommst denn du her? Gott sei Dank, dass die Königskronen vom Baum gefallen sind. Jetzt haben wir Proleten auch was zu sagen.‘ Hitler lebte damals im Obdachlosenasyl in der Lothstrasse 29 in München. Bald darauf flüchtete sich Hitler, nachdem er mehrere Tage bei mir in meiner Wohnung kampiert hatte, wegen Nahrungsmangels in die Kaserne nach Traunstein. Es gelang ihm, mit Hilfe seines E.K. I und seiner geläufigen Suada sich hier, wie in Zukunft öfters, seinen Weg zu bahnen. Auf die Tatsache, dass er im Lauf des Jahres 1915, als das List-Regiment furchtbar dezimiert war, zusammen mit allen damals Überlebenden ohne Ausnahme zum Gefreiten befördert worden war, legte er weniger Gewicht. Denn es war doch auffallend, dass ein Mann, der den Weltkrieg von Oktober 1914 an bis zu seinem Ende mitgemacht hatte, ohne weitere Beförderung geblieben war. – Im Januar 1919 habe ich Hitler bei der Zeitungsfrau am Marienplatz wieder getroffen. Ich musste mich seiner schämen, so herabgekommen stand der ‚rote Hitler‘ vor mir. [...] Dann, eines Abends, sass ich mit einem Mädels im Kaffee Rathaus. Da kam der ‚Adi‘ mit seinem Freund Ernst Schmid[t] [...] herein. Hitler sprach mich an: ‚Servus Schimmelreiter, weisst du keine Wohnung für uns beide?‘ Damals bot ich ihm aus Barmherzigkeit ein Nachtquartier bei mir an. Mein Mädels sagte dann zu mir: ‚Wenn du mit solchen Leuten Verkehr hast, dann gehe ich nicht mehr mit Dir.‘

Ich hörte dann davon, dass Hitler als Redner öffentlich auftrat. Das erste Mal habe ich ihm heimlich, um ihm nicht zu begegnen, in Geislgasteig zugehört. Das war Anfang 1920. Dann habe ich ihn auch im Zirkus Krone und in verschiedenen Bierkellern reden hö-

ren. Da sagte ich zu mir: aha, jetzt redet der Hitler ja schon ganz anders. Adi hat die Farbe gewechselt, der rote Bursche!

Eines Tages im Januar 1920 kam dann Hitler zu mir in meine Wohnung in der Schleissheimer Strasse und klagte, er könne nicht nach Hause. Auf die Frage nach dem Grund gab er keine Antwort. Mir war es auch gleichgültig. Ich sagte zu ihm: ‚Also schläfst du eben bei mir.‘ [...] Er blieb ein paar Tage bei mir. [...] Aber Hitler konnte sich in München nicht halten. Er fuhr zu Jakob Weiss nach Abens in der Holledau [...], der ihn dann in sein Elternhaus führte und ihn abfütterte. – Dieses haltlose Umherirren führte Adolf Hitler endlich auch zu General Epp. [...]

Mein Eindruck von Adolf Hitler in dieser ersten Münchner Zeit nach dem Krieg bestätigte durchaus meine Erfahrungen, die ich im Feld unzählige Male mit ihm gemacht habe. Hitler erschien mir wie ein tausendblättriges Buch. Hitler hat stets zwei Gesichter gehabt. Er war die Scheinheiligkeit in Person. Das eine Gesicht zeigte den eifrigen Wichtigtuer vor den jeweiligen Vorgesetzten und, wenn es sein musste, auch vor den Kameraden. Es war ganz gewöhnlich, dass, wenn Hitler hinten in Ruhestellung oder beim Stab davon hörte, dass vorne irgendein Erfolg errungen war, erregt unter die Leute stürzte, mit den Armen fuchtelte und schrie: ‚Wir haben gesiegt! Wir habens den Franzosen (oder Engländern) wieder einmal gegeben!‘ Aber er war auch immer der bei den Vorgesetzten sich einschmeichelnde Denunziant, sobald ein Vorteil für ihn dabei herausprang. Die Kameraden hüteten sich deshalb vor ihm. [...] Hitlers anderes Gesicht war das eines heimlichen finsternen Verbrechers. Seine ganze Haltung war die eines rücksichtslosen Menschen, der versteht, sich in eine Gloriole zu hüllen. Er war, seit ich ihn kenne, kein guter, aber ein grosser Schauspieler. Keinem Wort, das er sprach, war zu trauen. Er log mit jedem Wort, handelte stets anders, als er sprach. [...]

Als Hitler im Winter 1918 nach München zurückkam, bemühte er sich ununterbrochen um eine führende Stellung bei den Kommuni-

sten. Er konnte aber bei der Münchner Leitung der Kommunistischen Partei nicht unterkommen, obwohl er sich ultraradikal gab. Da er aber sofort eine Bonzenstellung in der Partei verlangte, wobei er nichts hätte zu arbeiten brauchen – denn das war immer sein Ziel – , so stiess er bei den Kommunisten trotz seiner Todfeindschaft gegen alle Besitzenden auf Misstrauen. Er wurde hingehalten, vielleicht hielt er sich von einem gewissen Zeitpunkt ab auch für kommunistisch bespitzelt. Jedenfalls ging er dann zur Rache zu dem Freikorps Epp, wo er auf Grund seines E.K. I bei Epp Vertrauen fand. Epp beauftragte ihn zunächst mit der Stimmungsmache bei den Soldaten und bezahlte ihn dafür. Bald konnte er sich als ‚Instruktionsoffizier‘ bezeichnen. In dieser Eigenschaft besuchte er nachts allerlei Lokale und stiess bei dieser Gelegenheit auf Anton Drexler. [...] Als bald drang Hitler in die Drexler-Partei ein und bekam die Parteinummer 1512. Aber sogleich machte er sich an die Zerschlagung dieser Partei, indem er den Sekretär Drexlers, einen gewissen Harrer, der völligen Unfähigkeit bezichtigte und zur Seite drängte. Drexler, dem jede Streiterei verhasst war, wich aus Schwäche vor Hitler zurück. Hitler liess da sogleich seine später so oft erfolgreich angewandte Einbrechertaktik spielen, indem er den Fuss zwischen eine geöffnete Tür klemmte und nicht eher nachgab, bis er hinter dieser Tür stand. So gelang es ihm, die Drexler-Partei zu sprengen; und mit sieben Mann hat er dann den eigenen Laden aufgemacht.»

Mens Hitler-Porträt lässt an derber Direktheit nichts zu wünschen übrig. Doch fassen wir die wichtigsten Botschaften, die es übermitteln will, noch einmal mit anderen Worten zusammen: Zwischen seinem 25. und 30. Lebensjahr sei Hitler vor allem ein prinzipienloser Vorteilsjäger gewesen. Er habe sich beim bayerischen Militär erfolgreich anzubiedern und durchzuschlagen verstanden; seinen Dienst habe er ohne jeden frontkämpferischen Ehrgeiz versehen, um die übrige Zeit in der Etappe totzuschlagen. Am liebsten sei er mit seinen Freunden Tiefenböck, Wimmer

und Schmidt zusammengewesen, mit dem letzteren auch intim. Nach Kriegsende hätten Hitler und Schmidt gemeinsam eine Wohnung gesucht. Hitler habe im rechtsradikalen Lager erst Fuss gefasst, nachdem er von linken Gruppierungen abgewiesen worden sei, es dort schliesslich aber mit der ihm eigenen Durchtriebenheit, Wichtigtuerei, aber auch mit «Einbrechertaktik» bis zum Parteiführer gebracht.

Natürlich müssen wir, wenn wir über den historischen Wahrheitsgehalt dieser Aussage befinden wollen, die mitgeteilten «Tatbestände» überprüfen. Doch die erste Frage lautet: Wer war Hans Mend, und was motivierte ihn zu seiner Abrechnung mit Hitler?

Wer war Hans Mend?

Schmid Noerr hat Mend als einen «gesunden Bauernsohn» bezeichnet, der im Ersten Weltkrieg «ein berühmt schneidiger, fast tollkühner Meldereiter» gewesen sei und bei der Truppe den Namen «Schimmelreiter» getragen habe.⁹ Doch das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus Mends sonst keineswegs einfachem Leben.¹⁰ Am 16. März 1888 in der Nähe von Rothenburg (ob der Tauber) als Sohn einer kinderreichen Kleinbauernfamilie geboren, war Johannes Mend von klein auf nur harte Arbeit gewöhnt. Gleich nach dem Abgang von der Volksschule musste er für sich selbst sorgen und verdingte sich als Lauf- und Stallbursche in herrschaftlichen Häusern. Von 1908 bis 1911 diente er beim 2. Bayerischen Ulanenregiment, um danach als sogenannter Bereiter auf das Gestüt Waldfried bei Frankfurt zu gehen. Mit der Mobilmachung meldete er sich als Reservist zum Heer, wo er von Oktober 1914 bis August 1916 dem List-Regiment als Meldereiter angehörte; dass er während dieser Zeit den Meldegänger Hitler kennenlernte und engen persönlichen Kontakt mit ihm hatte, ist eine amtlich gesicherte Tatsache. Bis zu seiner Ausmusterung im Dezember 1918 war Mend anschliessend anderen Truppenteilen zugewiesen. Nach der Rückkehr ins Zivilleben versuchte er, als Pferdehändler sein Auskommen zu finden, scheiterte aber kläglich. Im August 1919

erhielt er in München wegen Diebstahl und Betrug eine fünfmonatige Gefängnisstrafe, die allem Anschein nach zur Bewährung ausgesetzt wurde. Inzwischen Vater eines unehelichen Sohnes, wurde er noch im selben Jahr aus der bayerischen Landeshauptstadt ausgewiesen. Wo er sich in der Folgezeit aufhielt, wissen wir nicht, doch ist bekannt, dass er 1920/21 in Nürnberg Eigentumsdelikte beging. Im August 1921 verurteilte ihn das Landgericht Ansbach zu einer Gefängnisstrafe von zwei Jahren, weshalb er bis Mai 1923 in der Haftanstalt Liebenau einsass.

Da bot sich ihm durch den spektakulären Aufstieg seines Kriegskameraden Adolf Hitler bei der völkischen Rechten in Bayern eine ungeahnte Chance. Er spekulierte darauf, dass das, was er aus den gemeinsamen Kriegsjahren über Hitler wusste, dem nach Höherem strebenden Politiker nicht gleichgültig sein konnte, und heftete sich also gleich nach seiner Entlassung an die Fersen des Parteiführers. Über die Kontaktaufnahme sind wir nur durch einen urschriftlich nicht überlieferten Brief informiert, den Hitler am 28. Juni 1923 an Mend schrieb.¹¹ Dieses Schreiben sowie eine andere Postsendung an Mends Adresse in Stuttgart vom 5. Juli 1923 sind im Briefausgangsbuch von Hitlers damaligem Sekretär Fritz Lauboeck verzeichnet, und hier findet sich auch noch ein weiterer bedeutsamer Hinweis: Mend erhielt Geldbeträge in Höhe von 100 beziehungsweise 300 Reichsmark.¹² Hitler ahnte wohl, dass er seinen alten Kriegskameraden nur durch solche Zuwendungen von Dummheiten abhalten konnte.

Nicht lange danach ging Mend für mehrere Jahre als Jockey ins Ausland, zunächst nach Amsterdam, später nach Brüssel. Die Hintergründe für diesen Neuanfang kennen wir nicht – hatte Hitler seine Hand im Spiel? Ein viermonatiger Krankenhausaufenthalt in Würzburg, der sich bis Anfang 1930 hinzog, ist das nächste, was wir von ihm wissen. Von hier ging er für ein halbes Jahr nach Stuttgart, um schliesslich im November 1930 seinen Wohnsitz wieder in München zu nehmen. In jene Zeit fällt eine erneute Verurteilung, diesmal wegen Urkundenfälschung. Mend hatte sich eine Kriegsbeschädigtenrente erschwindeln wollen.

Wahrscheinlich erinnerte er sich bald an ein lohnenderes Betätigungsfeld, denn sein ehemaliger Kamerad Hitler schickte sich 1930 an, die politische Macht im Deutschen Reich zu erobern, und stand im Zentrum des öffentlichen Interesses. Man kann sich jedenfalls leicht vorstellen, was in dem schlichten, aber draufgängerischen Mann vorgegangen sein muss, als er sein eigenes Schicksal mit dem seines früheren «Putzers» verglich. Wie konnte es sein, dass Hitler, der keineswegs mehr geleistet hatte als er, plötzlich einen solch kometenhaften Aufstieg erfuhr? Eine Ungerechtigkeit sondergleichen! – So oder ähnlich könnte Mend gedacht haben, als er sich Ende 1930 in München Zugang zum Kreis um Hitler zu verschaffen wusste. Es sei dort damals «wild» zugegangen, erinnerte er sich später; «alles Sinnen und Trachten des engeren Kreises um Hitler war auf nichts anderes als auf Eigennutz gerichtet». ¹³ Da mochte Mend nicht abseits stehen – um so weniger, als er um Dinge wusste, die Hitlers Karriere schnell beenden konnten.

Das Erstaunliche ist, dass es Mend tatsächlich gelang, über Hitlers Entourage bis zu diesem selber vorzudringen. Wir wissen das aus zuverlässiger Quelle: «Er war vor der Machtübernahme Anhänger der NSDAP», heisst es in einem Dossier der Gestapo, «zur damaligen Zeit ist Mend auch mit führenden Persönlichkeiten der NSDAP und mit dem Führer zusammengewesen.» ¹⁴ Bald sah man ihn unter den Getreuen, die Hitler in seinem Stammlokal, dem Cafe Heck, um sich zu sammeln pflegte. «Ich hatte den Eindruck», sagt Mend, «dass mich Hitler für seine Sache gewinnen wollte.» ¹⁵ Für welche Sache? Die Antwort enthält eine Schrift, die der Huber Verlag im Herbst 1931 unter dem Titel ‚Adolf Hitler im Felde 1914-1918‘ auf den Markt brachte. ¹⁶ Als ihr Autor wird Hans Mend genannt. Nach dessen eigenen Worten war es Hitlers «nähere Umgebung, [die] mich dazu anieferte» ¹⁷, den Band zu schreiben – ein Auftrag freilich, für dessen Ausführung Mend die elementarsten Voraussetzungen fehlten. Er war ja kaum in der Lage, einen fehlerfreien Satz zu schreiben – und nun ein ganzes Buch? Es liegt nahe, dass es um etwas ganz anderes ging.

Gut möglich, dass Hitler versucht hat, Mend zu kaufen. Darauf verweist der politische Kontext, in dem man Mends Buchprojekt sehen muss. Seit 1931 hatte nämlich die sozialdemokratische «Münchener Post» damit begonnen, Hitlers Soldatenzeit genauer unter die Lupe zu nehmen, und dabei gleich Ehrenrühriges entdeckt.¹⁸ Wollte man den von Hitler in «Mein Kampf» reklamierten Frontsoldatenmythos glaubwürdig unterfüttern, bedurfte es jetzt mithin einer gezielten Gegenpropaganda. Mindestens ebenso wichtig jedoch war der persönliche Aspekt. Durch die Veröffentlichung seiner Kriegserinnerungen in einem formal parteiunabhängigen Verlag (der allerdings seit den zwanziger Jahren als Lieferant völkischen Schrifttums bekannt war)¹⁹ sollte dem unbequemen Kameraden nicht nur eine Einkommensquelle erschlossen werden; vor allem wollte man ihn als Risikofaktor unschädlich machen, indem man ihm einen positiven Bericht über seine Zeit mit Hitler im Felde abrang.²⁰ Ein gelungener Coup: nützliche «Führer»-Propaganda, Umarmungsstrategie und Prävention in einem. Mend biss auf den Köder an und trug fortan den Haken in der Lippe.

Wir wissen nicht, wer die Anekdoten und Episoden, die Mend 1930/31 aus seiner Kriegszeit noch erinnerlich waren, in jener halbwegs lesbaren Form zu Papier brachte, die sie am Ende hatten. Doch «Adolf Hitler im Felde» erschien und fand nicht zuletzt durch den höchst effizienten Medienapparat der NSDAP weite Verbreitung. Im linken Lager galt das Bändchen sogleich als ««parteiöffentliche Veröffentlichung», und Egon Erwin Kisch sah darin sogar ««den militärischen Ergänzungsband» zu Hitlers eigenem Buch.²¹ Der tendenziöse Inhalt ist schnell wiedergegeben; schon in Vorwort und Einleitung wird im Grunde alles gesagt. Die Schrift, so der Verlag, wende sich an die vielen Skeptiker, die heute wissen wollten, wo «der neue Führer [...] Adolf Hitler während des Weltkrieges war und was er dort geleistet». Jetzt sei «es gelungen, einen Blutzugehen und Kriegskameraden zu entdecken, der Seite an Seite mit Adolf Hitler gekämpft und gelitten hat». Mit den Aufzeichnungen dieses «schlichten Soldaten» würden «dem deutschen Volke kleine Ausschnitte aus den ihm unbekanntesten Jahren des Mitkämpfers Adolf Hitler um das

In seiner 1931 veröffentlichten Propagandaschrift «Adolf Hitler im Felde» stilisierte Hans Mend den «Führer» zum vorbildlichen Frontkämpfer.



deutsche Vaterland» vermittelt. Originalton Mend: «Mit diesem Buch will ich dem deutschen Volk wahre und ungeschminkte Aufklärung über «Adolf Hitler als Frontsoldat geben. Als Kamerad habe ich oft Gelegenheit gehabt, seine Äusserungen über den Krieg zu hören, seine Tapferkeit zu sehen und seine glänzenden Charaktereigenschaften kennen zu lernen. [...] Hier will ich beweisen, dass er schon im Felde ebenso war wie heute: tapfer, furchtlos, überragend.» Die Quintessenz lautet denn auch: «Jeder, der ihn im Felde kannte, musste zugeben, dass er ein Muster von einem Frontkämpfer war», der «im Stellungskrieg als Gefechtsordnung auf gefährlichem und verantwortungsvollem Posten Übermenschliches geleistet [hat]».

Doch damit nicht genug: Auch auf dem Gebiet der Politik habe sich Hitler im Weltkrieg rühmlich hervorgetan. Seine «gesunde Weltanschauung» sei schon damals auf die Verschmelzung von Nationalismus und Sozialismus hinausgelaufen und natürlich darauf, «die germanische Rasse von den jüdischen Parasiten [zu] befreien und diese Rassenverderber und Volksausbeuter nach Palästina [zu] schicken». Bereits 1916 habe er prophezeit, «dass wir noch Vieles von ihm hören werden. Wir

sollen nur abwarten, bis seine Zeit gekommen ist.» Und selbst unter dem Eindruck der Niederlage im November 1918 habe er «den Glauben an das deutsche Volk nicht verloren. Er versicherte uns, dass er sein Leben in die Schanze schlagen wolle und sein ganzes Ich einsetzen werde, um den Verrat am deutschen Volke und den Gefallenen zu rächen.» Fazit: «Wenn jeder Deutsche so deutsch gedacht und gehandelt und seine Pflicht als Soldat während des Krieges so erfüllt hätte, wie es Adolf Hitler getan hat, [...] so wäre dieser schmachvolle Frieden uns erspart geblieben.»

Aber so ganz hielten sich Mend und sein Ghostwriter auch wieder nicht in jedem Belang an die informelle Absprache mit ihren Auftraggebern. Denn zum einen trugen sie selbst für den leichtgläubigen Leser ein wenig zu viele hagiographische Farben auf und liessen ihren Helden dadurch nicht immer im besten Licht erscheinen. Zum anderen leisteten sie sich etwas, das damals fast schon an ein Sakrileg grenzte: Sie äusserten sich ziemlich unverblümt über Hitlers schäbiges Erscheinungsbild, seine Marotten und Attitüden, und in ebendiesen komisch wirkenden Passagen scheint ihre Darstellung noch am echtsten. Mend rechtfertigte die Preisgabe der Details damit, dass ihn doch schliesslich mit Hitler «eine Kameradschaft verband, wie sie nur der echte Frontsoldat kennt». «Wir waren ja wie Brüder aneinander gewöhnt.»

Das Resultat, um einige Kostproben zu geben, liest sich folgendermassen: «Hinter den Häusern von Lavarie holte ich Adolf Hitler und Meldegänger Schmidt ein. Sie wunderten sich, dass ich meinen Schimmel nicht reite, und machten ihre Witze. In seiner humoristischen Art verbeugte sich Hitler vor mir wie ein Zeremonienmeister vor seiner Majestät. Um seiner Aufzieherei ein Ende zu machen, gab ich meinem Braunen die Sporen, sodass er ausschlug und Hitler mit den Vorderfüssen getroffen hätte, wenn dieser nicht wendig wie ein Windhund über den Graben hinweggesprungen wäre. [...] Hitler und Schmidt [...] setzten gleich ihren Weg nach dem Graben fort. Im Vorbeigehen rief Hitler, den Helm abnehmend: ‚Auf Wiedersehen, Herr Rittmeister!‘ Ich schrie ihm

nach: ‚Mach dass Du fortkommst, sonst werf ich Dir eine Schaufel Dreck nach!‘» Oder: «In dem Raume, wo wir lagen, gab es unzählige Ratten. Hitler vertrieb sich die Zeit damit, dieselben mit dem Seitengewehr in die Flucht zu schlagen, wenn sie ihn während der Nacht nicht zur Ruhe kommen liessen. Er lag neben mir und bei seinem plötzlichen Aufspringen trat er mir so stark auf die Füsse, dass ich hätte laut aufschreien können. In meinem Zorn warf ich ihm einen Reitstiefel an den Kopf. So etwas ärgerte ihn aber nicht, er liess sich in seiner Rattenjagd nicht stören. Auch auf die verschiedensten militärischen Kosenamen reagierte er nicht. Zuletzt liess ich ihn halt weiter jagen.»

Hitler als Spassvogel und Quälgeist, das war das eine. Das andere war die bohemehafte Attitüde, die er auch im Krieg beibehielt. Dazu Mend: «An stillen Tagen, wo wenig zu tun war, vertrieb jeder seine Zeit nach seinem Belieben. [...] Adolf Hitler beschäftigte sich hauptsächlich mit Literatur und Malerei. Mit grossem Geschick karikierte er Wienerjudentypen.» Und über die deutsche Kunstgeschichte, sein «Lieblingsthema», «konnte er wie ein Professor erzählen». Zudem fällt auf, dass Mend immer wieder auf Hitlers unzertrennliche Freundschaft mit Ernst Schmidt zurückkam; noch in der letzten Szene seines Buches trifft er die beiden im Januar 1919 als Paar auf dem Münchner Rathausplatz: «Hitler war im Arbeitsanzug und auf der Suche nach einer Unterkunft.» Bedenkt man, dass Mend an anderen Stellen Hitler als ausgesprochenen «Weiberfeind» schildert, war das, so lässt sich folgern, schon mehr als Stichelei.²²

Mit all diesen pikanten Details befand Mend sich auf dem besten Weg, den «Führer» der Lächerlichkeit preiszugeben, und man fragt sich, ob das aus schlauer Berechnung, aus Frechheit oder nur aus Dummheit geschah. Hitler soll sich denn auch äusserst verärgert über das Buch gezeigt haben, wie wir von Mend selbst sowie vom Hitler-Intimus Max Amann wissen.²³ Um so bemerkenswerter, dass Hitler nicht versuchte, Mend zu desavouieren; das war ihm offenbar zu riskant. Er wusste nur zu gut, dass sein Privatleben und seine Vergangenheit jetzt, wo er politischen Einfluss hatte, öffentlich verhandelt werden würden, und da

konnte Mends Wissen leicht zum Gegenstand massenhafter Neugierde, das heisst: gefährlich für ihn werden. Solange die ihm feindliche Presse das Buch indessen lediglich für eine Verherrlichungsschrift hielt, die dem Zweck diene, «Hitler als Held im Kriege herauszustellen»²⁴, mochte er damit leben. Der ‚Völkische Beobachter‘ empfahl Mends Erinnerungsband jedenfalls unverdrossen als «die schönste Weihnachtsgabe für jeden Hitler-Anhänger»²⁵.

So musste sich Hitler damit begnügen, persönlich auf Distanz zum «Schimmelreiter» zu gehen, was freilich neues Ungemach heraufbeschwor. Denn Mends Wichtigtuerei hatte durch sein Debüt als «Schriftsteller» nur weiteren Auftrieb erhalten, und da musste die plötzliche Zurücksetzung durch Hitler, mit dem er vor kurzem noch am Stammtisch schwadroniert hatte, ihn besonders empören – um so mehr, als er sein Zeitzeugnis wahrscheinlich nicht zuletzt als Sprungbrett für eine neue Karriere betrachtete.

Aber Mend war kein gewiefter Taktiker, bloss ein in Ungnade gefallener Schnorrer. Er suchte den Eklat, und am 8. Oktober 1932 kam es dann, wie es kommen musste. Der schwer Düpierte baute sich im Café Heck vor Hitler auf und machte ihm eine Szene: «Hör mal Adolf», will er ihn angeschrien haben, «warum grüsst Du mich nicht. Hast Du vielleicht Deine Wohltäter vergessen? Wem dankst Du, dass Du überhaupt hier bist? Da reden wir später noch darüber! Du Halbmann, Du ausgestopfter Scherenschleifer. Du bekommst es morgen schriftlich von mir. Ich rate Dir Adolf, mach mir nur den Mund nicht wässrig!»²⁶ Und tatsächlich, Mend liess es nicht bei der theatralischen Drohgebärde bewenden, sondern sorgte für einen richtigen Skandal. Schon am darauffolgenden Tag konnte Fritz Gerlich, Hitlers schärfster journalistischer Gegner,²⁷ in seiner Zeitschrift ‚Der Gerade Weg‘ einen offenen Brief Mends an Hitler publizieren, womit das Ganze die Züge eines klassischen Erpressungsmanövers annahm. Unverhohlen schrieb Mend: «Hätte ich in meinem Buche all dasjenige angeführt, was ich bewusst verschwiegen habe, dann wäre Hitler sicher nicht als der grosse Held herauskristallisiert worden. Ich rate ihm, sich nicht zu weit in die höheren Sphären zu

begeben. Es wäre viel nützlicher für ihn und seine Partei, wenn er zurückdächte, was er einst war.»²⁸ Er habe, so Mend einige Monate später, «diesen Brief in demselben Ton geschrieben, wie ich es mit Hitler von früher her gewöhnt war»²⁹ – ein Ton mithin, in dem sich Hitler und Mend bislang möglicherweise zu verständigen gewusst hatten. Indem Mend nun allerdings die Öffentlichkeit suchte, hatte er eine elementare Spielregel der Halbwelt verletzt. Das bedeutete Krieg. Und den konnte Mend niemals gewinnen.

Zum einen wäre Hitler mit einer Sexualdenunziation, und darauf zielte die Mendsche Drohung im Kern, zu diesem Zeitpunkt kaum mehr zu Fall zu bringen gewesen. Man hätte dergleichen leicht als «Schmutzkampagne niederträchtiger Vaterlandsfeinde» abtun können, wie im Zusammenhang mit der Röhm-Affäre dies noch ausführlicher zu erörtern sein wird. Zum anderen aber war Mend für eine politisch nachhaltige Schädigung Hitlers einfach zu unbedeutend, und man hätte ihm ohne Schwierigkeiten eigene «Verfehlungen» nachweisen können, durch die seine Glaubwürdigkeit schnell in Zweifel gezogen worden wäre. Und schliesslich: Mend musste sich mit der Distanzierung von seinen Kriegserinnerungen, die immerhin von sämtlichen Nazi-Buchhandlungen vertrieben wurden, selbst am meisten schaden. Er hatte sich zu weit vorgegagt – und verrannt. Das grosse Echo, das sein offener Brief in der nazifeindlichen Presse gefunden hatte, mochte ihn in dieser Einsicht bestärkt haben. Zwar nahm man seine Angriffe auf Hitler hier mit Genugtuung zur Kenntnis, hofierte ihn aber keineswegs als Verbündeten. Hitler wiederum, der Erpresste, liess ihn zappeln, indem er Nervenstärke zeigte und einfach abwartete.

Aufgrund dieser Situation ging Mend Ende November 1932 in die Defensive. Seine Presseerklärung vom 1. Dezember 1932 lässt keinen anderen Schluss zu.³⁰ Zwar ist noch ein Rest von Kraftmeierei zu spüren, wenn er sagt, dass sein «Originaltext» für das Hitler-Buch «vom Verleger bedeutend zugunsten der Partei geändert und zusammengezogen wurde», oder darauf hinweist, dass Hitler als Meldegänger wohl nicht mehr geleistet habe, «als es die absolute Pflicht erforderte». Aber im

Ganzen ist sein Ton plötzlich recht verhalten, und er vermittelt den Eindruck, dass er «nur in der Erbitterung über das unkameradschaftliche Benehmen Hitlers» an die Öffentlichkeit getreten sei, ja, weil «die Umgebung Adolf Hitlers es verstanden hat, mich von ihm fernzuhalten, obwohl er mir seine Freundschaft brieflich beteuert hatte». Soviel barsche Zurückweisung, mag das heissen, habe er nicht verdient, da er doch «Adolf Hitler als meinen ehemaligen Kriegskameraden und seine Partei bei allen Gelegenheiten, sogar unter eigenem Lebenseinsatz, selbstlos stützte und verteidigte». Das war der Grundtenor seiner reichlich wirren Rechtfertigung, in der von «bewusst Verschwiegenem» über Hitlers Vergangenheit keine Rede mehr war.

Der angehende Diktator durfte aufatmen – was ihn freilich nicht daran hinderte, den Herausforderer nun seinerseits enorm unter Druck zu setzen. «Ich fühlte mich seitdem dauernd unter Beobachtung», gab Mend 1939 zu Protokoll und verwies auf anonyme Drohbriefe sowie andere Einschüchterungsversuche, mit denen er sich seit Neujahr 1933 konfrontiert sah. Als Hitler dann im Besitz der politischen Macht war, sollte es für ihn allerdings noch schlimmer kommen. Nach Mends eigener Schilderung passierte folgendes: «Am 9. März 1933 (am Tag der Rathauserstürmung [in München – L.M.]) lag ich nachts in tiefem Schlaf. Da wurde die Tür aufgerissen, und als ich erwachte, sah ich zwei Revolver auf mich gerichtet. Ich rief aus dem Bett: ‚Was wollt Ihr Banditen?‘ Antwort: ‚Noch ein Wort und du hast eine Kugel im Kopf.‘ Ich: ‚Das könnt Ihr ja machen.‘ Ich sah jetzt durch die Dunkelheit zwei Leute in Parteiuniform. Da trat ein dritter in Zivil ein und sagte ruhiger zu mir: ‚Schimmelreiter, Sie gehen mit.‘ Ich kleidete mich an, die zwei Leute in SA-Uniform immer mit gespannten Revolvern immer hinter mir drein. Der eine von ihnen war Kugler, später in der Reichstagsleitung, und Groll, Hauptamtsleiter. Sie brachten mich hinunter ins Auto. Ich frug: «Braunes Haus?» Der Zivilist antwortete: «Nein, Polizeipräsidium.» Dort angekommen, empfing mich Regierungsrat Beck, später bei der Gestapo. Er ordnete Isolierhaft gegen mich an und entliess mich mit den Worten: «Ruhig verhalten.» –

Hitler erfuhr von meiner Verhaftung durch Zufall [Fragezeichen von Schmid Noerr]. So wurde ich, wie man mir sagte, auf seine direkte Veranlassung, an Pfingsten wieder freigelassen. Die ganze Zeit über hatte ich in strenger Isolierhaft gegessen.»³¹

Wir wissen, dass im Fall Mend nichts ohne Hitlers ausdrücklichen Befehl geschehen ist: Er wurde «auf Anordnung des persönlichen Adjutanten des Führers, Obergruppenführer Brückner, in Schutzhaft genommen»³². Auffällig und interessant dabei ist dieses: Die Verfolgung des Erpressers zielte noch nicht auf physische Vernichtung, sondern zunächst einmal auf Neuverpflichtung durch Einschüchterung und Gnadenweis. Mend sollte begreifen, dass nur Hitler allein ihn vor dem Untergang zu retten vermochte, dass dieser Einsatz des «Führers» aber strikte Loyalität, ja Unterwerfung voraussetzte. Mend hat die Botschaft auch sofort verstanden, wie der reumütige Brief beweist, mit dem er wenige Tage nach seiner Haftentlassung den NSDAP-Schatzmeister Schwarz um Wiederaufnahme in die Partei bat. Nun sollen es auf einmal «Verleumdungen und üble Nachreden» gewesen sein, durch die das Verhältnis zu Hitler gestört worden und «es zum Bruch unserer gegenseitigen Freundschaft und Kameradschaft gekommen» sei. Er «lehne jede Verantwortung in dieser Angelegenheit ab», sei aber «jederzeit bereit, eine Widerrufung [seines offenen Briefes] ergehen zu lassen». Trotz seiner dreimonatigen Schutzhaft stehe er «meinem inneren Drange folgend voll und ganz hinter meinem Kriegskameraden Adolf Hitler und sein [sic!] Werk, und ich bin der Letzte, der ihn in seiner schweren Verantwortung für das deutsche Volk nicht unterstützen würde».³³ Zudem will Mend «damals viel gravierendes Material verbrannt»³⁴ haben; auch das sicherlich auf Geheiss höherer Instanzen.

Doch eine Parteaufnahme kam ebensowenig in Frage wie eine persönliche Vorsprache bei Hitler oder dessen Adjutanten. Mend wurde geduldet, im übrigen jedoch unter Kuratel gestellt. «Es ist ein unerhörter Zustand, wenn man mich 5 Minuten vor 12 einfach aus der Partei ausschaltet», hatte er noch im Juli 1933 an Schwarz geschrieben, «ich will weiter nichts als mein Recht!» Doch daran war nach seiner Entgleisung

nicht mehr zu denken. In der Folgezeit suchte Mend immer wieder an Hitler heranzukommen und bat dessen Adjutanten, seine Schreiben doch «dem Führer persönlich zu unterbreiten», denn er sei «sicher, dass Adolf Hitler mir als seinem nächsten Kriegskameraden eine Unterredung gewähren wird». Die wollte er nutzen, um ein für allemal klarzustellen, dass er «nur das Opfer gewisser Denunzianten» gewesen sei, «welche aus meinen Erlebnissen mit Adolf Hitler Geld herauschlagen wollten». ³⁵ Aber die Hoffnung auf eine offizielle Rehabilitierung, womöglich gar durch Hitler persönlich, zerplatzte endgültig im März 1935, als Hitlers Adjutant Wiedemann ihm förmlich mitteilte, sein Besuch sei nicht mehr erwünscht. ³⁶ Vorangegangen war eine interne Anweisung Amanns, «den ehemaligen Meldereiter Mend nicht zu empfangen»: Der «Führer» habe es «abgelehnt, mit Mend zu sprechen». «Ich halte Mend», fügte Amann hinzu, «für einen ausgemachten Halunken.» ³⁷

Man könnte meinen, dass Mend nach dieser harschen Abfuhr erledigt war. Doch gerade die Jahre 1934 und 1935 scheinen die stabilsten seines Lebens gewesen zu sein. Zwischen 1930 und 1933 hatte er in München achtmal sein Quartier gewechselt, nun bezog er in der Nymphenburger Strasse erstmals eine respektable Wohnung, in der er mehrere Jahre lebte. ³⁸ Daneben soll er eine Bleibe in Berg am Starnberger See gehabt haben, wo er mit der Verwaltung des Schlossgutes Elsholz zu tun hatte. Wie sich der dortige Gemeindegemeindefunktionär später erinnerte, war Mend «immer sauber angezogen, hat nicht gearbeitet, und ich habe mich oft gefragt, wovon er lebt» ³⁹. Wir wissen es: Da war zunächst sein Hitler-Buch, das trotz der «Führer»-Schelte 1934 in neuer Auflage vom nationalsozialistischen Eher Verlag vertrieben wurde und sicherlich einiges an Tantiemen abwarf. Im selben Jahr kam auch noch eine Ausgabe in Kurzschrift hinzu, die «im Auftrag der Reichsleitung», wie der Autor mit stolzgeschwellter Brust seinem Bruder schrieb, an «allen deutschen Mittel- und Hochschulen» als Lehrbuch eingeführt wurde ⁴⁰ und eine nennenswerte Einnahmequelle gewesen sein muss. Mends Hitler-Erinnerungen wurden jetzt auch im Rundfunk zitiert, und angeblich wollte man sie

sogar verfilmen.⁴¹ Ausserdem war Mend damals als Bilderhändler tätig, genauer: Er handelte mit von Hitler gefertigten Bildern, Gemälden, Kohle- und Bleistiftzeichnungen, die Mitte der dreissiger Jahre bekanntlich hoch im Kurs standen. Zu seinen Kunden zählten Baldur von Schirach, Otto Dietrich, Julius Schreck und andere Nazi-Prominenz. Im November 1935 wollte er sich mit seinen Bilderschätzen auch bei Hitler noch einmal in Erinnerung bringen. Doch dieser liess ihn wissen, «dass der Ankauf der Bilder nicht gewünscht wird»⁴². Mit seinem Vorstoss wird Mend nur altes Misstrauen geweckt haben, denn dass ausgerechnet ein so unsicherer Kantonist wie Mend nun seine Kriegsmalerei verkaufte, das konnte Hitler gar nicht recht sein. Mend wusste einfach zu viel.

Und noch etwas kam hinzu. Mend besass viele Original-Fotografien von Hitler, mit denen er als Bilderhändler – vornehmlich aus Reklamegründen – damals ohne Zweifel hausieren ging. Späteren Zeugenaussagen zufolge sollen sie Hitler in sehr unvorteilhaften Posen, wohl auch in verdächtiger Nähe zu manchem Kameraden, gezeigt haben.⁴³ Doch für Mends Geschäfte waren sie wie eine Selbstempfehlung, da sie belegten, dass er wirklich ein Kriegskamerad des «Führers» gewesen war. Eine Zeugin, die die Aufnahmen gesehen hatte, gab im Februar 1958 zu Protokoll: «Mend sagte seinerzeit, dass die Gestapo hinter ihm her wäre und Hitler unbedingt die Bilder wollte.»⁴⁴ Dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, dass er erneut ins Fadenkreuz von Hitlers Handlangern geriet. So drohten nach zweijähriger Ruhepause neue Misshelligkeiten.

Mend selbst hat, was nun geschah, so geschildert: «Im Sommer des Jahres 1936 sollte es auch mir an den Kragen gehen. Ich wurde unter nichtiger, abgekarteter Anklage vor Gericht gestellt. Landgerichtsdirektor Welz, Blutordensträger, war Vorsitzender des Gerichtes. Nach Aussage des Kriminalrats Weiss von der Gestapo (früher bayerische Volkspartei und ein guter Bekannter von mir) war damals Welz auf die Gestapo gekommen und hatte mit Bezug auf mich gesagt: ‚Den vernichten wir – Staatsanwalt Seiler hatte die Anklage. Er hat später zu mir selbst gesagt: ‚Es hat mir hernach das Essen nicht mehr geschmeckt»⁴⁵

Was war passiert? Bedauerlicherweise sind die Polizei- beziehungsweise Gerichtsakten dieses Falles nicht mehr aufzufinden, möglicherweise ein Indiz dafür, wie brisant die Angelegenheit war. Mend jedenfalls gibt an, während einer polizeilichen Vorladung überraschend verhaftet worden zu sein, so dass die Gestapo seine Abwesenheit zu umfangreichen Haussuchungen in München und Berg nutzen konnte, wo sie auch Dokumente sicherstellte. Als Mend, der inzwischen längst zu einer Haftstrafe verurteilt worden war, zwei Jahre später über seinen Anwalt von der Durchsuchung erfuhr, wollte er von seiner Vermieterin Genaueres wissen: Ob denn auch die Kohlezeichnungen und «anderes vom Führer», das er besessen habe, mitgenommen worden seien? Er dachte dabei nicht zuletzt an Hitlers «Briefe, welche unter keinen Umständen in unbefugte Hände geraten dürfen». «Sind diese für mich unersetzlichen Dokumente auch beschlagnahmt worden?»⁴⁶ Sie waren es, und Mend sollte sie nie wiedersehen. Ebensovienig «meine Uhr, welche ich vom Führer bekam». Seinem Rechtsanwalt, der die Herausgabe der Dinge erwirken wollte, teilte die Staatspolizei München kurz darauf mit, dass die seinerzeit sichergestellten «Photographien etc. auf Weisung einer höheren Stelle vom Staatspolizeiamt Berlin beschlagnahmt [wurden]. Eine Herausgabe kommt nicht mehr in Frage.»⁴⁷ Um die gleiche Zeit wurde auch Mends Buch «auf Weisung des Geheimen Staatspolizeiamtes Berlin im Einvernehmen mit der Kanzlei des Führers eingezogen und vernichtet»⁴⁸.

Wir können davon ausgehen, dass Mend 1936 einem von langer Hand geplanten und von Hitler selbst angeordneten Unternehmen zum Opfer fiel. Er sollte regelrecht ausgeschaltet werden, und zwar mit einer Anklage, die ihn nicht nur ins Zuchthaus bringen, sondern darüber hinaus auch moralisch vernichten würde. «Sittlichkeitsverbrechen an Kindern» lautete sie und brachte ihm am 27. Oktober 1936 eine Zuchthausstrafe von zweieinhalb Jahren und drei Jahre Ehrverlust ein. Mend hat den Vorwurf der Kinderschändung zeit seines Lebens bestritten, und es spricht nichts dafür, ihm in diesem Punkt nicht zu glauben, um so mehr, als wir inzwischen wissen, mit welcher Skrupellosigkeit das NS-Regime Sitt-

lichkeitsdelikte und -prozesse einsetzte, um unbequeme Gegner durch Rufschädigung zur Raison zu bringen.⁴⁹ Schliesslich sah dabei alles nach einem legalen strafrechtlichen Verfahren aus, auch wenn in Wahrheit nicht die Justiz, sondern das Diktat Hitlers über den Prozessausgang entschied. So auch bei Hans Mend, wo sogar der Staatsanwalt lediglich auf Gefängnisstrafe plädiert hatte.⁵⁰ Aber an Mend sollte ein Exempel von besonderer Härte statuiert werden. Wenige Wochen nach seiner Verurteilung wurde er dem Landgerichtsarzt Dr. Vogel vorgeführt, der seinen Auftraggebern am 16. Dezember 1936 gern bescheinigte, dass es sich bei Mend um einen «zu Triebhandlungen neigenden Psychopathen» handele.⁵¹ Der Abgeurteilte musste für ein halbes Jahr ins Zuchthaus Straubing in Niederbayern und anschliessend «zur Beobachtung» in die Psychiatrische Abteilung der Münchner Strafanstalt Stadelheim, wo man «sachverständig» nachweisen wollte, dass er «durch seinen verbrecherischen Trieb zweifellos eine grosse Gefahr für die Allgemeinheit» bildete und deshalb jederzeit in polizeiliche Vorbeugehaft genommen werden konnte. Am 14. Dezember 1937 erging tatsächlich ein solcher Erlass⁵² Mend wurde zunächst ins Konzentrationslager Brual Rhede verbracht, dann in das Lager Esterwegen. Erst am 24. Dezember 1938, also genau zwei Jahre nach Haftantritt, war die Tortur für ihn vorläufig beendet. Der Rest der Strafe wurde bis zum 24. Dezember 1942 zur Bewährung ausgesetzt, und er konnte nach München zurückkehren.

Doch was hatten die Nazis aus Mend gemacht? Abgestempelt als ein abscheulicher Triebverbrecher, hatte er seine Ehre und moralische Integrität verloren, ein gefährlicher Krimineller, der bei Fehlverhalten jederzeit wieder verhaftet werden konnte. Und warum diese geballte Repressionspolitik, diese martialischen Einschüchterungsmethoden? Nur um einem unbedarften Angeber eine Lektion zu erteilen? Wohl kaum. Trotz der Durchsichtigkeit seines Imponiergehaves war Mend eine Macht, vor der Hitler sich offenbar fürchtete: die Macht seiner nicht zu bewältigenden Vergangenheit. In dem unberechenbaren «Schimmelreiter» blieb sie

präsent, und Hitler, zu Recht oder zu Unrecht, fühlte sich verfolgt. Spielte der alte Kamerad da nicht mit dem Feuer? Folglich holte Hitler zum Präventivschlag aus, liess alle Mendschen Briefe, Fotos und Bilder beschlagnahmen und sorgte durch die Stigmatisierung Mends als «Triebverbrecher» dafür, dass diesem künftig jede Glaubwürdigkeit genommen war.

Womöglich hat Mend das alles nicht durchschaut, als er im Januar 1939 nach Berg zurückkehrte und seine Arbeit als Gutsverwalter wieder aufnahm. Zumindest ging er nicht in Sack und Asche, und schon im Herbst 1939 musste er «wegen staatsfeindlicher Äusserungen staatspolizeilich gewarnt»⁵³ werden. Im Dezember 1939 gab er sein Geheimwissen dann sogar einem Regimegegner preis; wir haben eingangs darüber gesprochen. Was kann Mend zu dem selbstmörderischen Schritt bewogen haben? Sein Hass auf Hitler, gewiss. Auch die Überredungskünste von Schmid Noerr, der ihn vielleicht von einem baldigen Sturz des Diktators überzeugte. Oder war es vor allem der Mut des Verzweifelten, der nichts mehr zu verlieren hat und deshalb die Flucht nach vorne antritt? Welches Motiv auch immer ausschlaggebend gewesen sein mag, Mends Aussage gewinnt vor dem geschilderten Hintergrund erheblich an Glaubwürdigkeit. Er hat mit ihr weit mehr riskiert, als er sich an Vorteilen erhoffen konnte, ja, er setzte sogar sein Leben aufs Spiel. «Ich lasse dem Schicksal seinen Lauf», sagte er kurz vor seiner Haftentlassung zu seiner Vermieterin. «Bin ja sooft vor dem Tode gestanden. Ich bin hart geworden.»⁵⁴

Mend scheint, seit die NS-Justiz ihn drangsaliert hatte, offener über Hitlers gleichgeschlechtliche Veranlagung gesprochen zu haben als je zuvor. «Wie er mir erzählte, erzählte er vielen» – so berichtete der Starnberger Theologe und Kunsthistoriker Dr. Herbert Paulus später und fügte hinzu: «All das hat mich noch weiter in meiner Gegnerschaft zu dem NS-System bestärkt, da er nie übertrieben hat.»⁵⁵ Nun gab es 1940 freilich weit mehr Anhänger des NS-Systems als Gegner, zumal in Bayern. In Berg am Starnberger See hatte man einigen von ihnen aufgetragen, den «Psychopathen» Mend nicht aus den Augen zu lassen. Hierzu zählte

zweifellos der Berger Bürgermeister und NSDAP-Ortsgruppenleiter Karl Laux, der genau wusste, dass seine Parteigenossen nur nach einem «triftigen Grund» suchten, um Mend bei passender Gelegenheit abermals «in eine Art Sicherheitsverwahrung zu bringen».⁵⁶ So wundert es nicht, dass Laux Mend im September 1940 denunzierte. Dieser habe sich «eine grobe Beleidigung des Führers» zuschulden kommen lassen, und eine Zeugin, eine gewisse Eva König, habe die Sache auch schon «durch einen älteren bekannten Parteigenossen in München zur Anzeige gebracht».⁵⁷ Erneut schnappte die Falle zu: Mend wurde verhaftet, nachträglich verschiedener Sittlichkeitsdelikte beschuldigt (diesmal gegenüber Frauen) und vom Sondergericht München zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.⁵⁸ Am 14. Februar 1942 teilte die Strafanstalt Zwickau der Münchner Staatsanwaltschaft lapidar mit, dass Mend verstorben sei.⁵⁹ Der hatte sein Schicksal zwei Jahre zuvor wohl schon vorausgesehen, als er seiner Freundin aus dem Untersuchungsgefängnis schrieb: «Ich sehe mein Ende vor Augen, ich bin eben zuviel auf der Welt.»⁶⁰

Die Akten zu diesem letzten Strafverfahren hatte der Leiter der Anklagebehörde umgehend «dem Reichsminister der Justiz vorzulegen»⁶¹, was das anhaltende Interesse Hitlers an der Affäre Mend unterstreicht. Ein berechtigtes Interesse, denn bei dem neuerlichen Prozess ging es um die Frage, «warum der Führer nicht heiratet». Ob Mend sie aufgeworfen hat, wie die Denunziantin behauptete, oder ob diese, wie Mend es darstellte, ihn bewusst provoziert hat, wird sich nicht mehr klären lassen. Entscheidender ist indes die Antwort, die Mend gab:⁶² Er wisse es ganz genau, denn kaum einer kenne den Führer so gut wie er. Er habe ihn oft nackt gesehen und dabei keine Deformation seiner Geschlechtsorgane feststellen können. Aber aus Frauen habe der Führer sich nichts gemacht, er sei eben so wie Röhm veranlagt. Woher er das nehme? Er habe doch im Krieg im Quartier das Bett unter Hitler gehabt. Für das Gericht gab es keinen Zweifel, dass Mend mit seinen Ausführungen «den Führer der gleichgeschlechtlichen Liebe» bezichtigte. Er «scheute sich», heisst es im Protokoll, «insbesondere auch als ehemaliger Kriegskamerad des Führers nicht, diesen auf die schamloseste Weise anzugreifen»⁶³. Erst

1958 gab Eva König preis, dass Mend noch etwas gesagt habe: «Wenn sie gebadet hätten [so Mend über Hitlers Gebaren im Krieg], wären sie immer nackt umeinander gesprungen. Dann hätte Hitler alles mögliche mit ihnen gemacht und wäre in der Nacht mit ihnen herumgezogen.»⁶⁴ Und um die gleiche Zeit soll Mend Gemeindesekretär Schneider folgendes erzählt haben: «In der Unterkunft [...] hätten er [Mend] und andere dem Hitler, während dieser schlief, den ‚Schwanz‘ mit Schuhwichse angestrichen»⁶⁵ – eine rüde Form, homosexuelle Kameraden zu stigmatisieren, aber unter den extremen Lebensbedingungen an der Front offenbar gang und gäbe.

Die Kenntnis einschlägiger «Sittengeschichten» des Ersten Weltkrieges stellt die von Mend so drastisch geschilderten Ereignisse rasch in einen historischen Rahmen:⁶⁶ Natürlich schloss die Kampfgemeinschaft der Kriegskameraden libidinöse Aspekte schon immer ein; im körpernahen Umgang miteinander war selbst für heterosexuelle Soldaten die Grenze zur Gleichgeschlechtlichkeit schnell gestreift. Überdies darf die «bewusst erotische Form» der Kriegskameradschaft nicht übersehen werden, die, so Magnus Hirschfeld, im Ersten Weltkrieg «nicht gerade selten» war.⁶⁷ Das homosoziale Frontleben förderte homosexuelle Beziehungen und half zugleich, sie zu tarnen. Selbst im Falle einer Denunziation fiel die Strafe meist nur gering aus. Nicht selten gab es sogar Männergemeinschaften, die dergleichen wenn nicht teilten, so doch akzeptierten. Warum also soll der homosexuelle Gefreite Hitler seiner Neigung nicht gefolgt sein, solange er sicher sein konnte, dass seine Kameraden solche Dinge für sich behielten?

An dieser Stelle taucht die Frage auf, was wir eigentlich über Hitler im Weltkrieg wissen.⁶⁸ Er war, so scheint es, gern Soldat, zeigte sich aber an einer militärischen Karriere nicht interessiert. Seinen Dienst als Meldegänger und Ordonnanz bei der Regimentsbefehlsstelle des Stabes versah er zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, schlug jedoch Beförderungsofferten wiederholt aus. Offenbar sah er in seinem Regiment seine Heimat, ja eine Familie, von der er sich auf keinen Fall trennen wollte. Von Kampfhandlungen in vorderster Linie verschont, blieb er bis 1918



Der Feldsoldat Hitler (ganz links) goutiert eine musikalische Darbietung seiner Kameraden, die sich zur «Kapelle Krach» formiert haben.



ohne grössere Verwundungen. In der Etappe zeichnete er – vornehmlich das Ruhequartier und Kameraden – oder verfasste Gedichte. Briefe schrieb er dagegen selten, weil es für ihn ausserhalb des Soldatenlebens augenscheinlich so gut wie nichts gab, was ihm noch lieb und teuer gewesen wäre. Und in der Tat: Dass der Heeresdienst ihn allem Anschein nach rundum zufrieden machte, ist psychologisch nur allzugut zu verstehen: Wie früher im Männerheim hatte er wieder das Gefühl, akzeptiert zu werden, mehr noch: dazuzugehören. Aber sein für die Kriegssituation fast schon auffälliges Wohlbefinden muss auch noch andere Gründe gehabt haben – einer davon könnte die Freundschaft mit Ernst Schmidt gewesen sein, die eine nähere Betrachtung verdient.

Kriegskamerad und mehr: Ernst Schmidt

Für fünf Jahre, vom Sommer 1914 bis zum Sommer 1919, waren Adolf Hitler und Ernst Schmidt unzertrennlich. Und ganz unabhängig von der Frage, ob man darin ein homosexuelles Verhältnis sehen will oder nicht, muss man festhalten, dass Hitler mit keinem anderen Freund so lange so eng liiert gewesen ist und dass es überdies niemanden gibt, der seine Metamorphose vom verkrachten Mächtgern-Künstler ohne parteipolitische Präferenzen zum rechtsradikalen Berufspolitiker näher miterlebt hat als ebendieser Kriegskamerad Schmidt, der erst 1985 verstorben ist. Wir wüssten heute wesentlich mehr über ihn, wenn sich ein Historiker mit ihm eingehend beschäftigt, ein Verleger ihn zu Memoiren angeregt oder ein Archivar sich um seinen Nachlass gekümmert hätte. Das alles ist leider nicht geschehen. In Garching, wo er jahrelang Bürgermeister war, kann man heute nicht einmal mehr seine Personalakten finden. Immerhin lässt sich folgendes festhalten:⁶⁹

Der am 16. Dezember 1889 im thüringischen Wurzbach geborene Ernst Schmidt war Spross einer kinderreichen Müllersfamilie. Nach dem Besuch der Volksschule (1896 bis 1904) erlernte er das Malerhandwerk und legte 1907 seine Gesellenprüfung ab. Die Gehilfenzeit verbrachte er

eigenen Angaben zufolge «bis 1912 in verschiedenen Gegenden Deutschlands, 1913 in der Schweiz, in Frankreich und ab Frühjahr 1914 bis Kriegsausbruch in Bozen»⁷⁰. Obwohl gestellungspflichtig, hat er vor 1914 keinen Militärdienst geleistet, was seine damals nicht gerade selbstverständlichen Auslandsaufenthalte mit erklären mag.

Wir wissen nicht, wann und wo Schmidt Hitler kennengelernt hat. Vielleicht war der Wurzbacher Malergeselle 1914 in München Hitlers Zimmernachbar in der Schleissheimer Strasse 34,⁷¹ aber das ist nicht mehr mit Sicherheit aufzuklären. Fest steht nur, dass Schmidt am 6. August 1914 – am selben Tag wie Hitler – in das Bayerische Heer eintrat, wo er am 7. September dem List-Regiment zugewiesen wurde. Vom ersten Kasernentag an war er mit Hitler zusammen, und ab Oktober 1914 dienten beide an der Westfront. Dort sollen sie einen gemeinsamen Meldegang so gut erledigt haben, dass sie schon ab November 1914 beim Regimentsstab dauerhaft als sogenannte Gefechtsordonnanzen Verwendung fanden. Das sicherte ihnen im militärischen Gefüge im Vergleich zu anderen Mannschaftsteilen grössere Freiheiten. Sie waren, wie Schmidt sagt, «immer zusammen»⁷² und teilten insbesondere das Quartier. Stets wurden sie als Paar angetroffen, sowohl bei den Meldegängen im Feld, wo sie gemeinsam Regimentsbefehle zur Brigade oder zum Bataillon brachten, wie ausserhalb des Dienstes in der Etappe.

Alle Meldegänger waren, wie Ernst Schmidt auch 1933 gegenüber einem Journalisten äusserte, ohnehin ziemlich eng miteinander befreundet, «aber drei von uns gluckten ganz dicht aufeinander, Hitler, Bachmann und ich. Ich fühlte mich besonders stark zu Hitler hingezogen.»⁷³ Die Meldegänger-Truppe von Fromelles beziehungsweise Fournes, wo Hitler sich während des Krieges am längsten aufhielt, muss somit eine besonders verschworene Gemeinschaft gewesen sein. Balthasar Brandmayer spricht, und das keineswegs pejorativ, vom «Meldegängerpack», in dem sein Freund «Adi» eine feste Grösse gewesen sei.⁷⁴ Was er an seinen Kameraden Jacob Weiss, Franz Wimmer, Max Mund, Josef Inkofer und eben auch Brandmayer hatte, vergass Hitler zeit seines Lebens

nicht. Das gleiche gilt für seine beiden wichtigsten Vorgesetzten, den Ordonnanzführer Karl Lippert und vor allem den Regimentsschreiber Max Amann. Angesichts dieser Strukturen konnte sich Hitler mit dem Militärdienst, den er bis 1914 ja entschieden abgelehnt hatte, nun doch gut arrangieren. Zwar hatte seine eilfertige Meldung als Freiwilliger bei der bayerischen Armee Anfang August 1914 zunächst wohl nur dazu gedient, der Überstellung nach Österreich zuvorzukommen, doch je mehr ihm in der Folgezeit klar wurde, dass sich die lästigen Zwänge der bürgerlichen Gesellschaft in der besonderen Situation des Krieges tatsächlich abschütteln liessen, desto deutlicher musste er den Schritt ins Soldatenleben als einen Zugewinn an Lebensqualität empfinden. Hier erschloss sich ihm, was er später «den herrlichen Sinn einer männlichen Gemeinschaft» nennen sollte:⁷⁵ seine Überlebensgemeinschaft.

Wie sehr Hitler auf diese speziellen Rahmenbedingungen angewiesen war, zeigte sich, als er, Bachmann und Schmidt am 5. Oktober 1916 bei einem Volltreffer im Unterstand der Meldegänger verwundet wurden. Hitler und Bachmann kamen ins Lazarett nach Beelitz, Schmidt nach Brandenburg. Nach ihrer Genesung trafen sie sich in München wieder, und noch zwei weitere Meldegänger, Max Mund und Franz Wimmer, stiessen dazu. Weihnachten 1916 wurde in der Kaserne gefeiert, und die bange Frage war, ob die Kameraden wieder gemeinsam zu ihrem Regiment an die Front zurückkehren könnten. Hitler versuchte alles, eine Versetzung zu verhindern. Fast flehentlich hatte er schon bei seiner Verletzung im Oktober 1916 den Adjutanten Fritz Wiedemann beschworen, beim Regiment bleiben zu dürfen; von München aus wiederholte er nun im Januar 1917 seine Bitte, ihn doch «zum 16. Reserve-Infanterie-Regiment anzufordern», da es sein «dringendster Wunsch» sei, zu seinen «alten Kameraden» zurückzukehren.⁷⁶ Auch Feldwebel Amann bestürmte er in ähnlicher Weise. Deutlicher konnte Hitler nicht zum Ausdruck bringen, wie lebenswichtig diese soldatische Gemeinschaft für ihn war. Das «Meldegängerpack» war nicht nur seine Heimat, es gab ihm auch ein Lebensgefühl, das er auf keinen Fall mehr missen mochte. Im Übrigen

zeigte das auch seine Post an den «lieben Partner» Brandmayer, an den er so «oft denken» musste, dass er ihm innerhalb von nur einer Woche gleich drei Karten schrieb: «auf ein baldiges Wiedersehen hoffend dein Kamerad und Partner».⁷⁷ Schliesslich erreichte Hitler sein Ziel: Im März 1917 durfte er zu seinem Regiment zurück, seiner «Wahlfamilie».

Wahrscheinlich liegt hier auch der Schlüssel zu der bis heute unbeantworteten Frage, warum Hitler den gesamten Krieg hindurch einfacher Gefreiter blieb. Denn wenn nicht seine Geschicklichkeit, so hätte ihm zumindest seine Liebedienerei zu einer Beförderung verhelfen müssen, und tatsächlich soll es Offerten gegeben haben.⁷⁸ Aber Hitler wollte nicht; oder richtiger: Er konnte nicht wollen. Als Unteroffizier hätte er das aufgeben müssen, was ihm den Kriegsdienst bislang so teuer gemacht hatte: Ernst Schmidt, seine anderen «treuen Partner», das relativ abgeschirmte Etappenleben und schliesslich vor allem die letztendliche Duldung seiner gleichgeschlechtlichen Neigung. Ein Leben jenseits dieser informellen Normen und Strukturen hätte Hitler in eine existentielle Krise gestürzt – daher das regelrechte «Entsetzen», mit dem er auf das Bemühen seines Feldwebels reagierte, ihn zu befördern.⁷⁹

Schon Egon Erwin Kisch, selbst Meldegänger im Weltkrieg, war 1933 aufgefallen, dass mit der Militärkarriere Hitlers etwas nicht stimmen konnte: «Vier Jahre lang war er Gefreiter. Jeder alte Soldat weiss, dass der (etwas verspottete) Gefreitenrang nur ein kurzes Provisorium ist, nur die Vorstufe zum Unteroffizier. Hunderttausende können Infanteristen sein und es nie zum Gefreiten bringen, aber ein Gefreiter, der es in vier Jahren ‚Frontdienst‘ nicht zum Unteroffizier bringt, müsste doch eine mehr als verdächtige Spezies sein. Entweder er drückt sich davor, eine Korporalschaft zu kommandieren, oder er ist dazu nicht fähig. [...] Noch grotesker erschiene die Nichtbeförderung dieses ewig unbefördeten Gefreiten, wenn ihm wirklich das Eiserne Kreuz I. Klasse verliehen worden wäre, wovon sich allerdings ausser einer in sein Militärbuch gekritzelten Eintragung kein Beleg gefunden hat, weder der Verleihungsantrag noch die Urkunde, noch die Verlautbarung. Hitler [...] erwähnt die Kriegstat, die ihm den Orden verschafft hat, mit keinem Wort.»⁸⁰

So ist es in der Tat; bis heute wissen wir nicht genau, wofür Hitler eigentlich 1918 das Eiserne Kreuz I. Klasse erhalten hat. Am glaubwürdigsten erscheint noch eine Version, die 1961 vorgetragen wurde. Danach soll der jüdische Staboffizier Sigmund Gutmann Hitler die Auszeichnung für einen riskanten Meldegang in Aussicht gestellt, später aber, nach erfolgreicher Erledigung des Auftrags, Schwierigkeiten bekommen haben, das Versprechen einzulösen. Über zwei Monate habe er sich dafür beim Divisionskommandeur abmühen müssen, so hat es Gutmann damals erzählt.⁸¹ Nach einer Verlautbarung aus dem Jahre 1933 soll Hitler sogar fast drei Jahre auf die Verleihung gewartet haben.⁸² Der Grund für die Zögerlichkeit dürfte weniger darin zu suchen sein, dass Gutmanns Vorgesetzte den Auszeichnungsvorschlag für unbegründet hielten, eher schon darin, dass eine solch hohe Dekoration eines Gefreiten ohne gleichzeitige Beförderung zum Unteroffizier eigentlich undenkbar war.⁸³ Und für eine Beförderung war Hitler eben nicht zu haben. Gewiss hat es damals einen aufschlussreichen Schriftwechsel über all das gegeben; Hitler jedenfalls wusste genau, warum er die Militärpapiere später verschwinden beziehungsweise manipulieren liess.⁸⁴

Seltsam immerhin bleibt die Angelegenheit, und auch die NS – Propaganda sollte in den Jahren 1930 bis 1933 immer wieder Schwierigkeiten haben, den Sachverhalt der Öffentlichkeit halbwegs plausibel darzustellen.⁸⁵

Zurück zu Hitler und Schmidt. Vom 30. September bis zum 17. Oktober 1917 hatten die beiden gemeinsam Heimaturlaub. In Brüssel, Köln, Leipzig und Dresden unterbrachen sie ihre Reise, um Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. Dann fuhr Hitler weiter nach Berlin, wo er die Zeit mit Museumsbesuchen verbrachte, während sich Schmidt in seinem Heimatort Wurzbach aufhielt.⁸⁶ Aus dieser Zeit stammt die einzige Post Hitlers an Schmidt, deren Inhalt je öffentlich bekannt wurde; eine Karte, unterschrieben mit «Es grüsst dir dein A. Hitler»⁸⁷. Ein merkwürdig blasses Zeugnis für eine so lange und innige Freundschaft.



Hitler (2. v. r.) und Ernst Schmidt («Schmid», 3. v. r.); zwischen 1914 und 1919 verband die beiden Meldegänger eine enge Freundschaft.

Hitler hat Schmidt im Krieg viel über seine Lieblingsthemen Kunst und Architektur erzählt, hat ihm etliche Zeichnungen und Aquarelle geschenkt und ihn wahrscheinlich, so wie andere Kameraden auch, porträtiert. Schmidt war für diese Dinge empfänglich, und die «Künstlernatur Hitlers» imponierte ihm. Als Hitler ihn immer wieder auf seine berufliche Zukunft ansprach, will Schmidt ihn bestärkt haben, auf seine künstlerischen Fähigkeiten zu setzen und sie nach Kriegsende systematisch auszubilden.⁸⁸ Auch ein anderer Kamerad, Ignaz Westenkirchner, erinnerte sich später, dass Hitler damals den Plan verfolgte, Künstler zu werden. So habe er gesagt: «Um bis zum Examen leben zu können, werde ich wieder meine Bilder verkaufen. Vielleicht gehe ich auch zu den Schreihälsen, den Politikern.»⁸⁹ Schmidt hat gegenüber dem Historiker Werner Maser bestätigt, dass Hitler bis Kriegsende nicht wusste, ob er Maler oder Politiker werden solle.⁹⁰ Und – so muss man wohl ergänzend fragen – wenn Politiker, dann welcher Couleur? Schmidt selber war freigewerkschaftlich organisiert, Sozialreform und Marxismus dürften ihn deshalb nicht gerade abgestossen haben. Die Politik hat in der Beziehung der Freunde also wohl keine ausschlaggebende Rolle gespielt – vielmehr das Ästhetische.

Nach dem Krieg, am 7. November 1918, ging Schmidt nach München, wo er zwei Wochen später auf Hitler traf, der nach einem Lazarettaufenthalt im pommerschen Pasewalk mit «bitteren Sorgen» nach Bayern gekommen war.⁹¹ Die beiden Heimat- und Arbeitslosen «zementierten», wie Schmidt sich ausdrückte, ihre «alte Freundschaft». Gemeinsam wollten sie durch die wirren Zeitläufte finden,⁹² zwei Schwache, die sich wechselseitig stützten. Nach kurzem Dienst im Gefangenenlager Traunstein schlugen sie sich seit Ende Januar 1919 in einer Münchner Demobilisierungskompanie mehr schlecht als recht mit Gelegenheitsarbeiten durch. Immerhin reichte der Verdienst für gemeinsame Opernbesuche: «Wir kauften nur die billigsten Sitze, aber das machte nichts. Hitler ging völlig in der Musik auf, bis zur letzten Note; er war dann blind und taub gegenüber allen sonstigen Dingen um ihn herum.»⁹³ Auch suchte er die Verbindung zu anerkannten Münchner Malern wie etwa Max Zaeper,

dem er mehrere seiner Arbeiten zur Begutachtung überliess. Seinen Künstlertraum hatte Hitler eben selbst im Revolutionsjahr 1919 noch nicht ausgeträumt, alles war offen: Er blieb ein politisch willenloser, beruflich schwankender Mensch.⁹⁴

Auch deshalb klammerte sich Hitler 1919 weiter an die Instanz, die ihm mit 40 Mark Wehrsold wenigstens die nackte Existenzangst nehmen konnte: das Militär. Von dort bekam er bald sogar noch ein Zubrot. Am 7. März 1919 lernte er nämlich Hauptmann Röhms kennen, und zwar, wie Hitler später selbst angab, «in einem Keller, wo wir uns den Kopf zerbrochen haben, wie der revolutionären Bewegung entgegen getreten werden kann»⁹⁵. Was sich mit hoher Wahrscheinlichkeit hinter der Formulierung verbirgt, sind Hitlers damalige Zuträgerdienste für den Offizier Ernst Röhms, seinerzeit Stabschef des Freikorpsführers Epp. Der hatte nämlich kurz zuvor begonnen, mittels einer Flugblattaktion bayrische Kämpfer zu rekrutieren.⁹⁶ Für eine solche Informantentätigkeit spricht auch eine andere Quelle, in der es heisst, dass Hitler zunächst beim Nachrichtendienst dieses konterrevolutionären Truppenverbandes angeheuert und dort durch Röhms seine Instruktionen erhalten habe;⁹⁷ gerade für das Frühjahr 1919 wird ihm eine auffällige Nähe zu den Münchner Soldatenräten nachgesagt.⁹⁸ Aber schon zwei Monate später wurde er in die unmittelbar nach dem Sieg der Gegenrevolution aufgestellte Entlassungs- und Untersuchungskommission des 2. Infanterie-Regiments aufgenommen und überprüfte nun die politische Gesinnung der zu entlassenden Kameraden. Ohne Röhms Empfehlung wäre dies wohl kaum gelungen.

Schon kurz darauf arbeitete Hitler für die Nachrichtenabteilung des Reichswehrgruppenkommandos IV unter Hauptmann Karl Mayr, abermals als Spitzel. Mayr hatte Hitlers besondere Fähigkeiten auf diesem Gebiet schnell erkannt und ihn für die systematische Denunziation von politisch unzuverlässigen Kameraden und Offizieren eingesetzt.⁹⁹ Auch hier von Skrupeln keine Spur; Geld und Akzeptanz waren Hitler offenbar wichtiger. Wenn der Führungsoffizier seinen V-Mann richtig beschreibt, war Hitler überaus erleichtert, dass Mayr ihm eine neue «Hei-

mat» geboten hatte.¹⁰⁰ Und er muss darauf mit Überanpassung und Unterwürfigkeit reagiert haben.

In der Literatur ist noch nie die Frage aufgeworfen worden, was Hitler dem ambitionierten Generalstabsoffizier eigentlich zu bieten hatte, dass dieser ihn derart protegierte, zumal nichts in der Biographie Mayrs darauf hindeutet, dass hier so etwas wie Altruismus im Spiel gewesen sein könnte. 1928 nennt er Hitler kühl «ein mit monatlichen Subventionen ausgestattetes Individuum, von dem laufend Nachrichten erwartet werden konnten»¹⁰¹. Wir haben es mit einem erfolgsorientierten Geheimdienstchef zu tun, der nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs der Konterrevolution um jeden Preis zum Sieg verhelfen wollte.¹⁰² Es gibt deshalb nur zwei Möglichkeiten: Entweder hatte Mayr private Gründe, sich Hitlers anzunehmen, oder er muss diesen für ein Naturtalent des Spitzelund Denunziantenwesens gehalten haben. Das gleiche gilt für die Beziehung zu Röhm, dem der Gefreite zunächst auch in keinster Weise das Wasser reichen konnte. Dennoch hat der agile Hauptmann, der schon damals von den homoerotischen Qualitäten des soldatischen Nationalismus schwärmte,¹⁰³ Hitler ganz aussergewöhnlich protegiert.

Während Hitler also eine Weiterbeschäftigung bei der Armee anstrebte, suchte der Malergeselle Schmidt Arbeit in München. Am 12. April 1919 wurde er ausgemustert, und am 28. April mietete er in der Implersstrasse ein Zimmer, wo er jedoch nur gut einen Monat wohnte. Im Juni 1919 schlug er dann sein Quartier in der Schleissheimer Strasse 43 auf, just in dem Haus, in dem in den Jahren 1913/14 Hitlers alter Freund Rudolf Häusler gelebt hatte.¹⁰⁴ Schmidt und Hitler sahen sich jeden Tag, verpflegten sich gemeinsam, verbrachten die Abende miteinander. Die Kaserne diente Hitler lediglich als Anlaufstelle, in der er hin und wieder Unterkunft finden konnte; einen Freundeskreis hatte er hier wohl nicht.¹⁰⁵

Im Herbst 1919 setzte Hitler alles auf eine berufliche Zukunft in der Politik, liess seinen besten Freund über diesen Umorientierungsprozess allerdings noch im unklaren,¹⁰⁶ womöglich deshalb, weil dabei konkur-

rierende Männerbeziehungen im Spiel waren. Hitlers Flucht in eine ästhetische Existenz war gescheitert, nun begann seine Flucht in die politische Existenz – und das lief letztlich auf eine Loslösung von Schmidt hinaus.

Am 1. März 1920, also kurz nachdem Hitler sich in der Parteiführung bestimmenden Einfluss gesichert hatte, trat Schmidt der Deutschen Arbeiterpartei bei. Er war bereit, Hitler nun auch auf dieses Terrain zu folgen. Sie trafen sich immer noch privat, allerdings seltener in Hitlers neuer Unterkunft in der Thierschstrasse als im Parteilokal, dem legendären «Sterneckerbräu». Auch bei der Feier zu Hitlers 31. Geburtstag am 20. April 1920 war Schmidt dabei.

Doch im Sommer 1922 zog er dann in das hundert Kilometer von München entfernte Garching an der Alz. Das Verhältnis war damit an sein Ende gekommen, nicht jedoch die freundschaftliche Zuneigung zwischen den beiden Männern, und auch der persönliche Kontakt zu Hitler riss niemals ab. Schmidt hat Hitler immer wieder besucht, so auch im Mai 1924 auf der Festung in Landsberg. Politisch blieb er ebenfalls ein treuer Gefolgsmann seines Freundes, trat aus der sozialdemokratischen Gewerkschaft aus und gründete statt dessen im Frühjahr 1924 eine Ortsgruppe des Völkischen Blocks, der später in der NSDAP aufging. Schmidts Eintritt in die Partei am 1. Mai 1925 dankte Hitler ihm persönlich, indem er seinem «lieben und treuen Kriegskameraden zur Erinnerung» eine Goldschnittausgabe von ‚Mein Kampfe überreichte.¹⁰⁷ Darin hat Hitler des Freundes sogar namentlich gedacht, freilich als «Schmiedt Ernst».

Seit 1926 war Schmidt Ortsgruppenleiter der NSDAP in Garching. 1931 trat er als Scharführer der SA bei und brachte es dort bis zum Rang eines Sturmführers. 1932, als die «Heldenlegende» um Hitlers Frontsoldatenzeit Gegenstand heftiger öffentlicher Debatten und verschiedener Gerichtsverfahren wurde, stand er dem bedrängten Freund mit eidesstattlichen Erklärungen bei.¹⁰⁸ Um diese Zeit hielt er sich wohl wieder öfter in München auf. Auf einem Foto von Eva Braun aus dem Jahr 1932 sehen wir ihn an Hitlers Seite in der «Osteria Bavaria», dem Lieblingsrestaurant seines «Führers», der nun kurz vor der Machtübernahme



Auch nach seinem Aufstieg zum «Führer» pflegte Hitler noch den persönlichen Kontakt zu Ernst Schmidt, wie diese Aufnahme aus Eva Brauns Fotoalbum zeigt.

stand. Als Reichskanzler konnte Hitler Schmidts Treue und Verschwiegenheit dann grosszügig entgelten und ihm zu relativem Wohlstand und zu grossem Ansehen verhelfen.

1928, im Alter von schon fast vierzig Jahren, hatte Schmidt seine Meisterprüfung abgelegt, aber erst drei Jahre später war er in der Lage, sich in Garching selbständig zu machen. Zunächst konnte der Malereibetrieb ihn kaum ernähren, doch nach 1933 entwickelten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse für ihn rasch zum Guten. 1934 hatte er bereits sieben Beschäftigte, konnte sich ein eigenes Haus bauen und besass nun auch ein Auto, in den dreissiger Jahren *das* Symbol des erreichten gesellschaftlichen Aufstiegs. Er verdankte dies alles der Protektion durch seinen nunmehr mächtigen Freund.¹⁰⁹ 1933 wurde er zweiter Bürgermeister von Garching, was ihm weitere Vorteile, nicht allein auf materiellem Gebiet, sicherte. Am 9. November 1933 durfte er nach dem Gedenkmarsch zur Feldherrnhalle mit Hitler im Braunen Haus in München zusammensein und hatte 1934, als ihm das Goldene Parteiabzeichen ver-

liehen wurde, einen Fototermin mit dem «Führer» am Chiemsee. In den folgenden Jahren sah man ihn des Öfteren besuchsweise in der Reichskanzlei. Dass sich der Diktator derart um seinen ehemaligen Kriegskameraden kümmerte, dürfte nicht allein auf einen Herzenswunsch zurückzuführen sein: Es war auch kühle Berechnung. Hitler wollte den alten Freund bedingungslos verpflichten, sich seiner Diskretion ganz sicher sein. So hat er ihn sogar bei öffentlichen Selbstinszenierungen mit einbezogen, 1937 etwa, als der illustrierte Beobachter' in einem grossen Artikel über «Adolf Hitler und seinen Frontkameraden» Ernst Schmidt berichtete und letzteren mit dem Bekenntnis zitierte: «Wenn der Führer mich einmal zu einer besonderen Aufgabe rufen sollte, würde ich Beruf und alles liegenlassen und ihm folgen.»¹¹⁰

Doch gerufen wurde er nur einmal. Im Juni 1940, kurz vor dem Waffenstillstand mit Frankreich, besuchte Hitler mit Schmidt und Max Amann die gemeinsamen Kriegsschauplätze von einst.¹¹¹ Die aufwendige Nazi-Propaganda rund um das Spektakel muss Schmidt als seine grösste öffentliche Auszeichnung verstanden haben. Und so war sie von Hitler auch gemeint. Die Ernennung zum Bürgermeister von Garching im Jahr darauf und zum Kreisleiter der NSDAP 1942 waren demgegenüber kaum der Rede wert.

Am 28. Mai 1945 wurde Bürgermeister Schmidt von den Amerikanern festgenommen und eine Woche später in das Arbeits- und Internierungslager Dachau überwiesen. Erst drei Jahre später kam er wieder frei. Auch nach dem Untergang des Dritten Reiches stand er uneingeschränkt zu Hitler. Bei den Verhören durch amerikanische Militärs 1945 behauptete er, er habe dessen «Genius» bereits 1914 erkannt. Und er fügte hinzu, dass der private Adolf Hitler ein grossartiger Mann gewesen sei.¹¹² Auch später, so wissen gute Bekannte von Schmidt zu berichten, hütete er sich, «über Hitler etwas zu erzählen, das dessen Ansehen hätte schaden können»¹¹³.

Blickt man auf die mehr als dreissig Jahre zurück, die die Freundschaft zwischen Hitler und Schmidt währte, und besonders auf die Zeit zwischen 1914 und 1919, so spricht einiges dafür, der Darstellung Hans

Mends zu folgen und in dieser Männerverbindung eine Liebesbeziehung zu sehen, zumal sich im Leben des Soldaten Schmidt wie in dem des Soldaten Hitler keinerlei Hinweise auf Verhältnisse mit Frauen finden lassen. Frauen haben auch nach dem Krieg für Schmidt keine Rolle gespielt; bis 1935, als der fast 47jährige die mehr als zwanzig Jahre jüngere Elisabeth Obermüller heiratete, war er Junggeselle. Die Verbindung, die kinderlos blieb, war aller Wahrscheinlichkeit nach eine Tarnehe: Offenbar musste Schmidt sich in Garching in acht nehmen. Das zumindest geht aus einer Stellungnahme hervor, mit der er sich 1948 im Rahmen seines Spruchkammerverfahrens zu verteidigen suchte, er erwähnt dort einen «nicht ernst zu nehmenden Schwätzer» namens Philipp Oberbuchner, «der mir anonyme Briefe gehässigen Inhalts geschrieben hat». Doch sah Schmidt damals «von einer Anzeige ab».¹¹⁴ Er wird gewusst haben, weshalb.

Vom Typ her muss Schmidt Hitlers Jugendliebe August Kubizek recht ähnlich gewesen sein. In einem Begutachtungsbogen der NSDAP aus dem Jahre 1934 wird zumindest auf einen Charakterzug hingewiesen, der das nahelegt: «Traut sich manchmal weniger zu, als er kann.»¹¹⁵ Eine Zurückhaltung, die Schmidt wie einst Kubizek so empfänglich für Hitlers Vereinnahmungsstrategie gemacht hat. Empfänglich war Schmidt aber wohl auch für Kunst und Literatur, wie der wohlbestückte Bücherschrank demonstriert, den der englische Journalist Heinz 1933 zu seinem grossen Erstaunen in Schmidts Wohnung sah, mit Goethe, Schiller, Shakespeare und noch manch anderem Klassiker.¹¹⁶ Für einen Anstreicher aus bescheidenen Verhältnissen ein eher ungewöhnlicher Lektürekanon. Zudem konnte sich Schmidt, wenn man seinen wenigen Interviews und schriftlichen Äusserungen Glauben schenken darf, durchaus gut artikulieren. Wenn also die Zeichen nicht trügen, so trafen sich mit Schmidt und Hitler zwei ambitionierte Autodidakten, die sich nicht nur aufgrund ihrer gleichgeschlechtlichen Veranlagung zueinander hingezogen fühlten.

Es war Hans Mend, der verhinderte, dass Hitlers «Schmidl» das Geheimnis seiner Liebe mit ins Grab nehmen konnte. Und nur eine eigen-

tümliche Mischung aus Dummheit und Verschlagenheit, Neid und Enttäuschung, Draufgängertum und Empörung hatte Mend zu seiner Aussage bewogen. Die anderen Kriegskameraden waren dazu nicht gewillt, schon deshalb nicht, weil sich für die meisten von ihnen Hitlers Aufstieg zum «Führer» und Reichskanzler recht günstig ausgewirkt hatte. Fast alle, die ihn im Feld näher kennengelernt hatten, wurden von ihm nach 1933 auf die eine oder andere Weise fürsorglich bedacht. Sie wurden belohnt, und zwar dafür, dass sie dem mächtigen Diktator mit ihrem Wissen keine Schwierigkeiten machten und niemals machen würden. Den Kreis jener, die durch Begünstigung zum Schweigen verpflichtet wurden, genauer zu erforschen, wäre eine lohnende Aufgabe.¹¹⁷ Mend dagegen fühlte sich nicht zum Schweigen verpflichtet. Im Protokoll seiner Erinnerungen findet sich der bereits zitierte Satz über Hitlers Leben, den wir nicht überlesen dürfen: Hitler habe mit Ernst Schmidt eine sexuelle Beziehung gehabt. Im Kontext der hier angestellten Ermittlungen gewinnt diese Aussage ein Gewicht, das für den Historiker so etwas wie Beweiskraft besitzt.

Zu ergänzen bleibt, dass in den siebziger Jahren Dokumente aus ehemaligen Beständen des Himmlerschen Sicherheitsdienstes (SD) aufgetaucht sein sollen, die weitere Details über Hitlers Sexualleben beim Militär enthielten. Ein britischer Schriftsteller will sie bei einem ehemaligen SD-Mitarbeiter eingesehen haben. Diesen Dokumenten zufolge stand Hitler 1916/17 in Frankreich einem homosexuellen Offizier namens Lammers – im bürgerlichen Leben Kunstmaler in Berlin – nackt Modell und ging mit ihm anschliessend ins Bett. Dem Gefreiten, so liess sich der Offizier 1936 vernehmen, habe dies nicht weniger Vergnügen bereitet als ihm selbst, und die Zeichnungen seien auch noch vorhanden.¹¹⁸ Da weder das Vernehmungsprotokoll noch die Modellskizzen je den Weg in ein seriöses Archiv gefunden haben, lässt sich diese Information nicht überprüfen und leicht als Klatsch abtun. Dennoch passt sie durchaus ins Bild, nicht anders als eine Mitteilung, die Hermann Rauschning gegenüber dem amerikanischen Geheimdienst gemacht hat



Karikatur auf den vergeblichen Versuch Hitlers, durch Gerichtsbeschluss die zahlreichen Zweifler an seinem Kriegsheldentum mundtot zu machen; hier mit Anspielung auf seinen Prozess gegen die sozialdemokratische Zeitung ‚Hamburger Echo‘ aus dem Jahre 1932.

und die besagte, dass gegen den Gefreiten Hitler und einen Offizier ein Verfahren wegen sexueller Handlungen anhängig gewesen sei.¹¹⁹ Das ist ebenfalls vorstellbar und nur für denjenigen eine unzulässige Spekulation, für den nicht sein kann, was nicht sein darf.

Vom Militär- zum Politdienst

Fassen wir zusammen: Hitlers «Augusterlebnis» von 1914 war weniger eine politische denn eine persönliche Erweckung. Plötzlich schien es, als habe er nicht mehr nur eine unbefriedigende Vergangenheit, sondern auch

eine hoffnungsvolle Zukunft, die Chance nämlich, den Zwängen der bürgerlichen Moral, der Konvention und nicht zuletzt des Arbeitsmarktes zu entgehen. Deshalb hat er den «Kampf von 1914», wie er selbst sagte, so sehr «begehrt» und als «Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend» erfahren.¹²⁰ Hitler hatte Glück, solange der Ausgang des Krieges für Deutschland offen blieb; für «gut» vier Jahre konnte er mit seinem Schicksal zufrieden sein. Deutschlands Niederlage nahm ihm dann 1918 seine «Wahlheimat» wieder und warf ihn auf sich selbst zurück. Was sollte er tun? Wandel und Radikalisierung des öffentlichen Lebens legten ihm nahe, sein Glück mit einem neuen Spiel der Selbstanpreisung, es mit neuen Partnern zu versuchen. Der Coup gelang, und Hitler wurde engagiert. Die Aufgaben, denen er sich nun zuwandte, boten ihm eine neue Fluchtmöglichkeit: die Politik. Bislang hatte er allenfalls ansatzweise politische Überzeugungen entwickelt: Was er aus Wien mitbrachte, war schliesslich nicht viel mehr als ein Sammelsurium von Ressentiments gewesen. Seinem Selbstverständnis nach fühlte er sich eher den «kleinen Leuten» verbunden, und bis Anfang 1919 blieb er, so kann man vermuten, eine Art Gefühlssozialist. Aber feste Positionen waren das alles nicht, eher Attitüden, persönlichen Anschauungen und Empfindungen entsprungen, die aus Opportunitätsrücksichten auch immer wieder umschlagen konnten. Folgerichtig hatte er seinen Vorteil zunächst *zwischen* den Fronten gesucht. Noch als er beschloss, Berufspolitiker der deutsch-völkischen Rechten zu werden, hatte er keine Ahnung, wovon er sprach. Die Politik, so wie er sie verstand, war ihm aber ein hochwillkommenes Medium der Selbsterhöhung; um diese zu erreichen, griff er auf jedes Mittel zurück, das diesen Zweck heiligte: auf antisemitische Hasstiraden ebenso wie auf die konterrevolutionäre Terminologie des radikalen Nationalismus.

Als Hitler 1920 schliesslich Massenbeifall erhielt, Begeisterungstürme entfachte, hat er dies sofort instinktsicher ausgenutzt. Sein rhetorisches Geschick erwies sich als das Talent, das ihm den ersten wirklichen Erfolg seines Lebens bescherte. Nun war er «mit aller Lust und Liebe»¹²¹ bei der Sache, er merkte, wie ihn seine Überredungsgabe im-

mer mehr aus der Anonymität der Masse heraustreten, ja zur Hoffnung seiner Zuhörer werden liess. Ausserdem hatte er das Glück, sich den «richtigen» Männern – wie Röhm oder Mayr – zu verschreiben. Männern, die ihn nicht nur ausnutzten, sondern trotz seiner Verschrobenheiten aus irgendwelchen Gründen mochten und seine Politisierung förderten. Umgekehrt zeigte er ein hohes Mass an Einsatzbereitschaft und mobilisierte Schauspielkunst und seine Fähigkeit zur Lüge, um die in ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen, sie womöglich zu übertreffen. Sein Talent in derlei Dingen war – notwendigerweise – schon geschult. Im Angesicht von Erniedrigung und Stigmatisierung muss er vieles gelernt haben, was anfangs vielleicht schrecklich zu lernen war, wovon er nun aber auch profitieren konnte. Und noch etwas, das ihn stark motivierte, kam hinzu. Er ging in die Politik, weil hier, in der durcheinandergeratene Welt der Weimarer Republik, plötzlich etwas greifbar war, nach dem er sich wohl immer gesehnt hatte: gesellschaftliche Achtung, die Anerkennung als «richtiger Mann» und darüber hinaus vielleicht so etwas wie Wiedergutmachung oder Rehabilitation.

Das alles währte er in erreichbarer Nähe, ohne mit seinen Lebensgewohnheiten radikal brechen, seine homosoziale Orientierung preisgeben zu müssen. Das beste Beispiel dafür ist wohl die Buhlschaft mit Hauptmann Ernst Röhm. Hitler spürte, dass er auf Röhm – und nicht auf Mayr – setzen musste, also auf jemanden, der ihm mittels Organisationstalent und militärischer Begabung zu realer Macht, das heisst: zu schlagkräftigen Söldnern verhelfen konnte. War es Zufall, dass er sich dafür den homosexuellen Röhm aussuchte? Und war es Zufall, dass dieser Hitler verfiel? Wohl kaum. Die «Sexualbiographie», mit der Hitler in die Politik eintrat, stellte gewissermassen die Weichen für seine nun folgende Karriere.

Das gilt auch für eine bestimmte Eigenschaft, der Hitler seine rasche Bewährung in der Politik zu einem wesentlichen Teil verdankte: der Eigenschaft, grossartig lügen zu können. Hitler war wahrscheinlich der beste Schwindler, der jemals die Bühne der Politik betreten hat. Das darf aber nicht im platten Sinn verstanden werden, denn Hitler hat ohne Zwei-

fel um sein Leben gelogen, hat sich mit seinen Lügen gleichsam ein anderes, ein zweites Leben geschaffen, um der eigenen Selbstzweifel Herr zu werden. Und dieses Talent paarte sich mit zwei weiteren Eigenschaften: ausgeprägtem Misstrauen und einer besonderen Fähigkeit zum Versteckspiel. All das *mussten* Homosexuelle, wollten sie sich selbst gegen Strafverfolgung und gesellschaftliche Stigmatisierung schützen, zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausbilden,¹²² und es bedarf keines Wortes, dass dies nichts mit gewissermassen überzeitlich gültigen Wesenszügen zu tun hat. Vielmehr liessen die Intoleranz und mangelnde Liberalität der damaligen Gesellschaft ihnen gar keine andere Wahl, als auf dem Feld der Verstellung nach Meisterschaft zu streben. Bei Hitler war das nicht anders, nur muss er 1919/20 gespürt haben, dass er die ursprünglich aus Not entwickelten Eigenschaften im politischen Leben nun als eine Art Schubkraft für demagogische Höhenflüge einsetzen konnte.

Die persönlichen Voraussetzungen, die Hitler mitbrachte, waren somit für sein neues Betätigungsfeld wie geschaffen. In der politischen Agitation fand er ein Medium, über das er seine angesammelten Vorurteile ungehemmt freisetzen, und in seinem Publikum einen Resonanzverstärker, von dem jeder Politiker nur träumen konnte. Es war «seine Fähigkeit, Gefühlserregungen zu übertragen», die ihm nach dem Urteil eines Zeitzeugen diesen Erfolg bescherte.¹²³ Der hatte aber noch einen anderen Grund: die restlose Identifikation mit Deutschlands politischem Schicksal, das Hitler wie kein zweiter zu verkörpern wusste. Nichts konnte er besser nachempfinden als die Schande, die das entehrte und ohnmächtige Deutsche Reich 1918/19 erlebte und die ihn vielleicht auch deshalb so tief erschütterte, weil er hier das Grunddilemma seines persönlichen Schicksals auf einer höheren, der politischen Ebene gespiegelt sah. Diese Identifikation setzte ihn in den Stand, seiner «unerschütterlichen Liebe» zu Deutschland ebenso glaubwürdig Ausdruck zu verleihen wie seiner Verachtung gegenüber den «Vaterlandsverrätern», und so, von Empörung und Empathie getragen, erreichte er jene vielen Deutschen, die die Niederlage ihres Landes nicht verwinden konnten. Ihnen versprach er, die Ehre der Nation wiederherzustellen und deren «Schän-

der» einer gerechten Strafe zuzuführen. Das kam an, und den fanatischen Streiter für die «Deutschland über alles»-Gefühle machte es immer sicherer.

So lässt sich in gewisser Weise sagen, dass Deutschlands «Schicksalsschlag» von 1918/19 für Hitler wie gerufen kam, weil der Kampf für dessen Revision zugleich ein Kampf für seine persönliche Zukunft war. Er nahm die Nation gleichsam als Geisel, um seiner eigenen Stigmatisierung dauerhaft zu entkommen.

Dass Hitler es dann ab 1921 sehr wohl verstand, auch genuin politische Mittel der Agitation und Propaganda zwecks Einflussmehrung einzusetzen, und es darin ebenfalls bald zur Meisterschaft brachte, steht nicht im Widerspruch zu den skizzierten Befunden. Denn das gab ihm schon sein brennender Ehrgeiz vor: wenn nicht in der Kunst, dann wenigstens in der Politik ein Grosser, womöglich der Grösste zu werden. Und dass es dafür ideologischer Zielvorgaben, organisatorischer Strukturen, bestimmter Rituale und nicht zuletzt formeller wie informeller Machtmittel bedurfte, das hatte er sehr schnell begriffen.

Drittes Kapitel

Private Stationen einer öffentlichen Karriere

Als Adolf Hitler im September 1919 in die Deutsche Arbeiterpartei eintrat, war er politisch ein unbeschriebenes Blatt. Keine drei Jahre später galt er bereits als *der* Hoffnungsträger der deutsch-völkischen Bewegung und übte erheblichen Einfluss auf die Politik des Freistaates Bayern aus, und im November 1923 konnte er sogar einen offenen Staatsstreich gegen die Reichsregierung wagen, der im übrigen keineswegs so aussichtslos war, wie es im nachhinein scheinen mag. Der rasante Aufstieg hatte indes nicht nur strukturelle Ursachen. Ohne Förderung durch bestimmte Männer, die Hitler zur richtigen Zeit in den richtigen Milieus avancieren ließen, wäre er undenkbar gewesen. Wer waren diese Förderer, und was trieb sie an?

Ernst Röhm

Seit März 1919 nahm Hauptmann Röhm regen Anteil am Leben Adolf Hitlers. Nicht zufällig war er anwesend, als Hitler im Oktober des Jahres auf einer Kundgebung der Deutschen Arbeiterpartei im Münchner Hofbräukeller seine erste öffentliche Rede als «Politiker» hielt.¹ Und Röhm war von dem Auftritt so angetan, dass er den jungen Agitator nicht nur in seinen politischen Ambitionen bestärkte, sondern bald auch selbst der Splitterpartei beitrug. Er protegierte Hitler nach Kräften, und schon im Frühjahr 1920 durfte dieser an geheimen Treffen eines rechtsradikalen Verschwörerzirkels teilnehmen, die von Röhm zu jener Zeit unter dem Decknamen «Eiserne Faust» in München abgehalten wurden.² Hitlers

Gesichtskreis erweiterte sich dadurch schnell und beträchtlich. Schliesslich gingen bei Röhm wichtige Repräsentanten des offiziellen Militärs wie auch der paramilitärischen Freikorps ein und aus,³ und es gab in München wohl niemanden, der in dieser Szene so gute Verbindungen unterhielt und dessen Unterstützung solches Gewicht hatte. Für Hitler war es also ein ausgesprochener Glücksfall, dass sich gerade dieser Mann derart um sein Fortkommen bemühte. Er erkannte seine Chance und nutzte sie. Das Casino-Ambiente des Verschwörerzirkels um Röhm kam seiner Fähigkeit zur suggestiven Selbstanpreisung sehr entgegen: Bald hatten die dort massgebenden Leute einen positiven Eindruck von ihm gewonnen. Doch der grösste Pluspunkt war Röhm's Sympathie für ihn.

Ernst Röhm hatte im Ersten Weltkrieg als Generalstabsoffizier Karriere gemacht und war nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs als Adjutant zu dem Freikorpsführer Ritter von Epp gestossen.⁴ Mit Epps Truppen beteiligte er sich im April/Mai 1919 an der Niederwerfung der Münchner Räterepublik, und er blieb ein Todfeind der jungen Weimarer Demokratie. Dadurch, dass kurz darauf Epp den Befehl über die in Bayern stationierte Infanterie übertragen bekam, gelangte er 1920 in eine militärpolitische Schlüsselstellung. Die Beziehung der beiden geriet aber 1921 in eine Krise, weil Röhm dem Kommandeur der Reichswehr in Bayern, Otto von Lossow, unterstellt wurde. «General von Epp», so Röhm später, «empfand meine Zusammenarbeit mit der neuen Behörde (als) peinlich. Er glaubte wohl, dass ich mich seinem Einflüsse allmählich entziehen wollte, und wurde kühler gegen mich.»⁵

Manches deutet auf eine homoerotische Beziehung zwischen Röhm und Epp,⁶ und Hitler ist später einmal herausgerutscht, dass Röhm's Homosexualität zum ersten Mal um 1920 bekannt wurde.⁷ War es Zufall, dass auch er, der namenlose Gefreite Adolf Hitler, 1919 das Interesse des zwanzig Jahre älteren Generals und eingefleischten Junggesellen Epp geweckt hatte? Und sogar soviel Gefallen fand, dass der ihn gleich als «Instruktionsoffizier» in die Kaserne schickte?⁸ Noch Ende 1920 war ihr Verhältnis so eng, dass der nunmehrige Führungsoffizier der Reichswehr dem nunmehrigen Parteiführer Mittel aus seinem Geheimfonds für

Parteizwecke zur Verfügung stellte, ein Vorgang, den er später übrigens als eine «rein persönliche Angelegenheit» darstellte.⁹ Die Achse Röhm-Epp erwies sich für Hitler also nicht nur als ein persönlicher, sondern auch als ein immenser politischer Vorteil.¹⁰

Hitler wäre töricht gewesen, wenn er die Möglichkeiten, die Röhm ihm bereitwillig eröffnete, nicht genutzt hätte. Zudem lernte er über ihn potentielle Parteigänger und -Soldaten kennen, die sich ja nirgends besser als aus den Freikorps-Bataillonen rekrutieren liessen, mit Hitlers eigenen Worten «lauter tatkräftige junge Menschen, an Disziplin gewöhnt und von ihrer Dienstzeit her in dem Grundsatz aufgewachsen: Unmöglich ist gar nichts, und es geht alles, wenn man will.»¹¹ Hitler schaffte es tatsächlich, sich diesem nationalistisch-militärischen Milieu als politischer Hoffnungs- und Sympathieträger zu empfehlen. Röhm dürfte einiges dazu beigetragen haben, und so trifft eine Bemerkung, die der berüchtigte Freikorpsführer Gerhard Rossbach später einmal machte, wohl ins Schwarze: «Röhm zog diesem Intelligenzen, Weichen, aber Besessenen die hohen Stiefel [...] an und setzte ihn in Marsch.»¹² Umgekehrt hätten sich wohl auch die Führer des «Deutschen Kampfbundes» von 1923, einer Allianz sogenannter «Vaterländischer Kampfverbände», niemals der Befehlsgewalt eines ehemaligen Gefreiten untergeordnet, wenn Hitler nicht von Röhm aufgebaut und rückhaltlos unterstützt worden wäre.

Röhms soldatische Art, in einer habituellen Mischung aus Generalstäbler und Troupier verwurzelt, beeindruckte Hitler zutiefst. Hier gab es einen in etwa Gleichaltrigen, der unbeirrt seinen Weg ging und später sogar öffentlich erklärte, die Welt ausschliesslich vom «soldatischen Standpunkt» aus zu betrachten: «bewusst einseitig». Und der sein politisches Ziel kompromisslos verfocht, nämlich «dem deutschen Frontkämpfer den ihm gebührenden Anteil an der Leitung des Staates zu erkämpfen und dem idealen und realen Geist des Frontkämpfertums auch in der Politik Geltung zu verschaffen». Punktum! Ein solches Bekenntnis schloss natürlich die demonstrative Verachtung alles Weiblichen, Unmilitärischen ein:



Der 31jährige Stabsoffizier Ernst Röhm und sein V-Mann Adolf Hitler im Jahre 1919.

«Die Schwätzer haben zu schweigen; die Männer allein zu bestimmen. Politische Deserteure und hysterische Weiber beiderlei Geschlechts müssen ausgeschafft werden; sie hemmen und schaden, wenn es zu kämpfen gilt.»¹³

Die ideologische Grundlage dieser Mentalität hat nicht zuletzt Hans Blüher geschaffen, der wohl einflussreichste Theoretiker der deutschen «Wandervogelbewegung», welche er schon 1912 in einer aufsehenerregenden Schrift als «erotisches Phänomen» gedeutet hatte.¹⁴ Es ging dort um die kulturtragende Rolle der Freundesliebe, wie sie sich vor allem in männerbündischen Gemeinschaften konstituierte: Erst sie brächten jene «männerheldischen» Naturen hervor, die aufgrund ihres persönlichen, erotisch fundierten Charismas starke Führer seien und kämpferische Gefolgschaften an sich binden könnten. Der 1925 erschienene programmatische Artikel ‚Freundesliebe oder Homosexualität‘¹⁵ des Arztes Karl-

Günther Heimsoth, eines engen Freundes und Freikorpskameraden Röhms, verrät, wie präsent die Vorstellungen Blüher's damals in den völkischen Kreisen waren – und wie leicht sich die kämpferische Stilisierung des «mannmännlichen Eros» rassistisch aufladen und gegen die «Minderwertigkeit von Feminismus und Semitismus» wenden liess. «Die übele Kehrseite des Männerhelden ist der Weibling», ein Produkt des «homosexuellen Feminismus» und damit jener Bewegung, die «Homosexualität» schändlicherweise auf die «Frage der Befriedigung der sexuellen Notdurft Einzelner» reduziere. Mit dieser Ideologisierung gleichgeschlechtlicher Neigungen zum «deutschen Eros» zog man nicht nur einen klaren «Trennungsstrich» zu dem im völkischen Lager seit eh und je verhassten «Homosexualitätspapst» Magnus Hirschfeld, sondern huldigte der Homoerotik sozusagen in politischer Absicht: als Beitrag zum Aufbau eines männlich strukturierten völkischen Staatswesens.

Später hat Blüher seine Theorie dann auch in unmittelbare Verbindung zu Hitler gebracht: «Hitler, der die ‚Rolle der Erotik‘ gelesen hatte, erkannte auch an, dass es so etwas [homoerotisches Männerheldentum – L.M.] geben müsse.»¹⁶ Und an anderer Stelle: «Hitler kannte meine Bücher natürlich sehr gut, und er wusste, dass seine Bewegung eine Männerbewegung war und auf denselben Grundkräften beruhte wie der Wandervogel.»¹⁷ Das ist, trotz allem, vielleicht immer noch zu kurz gegriffen. Aber Ernst Röhm und seine Freikorpssozialisation zeigen, dass solche Zusammenhänge tatsächlich bestanden und für die militante Ausrichtung der NS-Bewegung von Bedeutung waren. Und dass ein Mann wie Heimsoth gleich mit mehreren späteren Nazi-Grössen in engem Kontakt stand,¹⁸ wird kein Zufall sein. Kurzum: Die ideologisch aufgeladene zwischenmännliche Erotik und Sexualität zählte zu den Eckpfeilern der faschistischen Männerbundskultur vor 1933.

Das also war die Welt, in der Röhm lebte, deren Ideale er hochhielt und in der nachrevolutionären deutschen Gesellschaft durchzusetzen suchte, und zwar durch einen skrupellosen, ja brutalen Kampf gegen die Werte und die Vertreter demokratischer Kultur. Als Kontrast zu diesen militanten Männlichkeitsphantasien erscheint Röhms musische Ader.

Seine 1928 publizierten Memoiren zeigen, dass er recht sicher formulierte; wahrscheinlich war er auch ein guter Redner; zudem liebte er Musik. Ein Zeitzeuge berichtete später einmal, wie er Röhm 1924 auf einem Schloss im thüringischen Wolmirstedt erlebte. Dort habe Röhm «fast jeden Abend musiziert. Wir hatten einen herrlichen Flügel da in dem Konzertsaal in dem Schloss, und da er grosser Wagnerianer war, spielte er vorwiegend Partien aus den Wagner-Opern, aus Siegfried und später aus den Meistersingern [...]. Er war begeisterter Bayreuther.»¹⁹ Oder um Röhm selbst zu zitieren: «Meiner besonderen Neigung und Verehrung folgend, durfte ich wiederholt Gast im Hause Wahnfried in Bayreuth sein und konnte die überwältigenden Tonschöpfungen des deutschesten Meisters in vollendeter Weihe und Schönheit auf mich wirken lassen.»²⁰ Auch konnte der sonst so rauhbeinige Röhm im privaten Umgang durchaus zärtliche Worte finden, etwa in Briefen an seinen schutzbefohlenen «Liebling», den Kunststudenten Martin Schätzl.²¹

Wie Röhm mit seiner gleichgeschlechtlichen Veranlagung umging, macht vielleicht am besten ein 1932 veröffentlichter, «Nationalsozialismus und Inversion’ betitelter Artikel deutlich, der, wenn er nicht von ihm selbst stammt, zumindest von ihm lanciert worden sein dürfte.²² Es handelt sich um eine in Blütherschem Gedankengut wurzelnde Hommage an die Homoerotik, und der anonyme Verfasser durfte sogar die – niemals dementierte – Behauptung aufstellen, dass das «nicht nur eine persönliche Ansicht [ist], sondern die Meinung bis hinauf zum Führer». Zunächst wird klargestellt, dass der «wesentliche Inhalt einer gleichgeschlechtlichen Liebesbeziehung» nicht «der coitus per anum, per os oder inter femora» sei. Dann aber wird die Bedeutung der Privatsphäre hervorgehoben, die niemanden etwas angehe: «Wir lieben den schaffenden Eros; für den koitierenden Eros führen wir keinen Kampf, ohne ihn deshalb zu verachten. Weil wir den Geschlechtstrieb als elementar empfinden, glauben wir, dass ein Teil seiner Kraft getrost sublimiert werden kann. Darum sind wir noch lange keine Verdränger. Im Gegenteil. Nur was im Biwak vor sich geht, interessiert uns nicht so, als dass wir es an

die grosse Glocke hängen müssten.» Die Hauptsache war, so der Tenor, als Soldat und Kamerad seine Pflicht zu erfüllen. Wer dies tat, dem sollte privat im Grunde alles erlaubt sein; jedenfalls solange es den Blicken der Öffentlichkeit entzogen blieb. Das war gewissermassen die moralische Seite der Angelegenheit. – Doch wie sah die persönliche aus?

«Ich bilde mir ein, gleichgeschlechtlich zu sein», bekannte Röhmg gegenüber seinem Freund Heimsoth 1929, «habe dies aber richtig erst 1924 ‚entdeckt‘. Ich kann mich vorher an eine Reihe auch gleichgeschlechtlicher Gefühle und Akte bis in meine Kindheit erinnern, habe aber auch mit vielen Frauen verkehrt. Allerdings nie mit besonderem Genuss. Auch 3 Tripper habe ich mir erworben, was ich später als Strafe der Natur für widernatürlichen Verkehr ansah. Heute sind mir alle Frauen ein Greuel; insbesondere die, die mich mit ihrer Liebe verfolgen; und das sind leider eine ganze Anzahl. Dagegen hänge ich mit meinem ganzen Herzen an meiner Mutter und an meiner Schwester.»²³

Vor dem Krieg soll Röhmg eine Verlobte gehabt haben, aber offenkundig scheiterte die Verbindung schnell.²⁴ Er geriet in die rein männliche Welt der Schützengräben und Freikorps, in der er seine homoerotischen Präferenzen nicht zu verbergen brauchte. Mit wem Röhmg dann gerade 1924 seine Homosexualität «richtig entdeckte», wissen wir nicht; womöglich ist die Datierung auch falsch. Es gibt Hinweise darauf, dass er schon zu Beginn der zwanziger Jahre eine längere sexuelle Beziehung mit seinem «Liebling» Edmund Heines hatte;²⁵ anderen Quellen zufolge soll er sich seiner Veranlagung erst während der Haftmonate in Stadelheim 1923/24 voll bewusst geworden sein.²⁶ Wie auch immer, Röhmg akzeptierte sich so, wie er war, und bekannte 1929 schliesslich, über seine Homosexualität «absolut nicht unglücklich [...], im Innern vielleicht sogar darauf stolz» zu sein.²⁷ Überhaupt war er in diesen Dingen wohl recht unbefangen. So kam später nicht nur heraus, dass er sich Mitte der zwanziger Jahre mit Strichjungen eingelassen hatte, sondern er trat auch offen für die Abschaffung des Paragraphen 175 ein.²⁸

Daneben fällt Röhms antibürgerlicher Impetus ins Auge. Mit nichts

kokettierte er so gern wie mit der Figur des Bürgerschrecks: «Da ich ein unreifer und schlechter Mensch bin, sagt mir der Krieg und die Unruhe eben mehr zu als die brave bürgerliche Ordnung.» Und immer wieder polemisierte er gegen die bürgerliche Doppelmoral: «Nichts ist verlogener als diese sogenannte Moral der Gesellschaft; mit keinem Begriff wird mehr Schindluder getrieben. Ich stelle vorweg fest, dass ich nicht zu den Braven gehöre und keinen Ehrgeiz habe, ihnen zugesellt zu werden. Zu den ‚Moralischen‘ will ich aber schon gar nicht zählen, denn ich habe die Erfahrung gemacht, dass es mit der ‚Moral‘ dieser ‚Moralischen‘ meist nicht weit her ist. [...] Ich habe im Felde den Soldaten nicht darnach beurteilt, ob er den moralischen Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft entsprach, sondern darnach, ob er ein Kerl war oder nicht.»²⁹

In der Zeit, als Röhm und Hitler sich kennenlernten, war der 32jährige durchaus keine abstossende Erscheinung: Fotos aus jenen Jahren zeigen nicht den dicklichen, stiernackigen Mann, den man von zahlreichen Aufnahmen aus den dreissiger Jahren kennt, sondern einen schlanken, recht gutaussehenden Offizier. Und die tiefen Narben im Gesicht werden seine Kameraden und Liebhaber wohl eher als ehrenden Tapferkeitsbeweis denn als körperlichen Makel wahrgenommen haben, man denke nur an die entstellenden Schmissen, die in den schlagenden Verbindungen als Auszeichnung galten. Hans Frank, ein ehemaliger Freikorpskamerad, schildert Röhm so: «Bis dahin hatte ich gedacht, dass Homosexualität nur eine Eigenschaft besonders unmännlicher, weichlicher, geniesserisch-schmarotzender Schwächlinge wäre. Aber Röhm war geradezu der Prototyp eines tapferen draufgängerischen Soldaten und wirkte rein äusserlich, auch seinem ganzen Auftreten nach, mit seinem von Kriegsnarben durchzogenen Gesicht, seiner frischen, starkentschlossenen Haltung als ‚ganzer Mann‘. Seine blauen Augen strahlten immer lustig und hell. Er war überdies ein treuer aufopfernder Kamerad und immer ein bestqualifizierter Offizier gewesen, gesellschaftlich mit sicheren Manieren.»³⁰ Kurt Lüdecke, ein Zuträger Hitlers aus den frühen Münchner Jah-

ren, erinnerte Röhms Erscheinung ebenfalls an das «lebende Bild des Krieges selbst», zugleich allerdings habe er eine «aussergewöhnliche und ganz instinktive Höflichkeit» besessen. «Ich mochte seinen scharfen, offenen Blick und seinen festen Händedruck.»³¹ So also ist Röhm, die Zentrafigur der paramilitärischen Szene, von seinen «Kampfgefährten» gesehen worden, ein Haudegen zwar, aber zugleich ein «kultivierter» Mann, der durchaus Ausstrahlung besass. Ohne etwas an der Verabscheuungswürdigkeit seiner politischen Gesinnung und seiner kriminellen Energie zu ändern, deutet sich damit an, dass die Gründe für Röhms Erfolg nicht allein in skrupelloser Gewaltbereitschaft zu suchen sind.

Manche Quellen legen nahe, dass Ernst Röhm und Adolf Hitler eine sexuelle Beziehung hatten. Im Tagebuch eines ungenannten Reichswehrgenerals etwa, das 1934 zu Teilen im Ausland erschien³² ist davon die Rede – und ganz auszuschliessen ist ein solches Verhältnis tatsächlich nicht. Jedenfalls werden Hitler und Röhm auch privat einige Zeit zusammen verbracht haben, sonst wären ihre Duzbrüderschaft und ihr ausgesprochen zwangloser Umgang miteinander kaum zu erklären. Aber ein Liebespaar? Im ganzen bleibt dergleichen unwahrscheinlich. In den Memoiren des Hitler-Vertrauten Ernst Hanfstaengl findet sich zwar die Andeutung, dass um das Jahr 1923 herum das «Freundschaftsverhältnis zwischen Hitler und Röhm» jene «Vertiefung erfahren» habe, «die über das brüderliche Du hinaus zu Gerüchten über angebliche weitergehende Zuneigungen zwischen den beiden Anlass gegeben hat». Doch am Ende hielt auch Hanfstaengl den Rumor für «stark übertrieben».³³

Hitler erkannte Röhms Planungs- und Organisationstalent, und er begegnete hier jemandem, der aufgrund seiner Autorität eine grosse Soldatenschar souverän unter Kontrolle halten konnte. Wenn Röhm kämpfte, legte er dabei eine «Männlichkeit» an den Tag, die Hitler sich gern abguckte; folglich beobachtete er Röhm und lernte von diesem, wie sich eine selbstbewusst-maskuline Haltung und eine homoerotische Neigung in Einklang bringen liessen. «Männlichkeit» vermochte Hitler bald so überzeugend zu demonstrieren, dass ihm selbst hartgesottene Soldaten auf den Leim gingen.

Umgekehrt erkannte Röhm Hitlers politisches Talent. Er sah in Hitler den Charismatiker und Verkünder, den An- und Verführer, der die Massen in mitreissenden Reden zu betören verstand und sie dann zu etwas brachte, was sie selbst nicht für möglich gehalten hätten: zu ekstatischer Begeisterung.³⁴ Und die beiden Männer wussten, wie gut sie einander ergänzten: Sie verstanden sich als Kameraden und Kampfgefährten, jeder auf seinem Gebiet. Zudem gab es zwischen ihnen noch das einende Band der Musik, und auch dass sie beide homosexuell waren, wird ihnen kaum entgangen sein und ihre Verbundenheit weiter gefördert haben.

«Mit Hitler», schreibt Röhm in seinen Erinnerungen, «verband mich aufrichtige Freundschaft.» Selbst als es 1925 zum Bruch gekommen sei, habe er sich verpflichtet gefühlt, «als getreuer Kamerad zum Freunde offen zu reden». Was war die Ursache des Konflikts? Die beiden hatten aus dem gescheiterten Putsch vom November 1923 unterschiedliche Schlussfolgerungen gezogen. Als Röhm im April 1924 aus der Haft entlassen wurde, hatte ihn Hitler zum SA-Kommandeur ernannt, eine Eigenschaft, in der Röhm daraufhin den «Frontbann» gründete, eine Neuauflage des früheren «Kampfbundes» aus der Zeit vor dem Putsch. Hitler erkannte bald, dass unter den sich konsolidierenden Verhältnissen der Weimarer Republik jede weitere Verfolgung der Freikorpsstrategie in eine politische Sackgasse führte. Deshalb zog er im Dezember 1924 die SA wieder aus dem «Frontbann» heraus – und Röhm, der für die nationalsozialistische Bewegung kategorisch «das Primat des Soldaten vor dem Politiker» verlangte, fühlte sich überfahren. Bald zeigte sich, dass ihre Auffassungen über die notwendige politische Taktik sich vollkommen widersprachen, und so schieden sich ihre Wege im Frühjahr 1925. Aber es war eine Trennung ohne Intrigen und öffentliches Nachkarten. Auch in den folgenden Jahren attackierte Röhm seinen einstigen Schützling nicht. Im Gegenteil: 1928 betonte er noch einmal ausdrücklich seine «Verbundenheit mit dem Herold und Träger des politischen Kampfes, Adolf Hitler»³⁵. Röhm blieb loyal, seine persönliche Beziehung zu Hitler ungetrübt.³⁶

Dietrich Eckart

Sieht man von der Freundschaft mit Röhm ab, hat sich Hitler mit seinem Einstieg in die Münchner Politik hauptsächlich einem Mann verschrieben: dem in die Jahre gekommenen Bohemien Dietrich Eckart. Allem Anschein nach eine Art bajuwarisches Urgestein und in der Rolle des Salonlöwen ebenso sicher wie in der des Intellektuellen, fand Eckart in Hitler einen Bewunderer und Schüler, den er glaubte formen, anfeuern und schliesslich für seine mehr weltanschaulich als politisch gedachten Ziele in den öffentlichen Meinungskampf schicken zu können.

Um zu ermesen, was den gut 30-jährigen Hitler zu dem zwei Jahrzehnte älteren, in die Politik geratenen Schriftsteller zog, sollte man zuerst einen Artikel zur Kenntnis nehmen, der glaubwürdigen Angaben zufolge einen Wutanfall bei Hitler auslöste – mit schlimmen Konsequenzen für den Autor, der dafür ins Gefängnis musste.³⁷ Aus Anlass von Eckarts 75. Geburtstag hatte es die 'Frankfurter Zeitung' 1943 gewagt, ein Charakter- und Lebensbild des längst Verstorbenen zu veröffentlichen, das den Nazi-Legenden über den einstigen Mentor Hitlers völlig zuwiderlief.³⁸ Es beschreibt einen Mann, «der, von den Abenteuern der Jahre umhergeworfen, immer wieder von neuem einen Anlauf genommen hatte, seinem Namen [...] öffentliche Anerkennung zu verschaffen», der als Bühnenautor «grobe Ablehnung» erfuhr und dessen äussere Lebensbedingungen jahrelang «sehr elend» waren: «Irgendwo in einem Hinterhaus in Berlin hatte er einen Unterschlupf, und manchmal schlief er des Nachts auch auf einer Bank im Tiergarten.» Nein, das war keine Bilderbuchkarriere, und auch die Vorgeschichte liest sich problematisch: Nach einem abgebrochenen Medizinstudium, nach «Händel und Hader» mit seinen schlagenden Korpsbrüdern und einer erfolglosen Entziehungskur wegen Morphiumsucht habe Eckart 1893 sein Glück zunächst im Journalismus gesucht, bevor ihm 1895 der Tod des Vaters schliesslich aus der finanziellen Notlage half. «Mit dem Vermögen, das nun an ihn gefallen, zieht der junge Eckart in die Welt; nach Leipzig, wo er ein grosses Haus führt, Künstler um sich scharf, Schauspieler, Musiker und

Maler. Er geht auf kurze Zeit nach Berlin, [...] siedelt dann nach Regensburg über. Er ist ein freier, ungebundener Mann, allerdings die Leber macht Beschwerden, aber er lebt seinen Neigungen, seinen Stimmungen, in niemandes Fron.» Als ihm 1899 das Geld ausging, sei Eckart wieder nach Berlin gezogen, wo er nun für ein gutes Jahrzehnt von der Hand in den Mund lebte. Mit seiner Nachdichtung von Ibsens ‚Peer Gynt‘ habe er es schliesslich doch noch zu einem gewissen Bühnenerfolg bringen können – langfristig jedenfalls, denn zunächst «fällt von neuem alles über den Vermessenen her», und der Autor musste sich gegen scharfe Kritik zur Wehr setzen. Schliesslich habe sein Freund und Gönner, der Generalintendant des Königlichen Schauspielhauses Graf Hülsen-Haeseler, dem umstrittenen Dichter einen Vorschuss für ein neues Bühnenstück verschafft, an dem er ab Herbst 1913 in einem Sanatorium in Blankenburg arbeitete. Vom Harz ging es 1915 nach München-Schwabing, wo der schmachvolle Zusammenbruch des Kaiserreiches Eckart im Winter 1918/19 in die politische Arena trieb. Dort wurde er dann «bald auch mit Adolf Hitler bekannt».

Man kann sich leicht ausmalen, warum dieses Porträt den Diktator in Rage brachte. Nicht nur, dass es seinen Mentor ins Zwielflicht rückte, dass es von «Adolf Hitler», nicht vom «Führer und Reichskanzler» sprach: Es musste ihm überdies nachgerade als Vexierbild erscheinen, in dem Elemente seines eigenen Werdegangs, auch eigene Charakterzüge sichtbar wurden: die Fixierung darauf, als «Künstler» zu leben; die Abhängigkeit von fremder Hilfe; mehr Schein als Sein; die Gier nach Anerkennung und der Zwang zur Rechtfertigung; der kaum zu zügelnde Selbstbehauptungswille; und schliesslich der abrupte Wechsel von der Kunst in die Politik. Eckart hatte als Künstler genau das erlebt, wovon der junge Hitler nur hatte träumen können. Doch gerade deshalb fühlte Hitler sich dem Mann aus Schwabing verbunden, der wie er ein Aussenseiter der Gesellschaft war, aber einer, der von der Überzeugung, anderen überlegen zu sein, durchdrungen, ja besessen war – und der sich durchgebissen hatte. So konnte ihm Eckart ein Muster der eigenen Selbststilisierung sein.

Der «klassische» Boheme und der Pseudo-Boheme hatten sich im politisch unübersichtlichen Nachkriegsmünchen getroffen. Was dem Jüngeren noch fehlte, besass der andere im Übermass: Selbstvertrauen, Sicherheit im Auftreten, Verbindungen, Sendungsbewusstsein. Freilich hatte auch Hitler etwas zu bieten, wie Eckart auf den ersten Blick erkannte: Er war nicht nur rednerisch ausserordentlich begabt, zäh und willensstark, sondern auch lernfähig und lernwillig, dankbar für Zuspruch und Förderung. Hitler war ein vielversprechendes Talent, dessen öffentliche Auftritte zudem beim Publikum ankamen. Und Eckart wusste, dass er selbst solche Massenerregungen nicht hervorzurufen vermochte.

Aus solchem instinktsicheren Blick füreinander entwickelte sich zwischen den beiden Männern eine enge Freundschaft. Er habe sich «zu seiner [Hitlers] ganzen Art hingezogen» gefühlt, bekannte Eckart später, «und mein Verhältnis zu ihm wurde inniger».³⁹ Auch Hitler war schon von der ersten Begegnung begeistert, nicht zuletzt, wie er noch zehn Jahre später schwärmte, von dem «wundervollen Schädel dieses besten Deutschen [...]. Eine mächtige Stirn, blaue Augen, das ganze Haupt wie der Kopf eines Bullen. Und noch dazu eine Stimme von wunderbar biederem Klange.»⁴⁰ Räumlich rückten sie ebenfalls näher zusammen: 1921 war Eckart in die Thierschstrasse gezogen, in der Hitler, nur wenige Häuser entfernt, seine dürftige Bleibe hatte. Für Eckart war der Jüngere fortan ganz schwärmerisch «mein Adolf»⁴¹, während Hitler in Eckart ein Vorbild, ja mehr: einen «Polarstern»⁴² sah. Eckarts Gefühle schmeichelten ihm, dem in vielen Bereichen Unterlegenen, ohne Frage ungemain.

Gern folgte Hitler Eckart – zumal in Sphären, die vornehmlich der Erbauung dienten. Das Umherstreifen mit dem lebensfrohen Dichter war ganz nach dem Geschmack des Adepten, der hier einen grossen Nachholbedarf hatte, und Eckart war ein begnadeter Selbstdarsteller. Stets auf Allotria und Wirkung bedacht, besass er gewiss auch jenseits der Politik einen Charme, der den Jüngeren einfing und an ihn band, sei es in Münchner Restaurants, Weinstuben und Bierlokalen,⁴³ sei es beim Karneval in Schwabing,⁴⁴ sei es privat.

Bisweilen zogen sich die beiden auch für einige Tage nach Berchtesgaden zurück.⁴⁵ Diese Freundschaft mit Eckart, vertraute Hitler seiner Sekretärin an, «gehörte zu dem Schönsten, was ihm in den zwanziger Jahren zuteil geworden war»⁴⁶.

Was die Innenseite der Beziehung anlangt, sollte noch auf etwas hingewiesen werden, das in dem Artikel der 'Frankfurter Zeitung' nicht zur Sprache kommt: Eckart war ein ausgesprochener Frauenverächter. Darauf hatte – vielleicht aus Naivität, vielleicht mit Hintersinn – Alfred Rosenberg hingewiesen, als er 1927 Eckarts «Vermächtnis» zu einem kleinen Band zusammenstellte.⁴⁷ «Ich weiss», schreibt Rosenberg, «dass ich [...] hier einen Punkt andeute, der eine tiefe Tragik in Dietrich Eckarts Leben darstellt. Eckart sah einen Hang zum Nichtigen als das Wesentliche beim Weibe an, erklärte sie für unfähig, das Tiefe wirklich zu erfassen, sprach ihr gelegentlich das Wollen hierzu gänzlich ab. Höflichkeit der Frau gegenüber hatte er eine besondere Antipathie und erklärte diese als ein Zeichen unserer femininen Zeit. Das Weib sei Natur, kaum mehr.» Die Art und Weise, in der Eckart in seinen Stücken über das Wesen der Frau spreche – von Feigheit, Nachgiebigkeit, Listigkeit, Wollüstigkeit, Verrat ist da die Rede –, habe, so Rosenberg, sicher einen «see-lischen Urgrund», der im «rein Persönlichen» zu suchen sei. Doch davon abgesehen, habe Eckart ganz allgemein «im Mangel an Männlichkeit einen Zug des Verfalls» erblickt und deshalb das Erstarken «des weiblich-lyrischen Triebes durch haltlose Männer» als kulturelles Menetekel an die Wand gemalt.⁴⁸

Vor diesem Hintergrund mag sich erklären, warum Eckart beispielsweise Magnus Hirschfeld mit geradezu pathologischem Hass bekämpfte. Eine seiner berüchtigten Flugschriften aus dem Jahre 1922 brandmarkt ihn als «Apostel für Sodomie», der das «Laster noch mehr auf die Strasse zerren [will], er will die Jugend von Grund aus vergiften und das Proletariat soll dem übersättigten galizischen Judenlumpen die Lustknaben stellen». Am liebsten wäre es Eckart gewesen, wenn dem «alten Saubären» bei Gelegenheit «die Schädeldecke eingeschlagen» worden wäre.⁴⁹ Aber warum, vom Inhalt seiner Sätze einmal ganz abgesehen, hetzt er



Hitlers Freund und Ziehvater: der antisemitische Schriftsteller und Ideologe Dietrich Eckart zu Beginn der zwanziger Jahre.

mit soviel Schaum vor dem Mund, warum wirft er mit solch brutalen Kraftausdrücken um sich? Zumal Eckart doch sonst ganz das Gegenteil eines Moralapostels und einer Mönchsnatur war. Schlug er vielleicht so sehr auf Hirschfeld ein, weil er sich von dessen sexualrevolutionären Bestrebungen persönlich betroffen fühlte?

Jedenfalls liegt es nahe, dass Eckart mit der Verdammung des «weiblich-lyrischen Triebes» im Mann vermutlich einen Teil seines eigenen Ichs bekämpfte. Noch als zyjähriger hatte er einem Jugendfreund folgendes Gedicht gewidmet: «Du sahst mich oft, in Träume tief versunken, / Und sahst mich wieder kämpfen, ringen, streben; / Du sahst mich jubeln oft, von Liebe trunken, / Und sahst mit Hass befleckt mein junges Leben / [...] / Treu bin ich mir in Wahrheit nie geblieben, / In einem nur, dich immer treu zu lieben.»⁵⁰ Die Zeilen lassen erahnen, was ein langjähriger Vertrauter Eckarts, Guido Karl Bomhard, gemeint haben könnte, als er lange nach dessen Tod schrieb, er habe Skrupel, «Dinge Preis zu geben,

die ihn [Eckart] in ein falsches Licht stellen», und dann mit Blick auf seine eigene Beziehung zu dem Schriftsteller hinzufügte, dass dies Intimissima betreffe, «die eben nur aus unserer beiderseitigen Originalität entsprungen sind und nur Bohemenaturen sich leisten konnten».⁵¹ Dazu passt, dass Eckarts einzigem Verbündeten und Vertrauten unter den deutschen Bühnendirektoren, dem Grafen Georg von Hülsen-Haeseler, wiederholt vorgeworfen wurde, homosexuell zu sein.⁵² Hülsen-Haeseler war es denn auch, der unerschütterlich zu dem glücklosen Eckart hielt. Ohne ihn hätte dieser den künstlerischen Durchbruch als Bühnendichter nie geschafft.⁵³

Nimmt man alles zusammen, kann es kaum verwundern, dass Eckart nicht zum treusorgenden Ehemann taugte. Er war schon 45 Jahre alt, als er Rose Marx, eine reiche Witwe aus Blankenburg, heiratete. Nach Rosenberg war es der «rein männliche Verkehr» Eckarts, der die kinderlose Ehe schon nach wenigen Jahren zerstörte.⁵⁴ 1920 wurde die Scheidung eingereicht – die Akten darüber sind verschwunden. Es war das Jahr, in dem sich Eckart und Hitler trafen.

Kurz zuvor, im Winter 1918/19, hatte Eckart mit der Zeitschrift ‚Auf gut Deutsch‘ auf sich aufmerksam gemacht. Sie warnte vor einer «alljüdischen Weltverschwörung», forderte wahren Sozialismus und wollte nur jenen Einfluss zubilligen, die «rein-deutschen Blutes» waren.⁵⁵ Vielleicht liess die Lektüre des Eckartschen Hetzblattes den Berufssagittator Hitler aufhorchen, vielleicht war es aber auch die erste persönliche Begegnung mit Eckart. Seit dem Winter 1919/20 jedenfalls waren die beiden ein Herz und eine Seele, und das nicht nur in Sachen Politik. Eckart fühlte sich Hitler «tatsächlich *innerlich* [...] verbunden», wie der Dichterefreund Bomhard berichtete, der auch ganz sicher zu wissen glaubte, «dass das Verhältnis Eckarts zu Hitler tiefgewurzelt und echt» war.⁵⁶ Hitler selbst hat in einem seiner Monologe mit Blick auf die Beziehung etwas gesagt, das der Sache wohl am nächsten kommt: «Ich war damals [...] noch ein Säugling.»⁵⁷ Das war zwar eigentlich auf seine stilistische Unfertigkeit im Vergleich zu dem «so geistreich» schreibenden Eckart gemünzt, zeigt aber besser als jede andere Formulierung, wie er sich da-

mals überhaupt gegenüber dem älteren, in vielerlei Hinsicht überlegenen Freund gefühlt haben muss.

Eckart ebnete Hitler den Weg in die gehobenen Kreise Münchens und Berlins, von denen der politische Senkrechstarter gesellschaftlich wie finanziell, aber auch persönlich profitierte, weil ihm der Zugang zu einer Schicht, nach deren Akzeptanz er sich jahrelang gesehnt hatte, grössere Selbstsicherheit gab. Eckart brachte ihm gute Manieren bei, Eckart verbesserte seinen Schreibstil und liess ihn stärker auf sein Ausseres achten⁵⁸ Eckart lehrte Hitler, das Palavern am Stammtisch ebensogut zu beherrschen wie das Parlieren im Salon. Auch bei der innerparteilichen Durchsetzung war Eckart äusserst nützlich. So hat er wesentlich dazu beigetragen, dass Hitler im Sommer 1921 nicht bloss die Leitung der NSDAP, sondern zudem die gewünschten diktatorischen Befugnisse übertragen wurden. Und wenig später nahm er den Parteichef demonstrativ gegen innerparteiliche Kritiker in Schutz, denen Hitlers undurchsichtiger Lebensstil missfiel. Er könne aus seiner «genauen Kenntnis der Dinge heraus» beschwören, dass Hitler charakterlich einwandfrei sei: «Selbstloser, opferwilliger, hingebender und redlicher kann, meiner festen Überzeugung nach, überhaupt kein Mensch einer Sache dienen.»⁵⁹ Im Gegenzug durfte Eckart um die gleiche Zeit den Posten des Hauptschriftleiters des parteieigenen Völkischen Beobachters' übernehmen.⁶⁰ Das war der Höhepunkt des symbiotischen Wirkens der beiden auf dem Feld der Politik: Eckart als geistiger Mentor einer Bewegung, die ansonsten ganz auf die Führerschaft Hitlers eingeschworen war, dessen «Tatkraft, Energie und Leidenschaft» wiederum Eckart am eindringlichsten zu preisen wusste. Bis 1922 sah Eckart sich und Hitler als eine politische Einheit an, und er scheint darin auch durch seine Gegner bestärkt worden zu sein.⁶¹ Hitler hatte anfangs wohl keine Probleme damit, die ihm zugewiesene Rolle des Juniorpartners zu übernehmen. Doch irgendwann änderte sich das.

In weltanschaulichen Dingen gab zunächst sicherlich Eckart den Ton an. Seine Biographin Margarete Plewnia hat beispielsweise nachgewiesen, dass sich Hitlers Antisemitismus unter seinem Einfluss radikalisiert-

te, genauer: dass Hitler dem Versuch, die Juden als «Deutschlands Verderber» darzustellen, erst Anfang 1920 so etwas wie eine «Argumentationskette» zugrunde legte – abgekupfert aus Eckarts Hetzschriften, die den Dichter seit 1919 auch in der Welt der Politik bekannt gemacht hatten.⁶² Überhaupt kann Eckart wohl die intellektuelle Urheberschaft für fast alle politischen Vorstellungen beanspruchen, die Hitler bis Mitte der zwanziger Jahre entwickelt hat.

Was sich Hitler und Eckart bedeuteten, wie eng sie sich verschworen hatten, kann man auch daran sehen, wie sie einander zu schützen suchten. So erklärte Eckart im Sommer 1922 in einer Versammlung, er würde «allein noch den Revolver ziehen», um Hitler gegen jeden polizeilichen Zugriff zu verteidigen.⁶³ Und als Eckart Anfang 1923 von der Reichsanwaltschaft wegen Beleidigung des Reichspräsidenten zur Rechenschaft gezogen werden sollte, wurde umgekehrt Hitler sofort beim bayerischen Ministerpräsidenten Knilling mit der schriftlichen Forderung vorstellig, «den Haftbefehl zu inhibieren, da andernfalls die Kampforganisation Widerstand gegen die Verhaftung leisten würde»⁶⁴.

Das eigentlich Aussergewöhnliche ihrer Beziehung indessen dürfte in den Augen beider darin gelegen haben, dass sie hier das Politische mit dem für sie psychologisch Wichtigen verbinden konnten. Für Eckart wie Hitler war die Politik das ideale Medium einer eigentlich *künstlerisch* gedachten Selbstverwirklichung, weshalb der Traum vom engverbundenen Künstlerpaar auf Seiten Hitlers durch die Freundschaft mit Eckart noch einmal Gestalt gewonnen haben mag. Als das Schauspielhaus in Berlin nach den Revolutionswirren Eckarts ‚Peer Gynt‘ wieder aufführte, nahm Eckart seinen neuen Freund natürlich mit in die Reichshauptstadt.⁶⁵ Er schwärmte Hitler auch von der wunderbaren Atmosphäre in Bayreuth vor, die er einst als Kritiker genossen hatte.⁶⁶ Theater und Oper werden deshalb ebenfalls einen festen Platz in ihrer Freundschaft eingenommen haben. Immer wieder machte Eckart Hitler mit verschiedenen Persönlichkeiten aus dem kulturellen Leben bekannt; so etwa im Jahre 1920 mit dem vormaligen Generalintendanten der Königlichen

Hofbühnen in München, Clemens von Franckenstein, der damals in der berühmten Lenbachvilla wohnte. Hitler habe sich, so ein bissiger Beobachter, durch die Einladung «ebenso beglückt wie gehemmt» gefühlt und für diesen Besuch «mit Reitgamaschen, Reitpeitsche, Schäferhund und Schlapphut ausgestattet». Die «liebenswertig-kühlen Zwischenbemerkungen des Hausherrn» habe er dankbar aufgegriffen, schliesslich aber die Unterhaltung «durchweg allein» bestritten und dabei «wie ein Divisionspfarrer» gepredigt.⁶⁷ Leider wird uns nicht mitgeteilt, was der genaue Gegenstand der Unterhaltung gewesen ist; aber erkennbar ist doch, wie bemüht der junge Politstar war, nicht allein im Bierkeller, sondern auch in höheren Kreisen Eindruck zu schinden.

Offensichtlich musste Hitler damals sein Profil noch schärfen, zumindest legen das einige zeitgenössische Berichte nahe. Der Freikorpsführer Gerhard Rossbach beispielsweise kannte Hitler «aus dieser Zeit so: weich, mit dem Willen zur Härte, halbgebildet, mit dem Wunsche, universell zu sein, ein Bohemien, der Soldat werden musste, wenn er wirklichen Soldaten imponieren wollte. Ein Mann, misstrauisch gegen sich selbst und seine Möglichkeiten, deshalb voller Minderwertigkeitskomplexe all denen gegenüber, die schon etwas waren oder auf dem Wege waren, ihn zu überflügeln. Devot und unsicher, dabei oft grob, wo er ein Gefühl der Begrenzung hatte.»⁶⁸ Wenn diese Beschreibung zutrifft, dann gab es für Hitler tatsächlich einiges zu lernen und einzuüben. Zwar hatte er sich schon von Röhm vieles abgucken können, aber souverän war er noch nicht.

Das zeigt etwa auch seine Begegnung mit dem Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes, Class, im Dezember 1920 in Berlin. Von ihr wird berichtet, Hitler habe sich dem nationalistischen Politiker als treuer Schüler zu erkennen gegeben und ihm sogar die Hände geküsst; er habe dabei reichlich «schmierig» und aufdringlich gewirkt.⁶⁹ Class selbst schreibt in seinen Erinnerungen: «Dieser Mann war ein politischer Wildling, der das Bedürfnis hatte, die Überzeugungskraft dessen, was er vorbrachte, auch dem einzelnen gegenüber durch die Wucht seiner Stimme und durch Arm- oder Handbewegungen nachdrücklicher zu machen.»

Nach einer Viertelstunde sei ihm klar gewesen, «dass ich es mit einem ausgesprochenen Hysteriker zu tun hatte». Aber Class sah auch, dass hier «ein Mensch [stand], der im politischen Leben unseres Volkes etwas ganz Neues war», jemand, der schon durch den «unbedingte [n] Glaube [n] an sich selbst und an die Überzeugungskraft seiner Person» aus der Rolle eines normalen Parteiführers fiel.⁷⁰

Hitler lernte schnell, Schwächen zu überdecken und das Bild eines versierten Politikers zu geben, so dass ihm Eckart als Mentor und Souffleur schon im Lauf des Jahres 1922 entbehrlich wurde. Nun wollte er auf eigenen Beinen stehen, und das gelang ihm auch. Als der Herausgeber der ‚Deutschen Rundschau‘, Rudolf Pechel, im Herbst 1922 nach mehrmonatiger Abwesenheit wieder nach München zurückkehrte, wurde ihm von allen Seiten erzählt, dass Hitler «größenwahnsinnig» geworden sei.⁷¹ Auch aussenstehende Beobachter der politischen Landschaft nahmen Veränderungen an Hitler wahr, zum Beispiel der britische Generalkonsul in München, William Seeds, der ihn noch im Mai 1922 als unbedeutend abgetan hatte. Im November dagegen schrieb er nach London, Hitlers Rolle gehe inzwischen über die eines «skurrilen und ziemlich komischen Agitators» weit hinaus, viele sähen in ihm bereits einen deutschen Mussolini, und seine Popularität übersteige seit einiger Zeit sogar die des legendären Generals von Ludendorff.⁷² Im Zuge dieses – objektiven wie subjektiven – Bedeutungszuwachses,⁷³ der ihm das Gefühl gab, von einer ganzen Zeitströmung getragen und beflügelt zu werden, scheint Hitler sich von Eckart gelöst zu haben. Er war ein agiler Schauspieler auf der politischen Bühne geworden, berechnend und mit vielen verschiedenen Gesichtern. Er konnte seine Affekte kontrollieren, ja gezielt einsetzen, und seine Verbindungen zum politischen Establishment waren gut genug⁷⁴ – er brauchte Eckarts Hilfe nicht mehr.

Eine gewisse Anhänglichkeit gegenüber der Person, der er seinen Erfolg zu einem wesentlichen Teil zu verdanken hatte, blieb dennoch. Und so wurde es ein Abschied auf Raten, mit etlichen Eifersuchtsszenen und wechselseitigen Kränkungen. Den Anfang machte wohl Eckart, als er

auf Hitlers Distanznahme mit einem demonstrativen Flirt antwortete, und zwar mit einer rund dreissig Jahre jüngeren Frau, wohl wissend, wie sehr das Hitler verärgern, ja verletzen musste.⁷⁵ Doch Hitler zeigte dies, so scheint es, zunächst nicht. Erst einmal half er dem von den Justizbehörden verfolgten Freund beim Versteckspiel in der Bergwelt von Berchtesgaden, wo er ihn im April 1923 nach beschwerlichem Fussmarsch sogar persönlich aufsuchte. Offensichtlich sorgte sich Hitler um den Flüchtigen, der denn auch seinerseits «ganz gerührt» über den unerwarteten Besuch war. Von einer Trübung des Verhältnisses konnte zu diesem Zeitpunkt noch keine Rede sein.⁷⁶

Das änderte sich im Mai 1923, wie Ernst Hanfstaengl später dem amerikanischen Geheimdienst erzählte.⁷⁷ Als Hanfstaengl Anfang Juni 1923 Hitler und Eckart in den Berchtesgadener Bergen besuchte, habe sich Eckart in einem Vieraugengespräch bitter über Hitler beklagt, der sich nichts mehr sagen lasse und auf dem besten Weg sei, grössenwahnsinnig zu werden. Besonders empört habe sich Eckart über «Hitlers Exhibitionismus» gezeigt: Er scharwenzele den ganzen Tag mit der Peitsche in der Hand um die Pensionswirtin Frau Büchner herum und rede unentwegt auf die «dumme Kuh» ein. Bei seinem Imponiergehabe versteige er sich dermassen, dass er sich bereits mit Jesus Christus vergleiche. Am nächsten Tag, als er eine Bergtour mit Hitler unternahm, musste sich Hanfstaengl dann dessen Lamento über Eckart anhören: Der sei ein «seniler Schwächling» geworden, der sich auf seine alten Tage in ein dreissig Jahre jüngeres Mädchen, in «dieses Annerl», verliebt habe. Eckart sei unentschlossen und wisse nicht, was er wolle. Schopenhauer habe einen «ungläubigen Thomas» aus ihm gemacht, der sich nur noch nach einem «Nirwana» sehne. Immer wieder habe Hitler Eckart als alten Dummkopf beschimpft, wobei sein besonderer Zorn dessen Zuneigung zu dem jungen Mädchen gegolten habe.

Im Lauf des Frühjahres 1923 trennten sich die Wege von Eckart und Hitler endgültig.⁷⁸ Die Parteipolitik hatte Eckart danach gründlich «satt», aber an «seinen Adolf» glaubte er nach wie vor, allen Auseinandersetzungen zum Trotz: «Ob Du's glaubst oder nicht», soll er noch kurz vor

seinem Tod im Dezember 1923 einem Freund erklärt haben, «Hitler ist der kommende Mann.»⁷⁹ Sein letztes Werk war ein «Zwiegespräch zwischen Adolf Hitler und mir»⁸⁰ – das Bemühen des Dichters, seiner Beziehung zu Hitler ein literarisches Denkmal zu setzen. Die Widmung, in der Hitler 1925 Eckart am Ende von ‚Mein Kampf‘ «als der Besten einer» gerühmt hat, zeigt, dass auch er seinem ehemaligen Gefährten immer noch anhing. Ähnlich offenbart das eine Bemerkung, die er im selben Jahr nach dem Besuch des Goethe-Hauses in Weimar machte: «Wiszen’s, der Dietrich Eckart hat Gedichte geschrieben, so schön wie Goethe.»⁸¹

Ernst Hanfstaengl

Im März 1923 fiel im Kreis um Hitler auf, wie vertraut dieser plötzlich mit einem gewissen Ernst Hanfstaengl umging, der bis dahin nur als eine Art nützlicher «Gesellschaftssekretär» im Cafe-Tross des Parteiführers wahrgenommen worden war. Mittlerweile war Hanfstaengl offenkundig zu Hitlers Duzbruder avanciert.⁸²

Einen Namen jedoch hat Hanfstaengl sich erst einige Jahre später als Auslandspressechef des «Führers» gemacht, eine Karriere, von der an anderer Stelle noch die Rede sein wird. Hier sei nur erwähnt, dass ein früherer Mitarbeiter von Goebbels in ihm jemanden sah, «der den Mut hatte, ein Original zu sein und es in Hitlers Umgebung zu bleiben». Und: «Hitler hing irgendwie an diesem Hanfstaengl, das ist sicher.»⁸³

Über den Lebensweg des 1887 geborenen Sohns einer angesehenen Münchner Kunsthändler-Familie wissen wir nicht allzuviel. Einige seiner Stationen allerdings sind doch dokumentiert: Von 1905 bis 1909 war Hanfstaengl in Harvard, obwohl er es zuvor am Königlichen Wilhelmgymnasium in München in acht Jahren nur bis zur mittleren Reife gebracht hatte.⁸⁴ Der Studienaufenthalt in Amerika war wohl in erster Linie eine Flucht vor diesen schulischen Problemen, deren Hintergründe wir nicht kennen. Auch wurde er in Harvard, wo er nach eigenen Angaben

«unter anderem Psychologie, Deutsche und Englische Literatur, ferner Kunst- und Musikgeschichte studierte», nur als «special Student» zugelassen. Ein Kommilitone hat später berichtet, dass Hanfstaengl sich damals zwar immer den «richtigen Leuten» zugesellt, es aber dennoch nie geschafft habe, in einen der exklusiven «final clubs» der Universität aufgenommen zu werden». 1909 kehrte er nach München zurück, um dort seinen Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger abzuleisten und anschließend, im Spätsommer 1910, wieder zu Studienzwecken ins Ausland zu gehen, nach Wien, Grenoble, London, Paris und Rom. Ende 1911 übernahm er die Leitung des Hanfstaengl-Kunstsalons in New York, wo es ihm gelang, «unsere Verkaufsräume zum Treffpunkt zahlreicher bekannter Künstler und Kunstenthusiasten [...] zu machen». Bis zum Ersten Weltkrieg fühlte er sich hier erklärermassen sehr wohl. Was die Manhattaner Kreise, in denen er sich bewegte, verband, war die Verachtung der «angelsächsischen Moralheuchelei», der «puritanischen Scheinmoral»⁸⁶, womit – positiv gewendet – eine Art Libertinismus gemeint war. Das zeigt beispielsweise Hanfstaengls Freundschaft mit dem Literaten und Lebenskünstler Hanns Heinz Ewers.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat Hanfstaengl versucht, den hohen Stellenwert dieser Beziehung herunterzuspielen.⁸⁷ Doch Ewers' zweite Ehefrau widersprach ihm energisch, wie ein empörter Brief von ihr zeigt: «Über die langjährige Freundschaft, die zwischen dir und HHE [Hanns Heinz Ewers] bestand, weiss ich so gut wie du Bescheid. Wenn du heute diese Freundschaft leugnest, machst du dich damit zum Heuchler und Falschspieler. Ich habe dich durch HHE im Jahre 1919 in New York City kennengelernt. Schon damals herrschten ausgesprochen freundschaftliche Beziehungen zwischen euch. Später, in Deutschland, warst du unzählige Male Gast in unserem Hause, Jahre hindurch sind wir eng miteinander verbunden gewesen [...], denn HHE war dein Freund!»⁸⁸ Hanfstaengl gab denn auch der «lieben Josephine» zu, dass er in Ewers zweifellos «einen herzwarmen, patriotisch empfindenden, mutigen Deutschen Menschen und eine echte Künstlernatur» zum Freund hatte

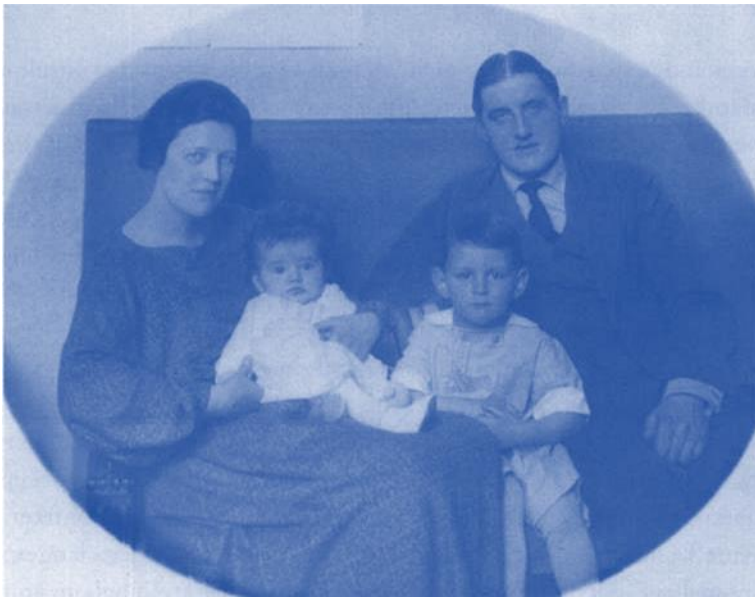
und sich durchaus «zu ihm hingezogen fühlte».⁸⁹ Wie auch immer, für unsere Zwecke lohnt es sich, einen genaueren Blick auf diesen engen Freund Hanfstaengls aus der Amerika-Zeit zu werfen.⁹⁰

Durch unkonventionelle literarische Schöpfungen wie sein Kultbuch ‚Alraune‘ und einen ebenso unkonventionellen Lebenswandel hatte Ewers es zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits zu einiger Berühmtheit gebracht. Er war mit Künstlern, Politikern und Okkultisten befreundet und bewegte sich in Homosexuellenkreisen. Er stand im Ruf eines extravaganten Snobs, den es immer wieder in ferne Länder zog und der Absinth und Meskalin brauchte, um produktiv zu bleiben. Sein Drama ‚Enterbt‘ setzt sich in einer Weise mit den Sorgen, Nöten und Anfechtungen Homosexueller auseinander, die in ihrer Offenheit damals in Deutschland noch ihresgleichen suchte. Überhaupt galt Ewers schon vor dem Ersten Weltkrieg als Meister in der Behandlung heikler Stoffe.

1914 ging er nach New York und führte ein ausschweifendes Leben; in dem Milieu, in dem Ewers’ Freundeskreis sich bewegte, spielten Sex und Rauschmittel eine grosse Rolle. Ewers hat diese Zeit in seinem Roman ‚Vampir‘ (1919) geschildert, der für die einen eine amoralische «Wildnis sexualpathologischer Sumpfpfade» darstellte, für die anderen «eine göttliche Komödie und ein Satyrspiel zugleich».⁹¹ In dem dort gezeichneten High-Society-Milieu war der junge Hanfstaengl zu Hause.⁹²

Hinzu kommt, dass Hanns Heinz Ewers, wie gesagt, in erotischer und sexueller Hinsicht besonders Männern zugetan war – trotz zweier (nicht zuletzt deshalb gescheiterter) Ehen und verschiedener Frauenbekanntschaften. Das wirft unweigerlich ein Licht auf seine langjährige Verbindung mit «PH», wie er «Putzi» Hanfstaengl zu nennen pflegte. Gut möglich, dass es nicht bloss Freundschaft war, sondern so etwas wie Seelenverwandtschaft und das gemeinsame Verlangen nach homoerotischen Erfahrungen, das die beiden extremen Persönlichkeiten verband. Und für das Ausleben dieses Verlangens erwies sich das liberale New York des frühen 20. Jahrhunderts als ein ausgesprochen geeigneter Ort.⁹³

Es war übrigens Ewers, der dem mit 33 Jahren immer noch unverhei-



Hitlers «Stimmungsmacher» in München: der auf dem Bild etwa 36jährige Verlegersohn Ernst Hanfstaengl mit seiner Familie.

rateten Freund 1920 eine Frau «vermittelte»: Helene Niemeyer, die Tochter eines deutsch-amerikanischen Geschäftsmannes. Das unerwartete Interesse der jungen Frau habe ihn vor dem Absturz bewahrt, schrieb Hanfstaengl damals seiner Mutter.⁹⁴ Von heute auf morgen entschlossen sie sich zu heiraten. Über seine Ehefrau, mit der er immerhin fast 16 Jahre zusammen war, hat sich Hanfstaengl trotzdem so gut wie gar nicht geäußert, und wenn, dann alles andere als liebevoll. Von einem intakten Liebesleben der Eheleute Hanfstaengl könne keine Rede sein, sagt der gemeinsame Sohn Egon heute, und er fügt hinzu, dass sich die Mutter bereits sehr früh mit Scheidungsgedanken trug.⁹⁵

Im Sommer 1921 kehrten Hanfstaengl und seine Frau mit ihrem sechs Monate alten Sohn Egon nach Deutschland zurück und suchten in München Fuss zu fassen, was sich schwieriger gestaltete als gedacht. Hanfstaengls Bruder Edgar weigerte sich hartnäckig, ihn als Teilhaber des Familienunternehmens zu akzeptieren. Überhaupt verstanden sich die Brü-

der nicht, denn Edgar hielt Ernst für unselbständig und vollkommen unfähig. So sah sich dieser nach anderen beruflichen Möglichkeiten um und verlegte sich zeitweilig auf die Schriftstellerei, dachte auch an die Produktion von Spielfilmen und arbeitete mit alten und neuen Freunden an Drehbüchern. Nebenbei besuchte er Geschichtsseminare an der Münchner Universität, wo er sich im Oktober 1921 als ordentlicher Student eingeschrieben hatte. Mit den devisenstarken Rücklagen aus seiner Amerika-Zeit konnte er sich ganz gut über Wasser halten.

Politisch ambitioniert war Hanfstaengl bis 1922 nicht. «Ich war ja ein Künstler», schrieb er ein Jahrzehnt später, «ein Musiker oder Schriftsteller, aber, Gott weiss, kein Politiker.»⁹⁶ Plötzlich verfiel er dann doch der Politik, oder genauer: einem bestimmten Politiker. Kurt Lüdecke will den hochgewachsenen Mann mit dem langen, schmalen Gesicht im November 1922 Hitler vorgestellt haben, und zwar in der Absicht, das bei Hanfstaengl vermutete Vermögen der «Bewegung» zuzuführen.⁹⁷ Hanfstaengl verstand es, Hitler in kürzester Zeit so für sich einzunehmen, dass er dessen ganzes Vertrauen gewann. Schon bald sahen viele NS DAP-Mitglieder in Hanfstaengl eine Art «Kamarilla».⁹⁸ «Im Jahre 1923», schrieb die «Münchener Post» einige Jahre später, «war es [ein] offenes Geheimnis, dass niemand so sehr das Ohr Hitlers besass als E. Hanfstängl.»⁹⁹ Allein mit gemeinsamen politischen Interessen kann diese bemerkenswert rasche Annäherung kaum erklärt werden.

An Hitler fand Hanfstaengl «die auffällige Leuchtkraft seiner Augen» faszinierend, «seine eher zarten Hände und seine Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck». Bei öffentlichen Auftritten erlebte er ihn als «einen Mann mit ungeheurer psychischer Energie», der mit der «Glut» seiner Sprache unglaubliche «Anziehungskraft» ausübte. Aber auch im privaten Umgang hatte Hitler «etwas Gewinnendes an sich, eine Unmittelbarkeit», die Hanfstaengl sehr zusagte. Hitler sei «keineswegs eitel» gewesen, vielmehr war er «freundlich, anspruchslos und trat bescheiden und seiner selbst nicht ganz sicher auf».

Das liess Hanfstaengl den nötigen Raum, sich als schillernde Erschei-

nung in Szene zu setzen, und schon bald mochte Hitler den etwas aus der Art geschlagenen Grossbürgersohn nicht mehr missen. Hanfstaengl spielte eine besondere Rolle für ihn: «Ich hänselte ihn gern», so Hanfstaengl später, «und ich war wohl der einzige in seiner Nähe, von dem er sich ein gewisses Mass an Neckerei gefallen liess.»¹⁰⁰ Was anderen bei Hanfstaengl geckenhaft und verschroben vorkam,¹⁰¹ hat Hitler offenbar gerade angesprochen. In ihm, so schrieb er im April 1925, lernte er «einen Mann kennen, dessen Fanatismus sich teilt in Liebe zur Bewegung und in Hass gegen die Feinde derselben». Und Hitler setzte hinzu: «Mir persönlich war er zum Freund geworden.»¹⁰²

Spätestens ab Januar 1923 war Hitler regelmässig zu Besuch in Hanfstaengls kleiner Wohnung in der Gentzstrasse am Rande von Schwabing. Die beiden Männer sahen sich nun fast täglich, und ihr gemeinsames Interesse für Kunst, Musik und Geschichte liess ihnen die Zeit nie lang werden. Gern beschäftigte sich Hitler auch mit dem kleinen Sohn Egon, und bisweilen mag er sich gar als Teil der jungen Familie gefühlt haben. Auch Helene Hanfstaengl mochte ihn, ja schwärmte noch Jahrzehnte später von der «expressiven vibrierenden Qualität»¹⁰³ seiner Stimme. Deren «ungeheure Kraft» hatte es auch ihrem Mann angetan, der von den einzigartigen «Klangeffekten» regelrecht berührt war.

Bisweilen trafen sich Hanfstaengl und Hitler aber auch in dessen Privatquartier in der Thierschstrasse oder verbrachten die Abende im Kino. Als «Stimmungswecker» durfte Hanfstaengl Hitler 1922/23 immer wieder auf solchen «Besuchsfahrten» begleiten, etwa an den Starnberger See oder nach Berchtesgaden, nach Neuschwanstein, Murnau oder Berlin. Und er tat dergleichen gern, denn Hitler war ihm «ein ungewöhnlich unterhaltsamer Reisegefährte», ja, er «konnte bezaubernd sein und [...] grosse Gedanken entwickeln». Oft habe er auch «schauspielerische Meisterschaft» bewiesen, besonders wenn er andere Personen «kabarettreif» imitierte, so dass Hanfstaengl aus dem Lachen nicht mehr herauskam.

Mehr als alles andere aber liebte Hitler es, wenn Hanfstaengl mit seinem «ziemlich aufbrausenden Temperament» das etwas «wackelige Pia-

no» im möblierten Zimmer in der Thierschstrasse «emphatisch» traktierte, «mit Lisztschem fioturi und schönem romantischen Schwung». Und «Hitler schrie fast vor Begeisterung: ‚Ja, Hanfstaengl! [...] Wunderbar!‘»¹⁰⁴ Seine grössten Erfolge erzielte Hanfstaengl bei Hitler natürlich mit «Wagnermusik», namentlich mit dem «Meistersingervorspiel» oder dem «Liebestod» aus Pristan und Isoldes «Das war es!» sagte er später. Daraus «muss ich ihm Hunderte von Malen vorgespielt haben, und er bekam niemals zuviel davon»: Es «tat ihm körperlich wohl», so wohl, dass er «vor Vergnügen gluckste».¹⁰⁵ Hanfstaengl brachte mit seiner Darbietung offensichtlich die ersehnte «Entspannung». Deshalb «nötigte er mich in der Folge immer wieder telefonisch ans Klavier». Und «obschon mir sein selbstherrliches Verfügen über meine Zeit nicht zusagte, machte ich mich doch auf den Weg in die Thierschstrasse».¹⁰⁶

Wurden hier, auf gleichsam kompensatorischem Weg über die Musik, sinnliche Bedürfnisse befriedigt?¹⁰⁷ Seinem Sohn Egon, Hitlers Patenkind, hat Hanfstaengl später erzählt, dass Hitler für ihn ein sexuell ungemein attraktives «Viech» gewesen sei.¹⁰⁸ Die sexuelle Komponente mag bei dem einen im Reden, bei dem anderen im Klavierspielen durchbrochen sein, suchte sich jedenfalls so oder so ihr Medium. Hanfstaengl selbst hat dies klar gesehen: «Das ganze Gewebe der Leitmotive, der musikalischen Ausschmückungen, Kontrapunkte und Kontraste, spiegelte sich in der Anlage seiner Reden genau wider; sie waren wie Symphonien aufgebaut und endeten in einem gewaltigen Ausbruch ähnlich dem Schall Wagnerscher Posaunen.»¹⁰⁹ Noch Jahrzehnte später nutzte Hanfstaengl die Klaviersymbolik dazu, sich andeutungsweise über Hitlers Sexualität zu äussern.¹¹⁰

Dies alles zeigt, dass politische Fragen für die Beziehung von Hanfstaengl und Hitler zunächst sekundär waren, wenn auch nie ganz unwichtig. Mit seinem ‚Hitler-Liederbuch‘ beispielsweise wollte Hanfstaengl 1923/24 durchaus einen eigenen Beitrag zur völkischen Propaganda leisten – was Hitler geschmeichelt haben dürfte.

Sämtliche Klischees der damaligen Hitler-Rhetorik sind hier versammelt, von der Verschwörung des Judentums «zu Deutschlands Untergang» bis zur «Wiederauferstehung» des Reiches im Zeichen des Hakenkreuzes. Die Liedtexte strotzen nur so von rassistischen Ausfällen, und natürlich war es, so Hanfstaengl, allein «die Hitler-Medizin», die Deutschland «retten» konnte.¹¹¹ Keine Frage, der Bürgersohn, der lange im Land der Freiheit gelebt hatte, war binnen kurzem ein echter Nationalsozialist geworden. Mit schmissigen Liedern empfahl er Hitler nicht nur dem «gemeinen Volk», sondern auch dem gehobenen Münchner Bildungsbürgertum. Sogar im Seminar des Historikers Hermann Oncken soll Hanfstaengl damals als Führungsmitglied der NS-Studentengruppe «eifrige und wirkungsvolle Propaganda» für Hitler betrieben haben.¹¹²

Umgekehrt schloss die Beziehung zwischen Hitler und Hanfstaengl, obwohl vor allem homophiler Natur, keineswegs aus, dass letzterer sich von ihr auch berufliche Vorteile versprach und «davon überzeugt war, dass seine [Hitlers] genialen Gaben ihn an die Spitze bringen würden»¹¹³. In der gegnerischen Presse wurde Hanfstaengl damals bereits als Hitlers «Haus-Aussenminister» gehandelt.¹¹⁴ Diesen Posten glaubte aber auch Alfred Rosenberg für sich reserviert, so dass personelle Konflikte vorprogrammiert waren.

Überdies störte Hanfstaengl, dass die Aktivitäten seines Freundes immer «in eine Atmosphäre von Verschwörung und Intrige gehüllt» blieben – mit Konsequenzen auch für ihre Beziehung: «Hitler [...] führte eine halbdunkle Existenz; man wusste eigentlich nie genau, wo er steckte. Er war im Grunde ein Bohemien, der nirgends fest verwurzelt war.»¹¹⁵ Hitlers Gefolgsleute in der NSDAP-Führung kritisierten ihren Chef in ganz ähnlicher Weise: «Wir vermissen bei Ihnen etwas das Bedürfnis nach einem engeren Kontakt mit Ihren Mitarbeitern und den Männern, die sonst in der gleichen Richtung arbeiten.» Hitler sei zu wenig erreichbar und habe keine Zeit für wichtige Parteidinge; offenbar übertreibe er das «Ausspannen in Künstlerkreisen und im Kreise schöner Frauen» und gebe so zu parteischädigenden «Gerüchten Anlass».¹¹⁶ Auch seine Vermieterin Frau Reichert bezeichnete Hanfstaengl gegenüber Hitler als ei-

nen «richtiggehenden Bohemien»¹¹⁷. All das klingt nach einer Art Doppelleben, das nicht einmal enge Freunde durchschauten. Warum war Hitler hier so sehr auf Geheimnistuerei bedacht? Was steckte dahinter?

Geheimdossiers

Die sechs Bände umfassenden Hitler-Dossiers der Münchner Polizei aus den zwanziger Jahren hätten uns bestimmt eine Antwort liefern können. Doch Hitler liess sie unmittelbar nach seinem Amtsantritt als Reichskanzler beschlagnehmen.¹¹⁸ Immerhin: Ein kleiner Ersatz für diesen unwiederbringlichen Verlust könnte sein, was uns durch Eugen Dollmann über geheime Papiere aus dem Privatsafe des Reichswehrgenerals Otto von Lossow überliefert ist.¹¹⁹

Es war auf dem Weihnachtsfest 1923 im Bayerischen Kriegsministerium. Zu der Feier hatte Lossow auch den jungen Geschichtsstudenten Dollmann eingeladen, dessen Mutter eine alte Bekannte des Befehlshabers war, und ihn nach dem Abendessen zusammen mit einigen anderen Männern zu einer Aussprache in sein Arbeitszimmer gebeten, um über den gescheiterten Putschisten Hitler zu befinden und seinen energischen Widerstand gegen dessen Aktion zu rechtfertigen. Nach Dollmanns Aufzeichnungen soll Lossow bei dieser Gelegenheit wörtlich folgendes gesagt haben: «Seit der Niederschlagung des Putsches erhalte ich ständig Drohbriefe von alten und jungen Nazis, und meine Offiziere werden beschimpft und bespuckt, wo immer sie sich zeigen. Aber es wird mir und ihnen nichts passieren, zum Glück habe ich in China und in der Türkei gelernt, wie man sich gegenüber bösen Worten und Nötigungen aus Braunau verhalten soll. Seit dem 9. November wissen Hitler und seine Anhänger genau, dass jedes Attentat auf mich oder meine Offiziere einen europäischen Skandal bewirken würde.¹²⁰ Ich habe immer noch gute Freunde in der Welt, und dieses Spiel würde Adolf verlieren, so wie am 9. November.» Und damit, so Dollmann weiter, «zog der General aus einer Schreibtischschublade eine Polizei-Akte hervor, in der Geheimbe-

richte und Zeugenaussagen über das Privatleben des Herrn Adolf Hitler gesammelt waren; und zwar von der Zeit ab, da Hitler nach dem Krieg wieder in München auftauchte – alle vom Sittenamt bzw. vom Polizeipräsidium in der Ettstrasse.» Jeder der Anwesenden habe sofort verstanden, «welch eine gefährliche Waffe Otto von Lossow sich da in den Jahren seiner grössten Macht in München zurechtgeschmiedet hatte». Mit schneidender Stimme habe der General dann aus einigen Vernehmungprotokollen vorgelesen:

«Ich, Michael, 18 Jahre alt, traf am Abend des ... 19. Dezember ... in der Rosenheimer Landstrasse einen Mann jüngeren Aussehens, der mich einlud, mit ihm zu essen und – gegen Bezahlung – mit ihm die Nacht zu verbringen. Seit Monaten arbeitslos und weil auch meine Mutter und meine Brüder Hunger litten, begleitete ich den Herrn zu sich nach Hause. Am Morgen ging ich fort.’ Gezeichnet: Michael... – Ein anderer: ‚Mir, Joseph, näherte sich beim Spazierengehen ein Mann, mit dem ich ins Kino gegangen bin, und dann wollte er mich mit auf sein Zimmer nehmen, nachdem er mir auch noch Essen und Zigaretten gegeben hatte. Weil ich ihm sagte, dass ich als Jüngling begeisterter Soldat war und gerne Unteroffizier geworden wäre, erzählte er mir stundenlang von einem neuen deutschen Heer und forderte mich auf, unter meinen Kameraden Propaganda für einen von ihm begründeten neuen militärischen Verband zu machen. Er sprach sehr viel, aber wollte nicht, dass ich in seinem Zimmer rauchte. Ich verbrachte die ganze Nacht mit ihm und ...’ Gezeichnet: Joseph ..., 22 Jahre alt. – Weiter: ‚Ich, Franz ..., Lehrling, habe in einem Café in der Nähe der Universität die Bekanntschaft eines Herrn gemacht, der in österreichischem Dialekt sprach und der mir viel über Wien erzählte. Als er merkte, dass ich mich für seine Ausführungen interessierte, ging er dazu über, mir die Notwendigkeit einer Wiedervereinigung von Deutschland und Österreich zu erklären. Er fragte mich, ob ich bereit wäre, mein Schaffen

diesem Ziel zu widmen. Er wollte mir dann noch entsprechende Bücher und Zeitschriften besorgen, deswegen sind wir zu ihm nach Hause gegangen. Und da es schon spät war und keine Tram mehr fuhr, lud er mich ein, bei ihm zu bleiben, und ich nahm an ... Der Herr heisst Adolf Hitler; er trug einen hellen Gabardinemantel, und eines seiner Charakteristika ist eine Haarsträhne, die ihm immer in die Stirn fiel.' Gezeichnet: Franz...»

Lossow habe noch weitere junge Männer zitiert, die übereinstimmend ausgesagt hätten, von einem gewissen Adolf Hitler in kleinen Gaststätten und Wirtshäusern rund um München zum Essen eingeladen worden zu sein. Er habe mit ihnen über Politik sprechen wollen und gesagt, dass ihnen, den Jugendlichen, Deutschland und die Welt gehöre. Über solchen Unterhaltungen sei es dann Nacht geworden, «und diese jungen Männer der Nachkriegszeit, auf die zuhause nur Hunger und Not wartete, waren dann bereit, an der Seite von Adolf Hitler zu schlafen, dem guten Freund, der nicht müde wurde, ihnen Hilfe zu versprechen».

Lossow, so Dollmann weiter, habe das Vorlesen aus den Polizeiakten mit folgender Erklärung beendet: «Durch zuverlässige Mittelsmänner habe er dafür gesorgt, dass Hitler darüber im Bilde ist, dass dieses [belastende] Material [über ihn] bereits ins Ausland verbracht sei. Falls er, Lossow, oder seine Offiziere [von den Nazis] angegriffen werden sollten, würden diese Dokumente von der internationalen Presse sofort veröffentlicht. Ausserdem riet er den Anwesenden dringend, in ihrem eigenen Interesse über das Mitgeteilte zu schweigen.» Tatsächlich lebte Lossow bis zu seinem Tod im Jahre 1938 ungestört in München-Schwabing und am Starnberger See, während zum Beispiel einer seiner politischen Freunde, der bayerische Staatskommissar von Kahr, im Juli 1934 im Zuge der Röhmer Morde liquidiert wurde.

Diese Schonung ist in der Tat auffällig, denn Hitlers Hass auf den «Verräter» Lossow ist vielfach belegt.¹²¹ Es wäre also nur konsequent gewesen, an dem General im Juni 1934 ebenso Rache zu nehmen wie an

Kahr. Auch die enge Verbindung von Dollmann und Lossow wird durch Unterlagen im Dollmann-Nachlass bestätigt.¹²² Kurzum, es gibt keinen triftigen Grund, an der Existenz des Hitler-Dossiers zu zweifeln: Lossow hat sich in den Besitz der kompromittierenden Unterlagen gebracht, weil er sich davon einen Nutzen versprach. Auch andere Schriftstücke aus staatlichen Akten, die sich bis heute im Familienarchiv der Lossows befinden, stützen diese Auffassung. Tatsächlich hatte der Reichwehrgeneral um so mehr Grund, sich mit Umsicht abzusichern, als er sich mit Hitler auch bei dem Hochverratsprozess in bemerkenswert mutiger Weise angelegt hatte.

«Die Zeit, in der kein Mensch mich gekannt hat, war für mich die schönste Zeit», hat Hitler später einmal in nächtlicher Runde gesagt. «Alle haben mich für irgend etwas gehalten, nur nicht für Hitler.» Und: «Es existierte von mir kein Bild. Wer mich nicht kannte, konnte nicht wissen, wie ich aussehe.»¹²³ Erst ab 1923 stieg Hitlers Bekanntheitsgrad in München so, dass er sich Kontaktabbahnungen, wie sie die Münchner Polizei dokumentiert hatte, nicht mehr leisten konnte. Die zitierten Protokolle werden sich daher vorwiegend auf die Jahre 1920 bis 1922 bezogen haben. Das heisst aber nicht, dass Hitler keine neuen Verbindungen mehr gesucht hätte. Wir können lediglich nicht sagen, wie sich sein Sexualleben unter den Bedingungen des politischen Aufstiegs gestaltete.

Unbedingt beachtenswert ist, was der Schriftsteller Peter Martin Lampel in seinen unveröffentlichten Memoiren «Niemandes Knecht' über den privaten Hitler jener Jahre gesagt hat:¹²⁴ nämlich, dass über Hitlers Homosexualität «manches uns alten Freikorpsleuten schon von München her nicht fremd [war]», zum Beispiel die Liaison mit dem jungen Edmund Heines, der nach seiner Ermordung im Jahre 1934 von der Gobbels-Propaganda wie Röhm als «verderbter Homosexueller» gebrandmarkt wurde. «Deshalb wunderte ich mich gar nicht», fährt Lampel fort, als der mit ihm gut befreundete Magnus Hirschfeld später «vertraulich von dem Besitz zweier Originalprotokolle sprach, die er besonders gut

verwahrt habe und die die Aussagen zweier Siebzehn- oder Achtzehnjähriger aus [der] Gründungszeit der SA, einschliesslich der Fotografien dieser beiden jungen Leute, enthielten; Hirschfeld nannte mir auch die darin beschriebenen Details. [...] Mit diesen Protokollen war Hitler einwandfrei festgelegt, im allerpersönlichsten Sinne.» Hirschfeld soll sie «durch einen Sonderkurier» nach Moskau geschickt haben. Lampel war von der Richtigkeit der Hirschfeldschen Angaben «absolut überzeugt» und glaubte zu Beginn der fünfziger Jahre, «dass hinreichend Zeugen dafür auch heute noch leben».¹²⁵

So wird durchaus erklärlich, warum Hitler, wie Hanfstaengl schreibt, die «verschiedenen Gruppen seiner Bekannten [...] voneinander wie in wasserdichten Abteilungen getrennt [hielt]. Er erzählte niemandem, wo er gewesen war oder wohin er ging; ebensowenig brachte er sie in Kontakt miteinander.» – So und nicht anders werden Doppelleben geführt. Freilich, meinte Hanfstaengl später, habe Hitler in dem «sexuellen Niemandsland, in dem er lebte», nie «den Mann (gefunden), der ihm hätte Erlösung bringen können».¹²⁶ Mag sein.

War es nun Zufall, dass Hitler zu Beginn der zwanziger Jahre Männer kennenlernte und für sich einnahm, die ihn rasch nach oben trugen? Sicher nicht. Die Beziehungen zu Ernst Röhm und Dietrich Eckart, Protagonisten zweier unterschiedlicher Welten, zeigen, dass Homoerotik Milieugrenzen zu verwischen vermochte. Hitler konnte so mit seinen ihm sonst in vielerlei Hinsicht überlegenen Freunden gleiche Augenhöhe erreichen und ein Vertrauensverhältnis aufbauen. Ohne die rückhaltlose Unterstützung durch Röhm und Eckart wäre er wohl gescheitert. Sie erkannten in ihm ein «Talent» und ebneten ihm den Weg. Hitler selbst hat in seine politische Karriere zunächst lediglich zwei Dinge eingebracht: seine suggestiv-aggressive Rhetorik und die Fähigkeit, sich als politischen Heilsbringer und bestmöglichen Repräsentanten des «Führer-Prinzips zu stilisieren. Alles andere waren Anstösse und Anregungen von aussen. Mehr noch: Von Röhm, Eckart und zum Teil auch von Hanfstaengl hat Hitler Identitäten geborgt, die er an sich nicht «besass». So, mit Versatzstücken, verhalf er sich zu jener Selbststilisierung, die

sich aus einer Ansammlung mehr oder weniger fiktiver Vorstellungen von ihm zusammensetzte. – Kurzum: Ohne die privaten Stationen ist Hitlers öffentliche Karriere kaum zu verstehen.

Viertes Kapitel

Vergebliche Liebesmühe

Als Hitler im November 1923, zwei Tage nach dem gescheiterten Putschversuch, verhaftet worden war, hatte er sich in einer existentiellen Krise befunden. Doch schon wenige Monate später waren alle Selbstzweifel Vergangenheit, und er erlebte gleichsam eine Wiedergeburt. Die Festungshaft in Landsberg hatte ihn verändert; als er im Dezember 1924 vorzeitig entlassen wurde, ging er voller Elan und Zuversicht an die Fortsetzung seiner Politikerkarriere. Hitler war sich sicher, dass nur er allein dem völkischen Lager Ziel und Richtung geben konnte. Allerdings setzte dies von nun an einen politischen Strategiewechsel voraus, dessen ideologischen Rahmen er in ‚Mein Kampf‘ dargelegt hatte.¹ Gleichzeitig propagierte er statt der «altrevolutionären» Attitüde künftig den legalen, parlamentarischen Weg zur Macht. Dafür bedurfte es eines generellen Imagewandels: eines weniger skurrilen und halbwegs seriösen Erscheinungsbilds der Bewegung und ihres «Führers». 1930 war das Ziel erreicht; die NSDAP galt als relativ geschlossene politische Kraft, ja als «Hitler-Partei».²

In diesen Jahren des Aufstiegs schaffte Hitler es auch, neue Mitstreiter für seine «Kampfgemeinschaft» zu gewinnen. Politisch am wichtigsten war davon sicherlich Joseph Goebbels, in dem Hitler nicht nur einen leidenschaftlichen Verehrer fand, sondern auch einen ebenbürtigen Demagogen. Doch Goebbels bereitete der Partei von der Reichshauptstadt aus den Boden und konnte deshalb jeweils nur für kurze Zeit in München sein. Es waren drei andere Männer, mit denen Hitler in jenen Jahren am intensivsten in Kontakt stand.

Ein Foto aus dem Jahr 1932 zeigt zwei dieser engsten Vertrauten an

Hitlers Seite:³ Rudolf Hess, seinen Privatsekretär seit 1925, und Julius Schreck, seinen Chauffeur seit 1928. Auf diesem Gruppenbild fehlt nur Schrecks Vorgänger Emil Maurice – aus Gründen, die ich noch erläutern werde. Man sieht Hess, Schreck und Hitler an der Böschung eines Nordseedeiches, sie tragen modische Schlapphüte und blicken entspannt in Heinrich Hoffmanns Kamera. Von Distanz zum «Führer» keine Spur; alles wirkt so, als ob drei Freunde ausgelassene Stunden miteinander verbrächten. Und so war sie tatsächlich, Hitlers Beziehung zu Hess, Schreck und Maurice: getragen von dem Bewusstsein wechselseitiger Verbundenheit und Loyalität.

Nach homosexuellen Partnerschaften durften diese «Dienstverhältnisse» auf gar keinen Fall aussehen, und wohl nicht zuletzt deshalb tauchen in den Jahren nach Landsberg plötzlich Frauen in Hitlers Leben auf – auch in seinem öffentlichen. Doch Vorsicht ist geboten: Die Überlieferung ist hier äusserst unklar und strotzt vor Legenden. Sicher ist nur, dass Hitler sich damals demonstrativ bemühte, Kontakt zu Frauen aufzunehmen. Das gilt es zu erklären – allerdings aus einer Perspektive, die nicht «Hitlers Frauen», sondern «Hitlers Männer» in den Mittelpunkt der Deutung stellt.

«Vertrauen bis zum Letzten»: Rudolf Hess

Am 25. Dezember 1924 ging Hitler in der Wohnung Ernst Hanfstaengls unruhig auf und ab und stöhnte schliesslich: «Ach, mein Rudi, mein Hessler. [...] Ist das nicht fürchterlich, dass er noch immer eingesperrt ist.»⁴ Hanfstaengl hörte das nicht gern; er war eifersüchtig.

Als Hess kurz darauf aus der Haft entlassen wurde, wich er nicht mehr von Hitlers Seite. Wohl nicht nur für ihn begann damit eine Zeit «schönsten menschlichen Erlebens» mit der gemeinsamen Teilhabe «an Freud und Leid, an Sorgen und Hoffen, an Hassen und Lieben, an all den Äusserungen der Grösse – und auch an all den kleinen Zeichen mensch-



Hitler mit seinen «Lieblingsjüngern» Rudolf Hess und Julius Schreck (r.) im Jahre 1932.

licher Schwächen, die einen Menschen erst ganz liebenswert machen».⁵ Der 1924 geschlossene Freundschaftsbund hielt bis zu Hitlers Tod.

Viele Zeitgenossen sahen in Hess einen «an der Grenze des Pathologischen empfindsamen, weichen und sensiblen Menschen»⁶ und entdeckten auffallend weibliche Züge an ihm. Schnell hatte er seinen Ruf weg und wurde «Fräulein Hess» (Otto Strasser), «Fräulein Gusti» (Ernst Hanfstaengl), «die schwarze Paula» (angeblich Ernst Röhm), «die schwarze Grete» (Bella Fromm) oder «die schwarze Emma» (Erich Ebermayer) genannt.⁷ 1934 bezichtigte Strasser – «in voller Kenntnis der juristischen Folgen» – Rudolf Hess «vor dem deutschen Volk und der Weltöffentlichkeit der homosexuellen Gesinnung und der widernatürlichen Geschlechtsbetätigung» und berief sich dabei sogar auf dessen eigene Ehefrau.⁸ Kurt Lüdecke dagegen konnte nach einer Begegnung mit «Fräulein Hess» gar nicht verstehen, wie der Mann zu solch einem

Spottnamen gekommen war. Ihm präsentierte sich der nunmehrige «Stellvertreter des Führers» als «die Männlichkeit in Person». Aber wie viele andere empfand er Hess als unnahbar; nicht ein einziges Mal habe dieser ihm in die Augen geblickt.⁹

Offenkundig war es nicht ganz leicht, das Wesen des verschlossenen und schweigsamen Mannes zu ergründen. Aufschlussreicher ist das Selbstporträt, das Hess 1923 in einem Brief an seine spätere Frau Ilse Pröhl gezeichnet hat: «Ich bin, glaub' ich, in allem eine eigentümliche Mischung, woraus auch die Spannungen entstehen, die mir zeitweise das Leben so schwermachen. Heute Bedürfnis nach Ausgeglichenheit, stiller Arbeit im Zurückgezogenen, nichts hören wollen von Politik u. Kriegsgeschrei, Sehnen nach einer Umgebung mit Kultur bis in die Fingerspitzen, nach Mozart, nach Klavier u. Flöte, und morgen Marsch durch Sturm u. spritzende Pfützen, Hineinstürzen in den Trubel, Volksrednerei, wilde Debatten, beinah' Verachtung dessen, was mir gestern noch lieb u. heilig – heute überweich; morgen rauh, borstig, polternd. – Ich kenn' mich nicht aus mit mir. Sind's moderne Kulturnerven in ihren Extremen, ist's etwas Ungehobenes, das vorerst vergeblich nach einem Ausweg sucht, ich weiss es nicht.»¹⁰ Hier offenbart sich ein ähnlicher Typus wie bei Ernst Röhm: eine soldatische «Kämpfernatur» mit musischer Neigung. Einen Seelenzwiespalt, den Hess auch bei Hitler ausmachte: «Der scheinbar so rauhe Mensch ist innerlich rührend weich.»¹¹ Und: «Weich' eine Mischung von kalter, reifer Überlegenheit des Mannes mit hemmungsloser Kleinjungenhaftigkeit!»¹² Wenn das keine Wahlverwandtschaft war.

Was wissen wir über Hess' Leben, bevor er auf Hitler traf? Der Kaufmannssohn, Jahrgang 1894, verbrachte seine Kindheit in der ägyptischen Hafenstadt Alexandria. Als er 13 war, schickten ihn seine Eltern in ein Internat nach Bad Godesberg. Drei Jahre später ging er in die Schweiz, wo er eine Kaufmannsschule besuchte, um dann ab Oktober 1912 eine kaufmännische Lehre in Hamburg zu absolvieren. Im August 1914 meldete er sich als Kriegsfreiwilliger, und Anfang 1919, mit 24 Jahren, zog er nach seiner Entlassung aus dem aktiven Militärdienst

nach München. Eigentlich hatte er in der bayerischen Hauptstadt Volkswirtschaft studieren wollen. Doch über seinen Kriegskameraden und Freund Max Hofweber geriet er bald in die rechtsradikale Szene. Hess wurde von Hofweber in die völkisch-antisemitische Thule-Gesellschaft eingeführt und beteiligte sich an Sabotageakten gegen die Räteregierung wie schliesslich auch an deren militärischer Niederschlagung. Die persönlichen Kontakte, die sich während jener Monate ergaben, waren für den weiteren Verlauf seines Lebens entscheidend. Er lernte Dietrich Eckart, Ernst Röhm und Karl Mayr kennen, aber auch den Geopolitiker und Hochschullehrer Karl Haushofer. Von Mai bis Oktober 1919 diente Hess dem Freikorpsführer Epp, und hier wird er vermutlich zum ersten Mal Hitler begegnet sein.¹³

Nach Ilse Hess war das Leben ihres Mannes damals bestimmt durch «die beiden Pole der Universität und der Partei: Verkörperung des einen war der väterliche Freund Haushofer, des anderen Adolf Hitler.¹⁴ Hess hatte eine enge Beziehung zu dem 25 Jahre älteren Haushofer entwickelt,¹⁵ die beiden sasssen oft nächtelang in dessen Haus zusammen, ja unternahmen gemeinsame Reisen. «Er ist ein famoser Mensch»¹⁶, schwärmte Hess gegenüber seinen Eltern, während Haushofer seinem «jungen Freund Rudolf Hess» einen Hymnus widmete, der nahezu alle pathetisch-banalen Klischees der Zeit in wenigen Zeilen versammelt: «Du hast – mit Deinen Augen, festlich hell – / verschloss'ne Thore nochmal aufgestrahlt! / Wie sich in abenddunkler Landschaft malt / ein Sonnenuntergang in einem Quell ...»¹⁷ Ilse Hess räumte später ein, dass sie «lange Zeit fast ein wenig eifersüchtig» auf Haushofer gewesen sei, denn der schien ihren Freund geradezu «absorbiert zu haben».¹⁸

Doch nicht nur die Beziehung zu seinem «Karli»¹⁹ füllte Hess damals aus, sondern auch seine Arbeit mit und für Hitler. Offiziell trat er der NSDAP erst am 1. Juli 1920 bei, bewegte sich aber wahrscheinlich schon Anfang des Jahres in ihrem Umfeld. Er baute den «Nachrichtendienst» der Partei mit auf und kümmerte sich zudem um organisatorische Fragen. Wichtiger allerdings war wohl, dass er bereits früh eine besondere

Nähe zu Hitler verspürte. «Er ist mir ein lieber Freund geworden», liess Hess im April 1921 seine Kusine wissen. «Ein Prachtmensch!»²⁰ Und im August wandte er sich gegen parteiinterne Kritiker, denen Hitlers Lebensführung nicht passte: «Ihr sitzt zu viel mit Dietrich Eckart und dem jungen Hess in der Fledermaus-Bar», wurde der Parteiführer ermahnt, «das ist nicht gut für Euch!»²¹ Hess hielt im ‚Völkischen Beobachter‘ dagegen, dass er Hitler «sehr genau kenne», seit nunmehr «anderthalb Jahren beinahe täglich mit ihm zusammen» sei und deshalb wohl am besten wisse, wie unberechtigt die Vorwürfe des Müssiggangs seien.²² In einem Schreiben an den bayerischen Ministerpräsidenten von Kahr, mit dem Hess sich wenige Monate zuvor für seinen Freund eingesetzt hatte, heisst es: «Herrn Hitler kenne ich persönlich sehr gut, da ich ihn beinahe täglich spreche und ihm auch menschlich nahestehe.»²³

Wir können also davon ausgehen, dass die Bindung zwischen Hess und Hitler bereits Anfang der zwanziger Jahre ungewöhnlich eng war. In den Augen von Ilse Hess waren da «nahezu magische» Kräfte am Werk,²⁴ und Hauptmann Karl Mayr berichtete, dass Hess Hitler immer wieder emotional aufputschen und dabei helfen konnte, die so erzeugten Erregungszustände in politische Agitation umzusetzen. Vor wichtigen Reden habe sich der Parteiführer daher manchmal tagelang mit Hess zurückgezogen; dieser habe es dann «irgendwie» geschafft, Hitler «in jenen rasenden Zustand zu versetzen, in dem er sich [...] an die Massen wandte»²⁵.

Angesichts der endlich gefundenen «Führerpersönlichkeit, die allein den Kampf durchzuführen vermag», liess sich Hess in seiner Hitler-Begeisterung bald von niemandem übertreffen: «Hitlers Wesen ist reinstes Wollen.»²⁶ Mit solchen Formeln erklärte er den Freund schon 1921 zur politischen Kultfigur. Zudem genoss er aufgrund seiner grossbürgerlichen Herkunft, seines Offiziersstatus und seiner Umgangsformen das Vertrauen einflussreicher Persönlichkeiten und konnte so für Hitler wertvolle Kontakte herstellen. Für Karl Mayr war er sogar der «erste und erfolgreichste Mentor» des späteren Parteiführers.

Als Hitler sich 1921/22 mehr und mehr Dietrich Eckart und Ernst

Hanfstaengl zuwandte, trat Hess vorübergehend in den Hintergrund. Er nahm sein Studium wieder auf und ging für einige Monate an die Technische Hochschule nach Zürich.²⁷ In dieser Zeit intensivierte sich auch seine Beziehung zu Ilse Pröhl.²⁸ Als sich im Herbst 1923 in München der Putsch anbahnte, hielt er sich gerade im Landhaus seiner Eltern im Fichtelgebirge auf. Wenige Tage vor dem Umsturzversuch erreichte ihn Hitlers persönliche Weisung, sofort in die bayerische Hauptstadt zu kommen. So war Hess am Abend des 8. November wieder an seiner Seite, und gemeinsam stürmten sie den Saal des Bürgerbräukellers. Nachdem der Putsch gescheitert war, floh Hess nach Österreich, kehrte aber schon bald heimlich nach München zurück, wo er bei seinem Freund Haushofer Unterschlupf fand. Mitte Mai stellte er sich den Behörden und wurde kurz darauf ins Gefängnis nach Landsberg gebracht.

Hier war er unentwegt mit Hitler zusammen, dem «Tribunen», wie er ihn jetzt nannte. Er wurde schnell dessen wichtigste Bezugsperson. Sie waren beide – gemeinsam mit dem Kampfbundführer Hermann Kriebel und dem Führer des Bundes Oberland, Friedrich Weber – in dem sogenannten Feldherrnflügel untergebracht. Emil Maurice fungierte dabei als Verbindungsmann zwischen den «Feldherren» und den «Landsknechten». Den späteren Beschreibungen des Mithäftlings Hans Kallenbach lässt sich entnehmen, was da für eine Gesellschaft hinter den Gefängnismauern war. Eine vitale Kampfgemeinschaft, atmosphärisch irgendwo zwischen Männerheim und Offizierskasino angesiedelt. Von Niedergeschlagenheit oder gar Reue keine Spur. Sportliche Wettkämpfe und ausgelassene Kameradschaftsabende standen auf dem Programm. Überhaupt genossen die Putschisten den Komfort der «Haftanstalt». Herrlich sei «die Einrichtung des uns immer zur Verfügung stehenden heißen Bades im modernen, nur für uns bestimmten Badezimmer»²⁹, jubelte Rudolf Hess in einem Brief an seine Mutter – und diese Badegelegenheit wurde viel und gern genutzt.³⁰ Manche Verhaltensweisen der Männer riefen allerdings hin und wieder den Anstaltsleiter auf den Plan: «Nacktkultur ausserhalb der Festungsstube (im gemeinsamen Vorraum) gibt's nicht. Der Anstand ist überall zu wahren, ganz besonders, wo mehrere

Haftgenossen mit Ihnen den Raum teilen.»³¹ – Eine Äusserung, die tief blicken lässt.

Die Monate in Landsberg waren für Hitler gewiss keine wirkliche Strafe, konnte er sich hier doch erholen und entspannen. «Der Tribun sieht glänzend aus», schrieb Hess an seine Freundin. Hitler turne und bade. Und da er «ausser etwas Bier kaum Alkohol» trinke, «muss er ja gesund sein bei dem Fortfall der sonstigen Hetze, bei ausgiebigem Schlaf, frischer Luft und bei einem moralischen Zustand, der alles andere als niedergedrückt ist. Im Gegenteil! An Zukunftsplänen fehlt es ihm nicht.»³²

In der Tat befand sich Hitler in einem Stimmungshoch, und Kershaw hat vollkommen recht, wenn er sagt, dass Hitlers «geradezu mystischer Glaube an die eigene Person, die mit ihrer Mission zur Rettung Deutschlands den Weg des Schicksals gehe, aus dieser Zeit datiert»³³. Es war Rudolf Hess, der Hitler dazu brachte, an seine Berufung zu glauben; der ihm half, sich in die Rolle des «Führers des deutschen Volkes» einzuleben. Zwar hatte Hitler 1923 bereits einen ausgeprägten Erlöserwahn entwickelt, aber erst die auf Hess zurückgehende unermüdliche Arbeit am «Mythos» schuf die dazugehörige politische Dramaturgie. Der erste Teil von «Mein Kampf» entstand in Landsberg deshalb nicht zufällig im Dialog mit Hess. Mit diesem Buch schrieb Hitler nicht nur seine politische Programmatik weltanschaulich fest, hier wollte er auch sein bisheriges Leben als Vorgeschichte einer Mission verkaufen. An Hess konnte er dabei, bevor er an die Öffentlichkeit trat, prüfen, ob seine Lügen überzeugten. Zugleich nahm der Vertraute Einfluss auf die ideologische Ausrichtung des Ganzen; das Lebensraumkonzept etwa ging auf ihn beziehungsweise seinen Freund Haushofer zurück, der häufig nach Landsberg kam, um mit den Häftlingen zu diskutieren.³⁴

Dergestalt entwickelten Hitler und Hess nach und nach ganz bewusst ein bestimmtes Rollenspiel: Hitler war der «Führer» und Hess der treue «Hagen»³⁵, der bis in den Tod dienen wollte. Hess kannte Hitler nun besser als jeder andere, «die inneren Gedanken des Tribunen, seine Einstellung zu allen nur möglichen Fragen, seine ganze Art. [...] Das gegenseitige Vertrauen bis zum Letzten, das Verstehen ist da.»³⁶ Folgerichtig



Hitler und Rudolf Hess auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden, vermutlich 1929.

schlug er im Frühjahr 1925 das Angebot einer Assistentenstelle bei Haushofer aus und wurde statt dessen, unter Inkaufnahme eines geringeren Gehaltes, Hitlers persönlicher Referent. Für Joseph Goebbels war Hess damals geradezu der Inbegriff des perfekten Gehilfen: «ruhig, freundlich, klug, reserviert: der Privatsekretär»³⁷. Er organisierte die Termine, erledigte die Post, begleitete Hitler auf seinen Reisen, kümmerte sich um die Mahlzeiten und Übernachtungen. In der Abgeschiedenheit des Obersalzberges verbrachten die beiden viel Zeit zusammen, und 1926 entstand im «Kampfhäusl», einer kleinen Blockhütte am Waldesrand, der zweite Teil von ‚Mein Kampf‘.³⁸

Nichts deutet darauf hin, dass die in Landsberg geschlossene Freundschaft zwischen Hitler und Hess in den folgenden Jahren jemals gefährdet war. Auch der Entschluss von Hess, im Dezember 1927 endlich seine langjährige Verlobte zu heiraten, führte zu keiner Verstimmung. Hitler

selbst hatte sogar zu dem Schritt geraten. Doch am Tag der Hochzeit habe er ihn dann «zitternd und blass» angetroffen, schreibt Hess an seine Mutter. «Vor lauter Aufregung» habe der «gute Tribun» nichts essen können, entspannt sei er erst «nach beendeter Feier mit Freund Maurice» gewesen.³⁹ An dieser Reaktion zeigt sich, wie nah Hitler die Entscheidung seines Freundes gegangen sein muss. Dabei war die Vermählung, so lässt sich vermuten, nicht sehr viel mehr als eine Tarnehe. Zwar fand Hess bisweilen durchaus liebevolle Worte für seine Frau Ilse, diese «Gefährtin in allem Denken und Fühlen», letztlich jedoch blieb sie ihm lediglich ein «guter Kamerad». Er habe, pflegte er mit Schopenhauer zu sagen, aus einem Sack voller Schlangen den einen Aal herausgefischt, der sich darin verirrt habe.⁴⁰ Kann es da erstaunen, dass Ilse Hess sich später beklagte, von ihrer Ehe nur «soviel wie eine Konfirmandin»⁴¹ gehabt zu haben? Mit Blick auf «die ehelichen Freuden» verglich sie sich sogar mit einer «Klosterschülerin».⁴² Und dennoch soll Hitler, obwohl er von dieser Frau wahrlich nichts zu befürchten hatte, eine tiefe Abneigung gegen sie empfunden haben. Besonders ereiferte er sich, so ein Vertrauter, dass sie vor lauter Ehrgeiz, ihren Gatten zu beherrschen, «ihre eigene Weiblichkeit» verloren habe und zum «Mannweib», zur «Männerfrau»⁴³ geworden sei. Interessant daran ist, dass es offenbar die männlichen Züge in ihrem Verhalten waren, in denen Hitler Konkurrenz witterte, nicht die weiblichen.

Auch Goebbels wollte, nachdem er Hitler persönlich kennengelernt hatte, diesen unbedingt «als Freund haben». Er sah in ihm zwar einen «Brausekopf», war aber überzeugt davon, dass Hitler «viel Herz» besitze. Dies habe sich nach einer Goebbels-Rede im Münchner Bürgerbräukeller gezeigt: «Am Schluss umarmt mich Hitler.» Goebbels war «glücklich», zu Tränen gerührt und fand Hitler dann auch in kleinster Runde noch «glänzend. Könnte einen irre machen.» Kurz: «Ich liebe ihn.»⁴⁴

Ähnlich überwältigt von Hitlers sentimentalen Anwendungen hatte sich schon Hess in Landsberg gezeigt. Als sein «Tribun» eine Episode aus der Kriegszeit schilderte und dabei zu «schluchzen» begann, war es,

so Hess, «mit meiner Fassung zu Ende». «Ich bin ihm ergeben mehr denn je! Ich liebe ihn!»⁴⁵

«Er hat mich wie keinen ins Herz geschlossen»⁴⁶, meinte Goebbels. Doch solche Gefühle hat Hitler auch anderen gegeben, geben wollen. Er verstand sich darauf, Menschen zu umwerben, zu umgarnen, und seine Mitstreiter sollten sich, kein Zweifel, von ihm wirklich gebraucht wissen. Bestens vertraut mit dem menschlichen Hunger nach Anerkennung, der ja auch ihn in die Politik verschlagen hatte, bemühte er sich nach Kräften, diesen Hunger in seinem Kreis zu stillen. Er spürte vermutlich, dass er nur so etwas zurückbekommen konnte, auf das er selbst existentiell angewiesen war: hingebungsvolle Zuarbeit und unbedingten Glauben an seine Mission.

War bei all dem Homoerotik im Spiel? Bei Hess gewiss. Seine Frau hat erzählt, dass es Elemente der Jugendbewegung waren, insbesondere die «Gedanken und Anregungen» der Schriftsteller Hans Blüher und Gustav Wyneken, «die uns beschäftigten».⁴⁷ Blühers zweibändiges, 1917 und 1919 erschienenes Werk ‚Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft war damals für viele Männer eine Art Evangelium. Und der im Verdacht der Pädophilie stehende Schuldirektor Wyneken hatte 1921 unter dem Titel ‚Eros‘ eine aufsehenerregende Verteidigungsschrift veröffentlicht, in der er der «Knabenliebe» und dem «platonischen Eros» das Wort redete.⁴⁸ Im Kern ging es Blüher und Wyneken um dasselbe: Es könne, so hat letzterer formuliert, dem Knaben «kein schöneres Glück, kein grösseres Heil widerfahren [...], als dass ihm der Mann begegnet, dem er sich anvertrauen kann. Der Mann, der seine Sehnsucht versteht, dem er seine Liebe schenken kann, weil er Liebe von ihm ausstrahlen fühlt, der ihm sein Herz öffnet, ihn an seinem Leben teilhaben lässt, der ihm Symbol eines höheren, göttlicheren Lebens wird.»⁴⁹ Schon in den ersten Jahren des Wandervogels, war bei Blüher zu lesen, habe man «wahre Sehnsuchtschreie nach dem geliebten Manne» vernehmen können: durch «schöpferische Handlungen» die Welt zu verändern bedeute, diese Handlungen vom «Eros» inspirieren zu lassen, «der auf den Helden und Halbgott geht».⁵⁰

Wir wissen nicht, wie intensiv sich Hess mit solchen Gedanken be-

fasst hat. Doch vieles spricht dafür, dass sie ihm, der über sich selbst sagte: «Ich kenn' mich nicht aus mit mir»⁵¹, einigen Halt gaben und ausserdem die Möglichkeit eröffneten, seine homoerotische Neigung zu akzeptieren, ja positiv zu wenden. Hitler jedenfalls wurde – in Übereinstimmung mit dem, was das zeitgenössische Schrifttum hierzu an Rechtfertigungsmustern liefern konnte – sein «Held» und «Halbgott», eines der «letzten wirklichen Ideale auf dieser [...] Welt»⁵². Das hat ihm Hitler nie vergessen. In einem Brief an ihren Mann berichtete Ilse Hess 1954 von einem Gespräch mit Erich Kempka, dem letzten Chauffeur Hitlers. Dieser habe ihr von einer «sehr merkwürdigen Unterhaltung» erzählt, die er 1945 kurz vor Kriegsende mit dem «Führer» gehabt habe. Dabei sei von Hitler die «Äusserung gefallen – ein wenig wehmütig, ein wenig resigniert, ein wenig ironisch, aber mit unendlicher Zuneigung –, dass es wenigstens in all den Jahren gelungen sei, *einen* Idealisten reinsten Wassers unauslöschbar in die Geschichte zu stellen», nämlich Hess.⁵³

Hess diente Hitler bis zu seinem spektakulären Flug nach England in unveränderter Ergebenheit. Persönlich allerdings war es 1930 zu einer gewissen Entfremdung gekommen. Hitler stand nun vor Aufgaben, zu deren Lösung Hess wenig oder gar nichts beitragen konnte; die privaten Lebenswege trennten sich. Gerade deshalb war es für Hess am 30. Januar 1933 ein um so ergreifenderes Moment, als der nunmehrige Reichskanzler ihn «zu sich in sein Schlafzimmer im ‚Kaiserhof‘ holte, aus der Menge der wartenden Führer im Empfangszimmer heraus»⁵⁴. Damit unterstrich Hitler noch einmal symbolträchtig die alte Verbundenheit. Mehr jedoch bedeutete die Geste nicht. Zwar stand ausser Frage, dass der neue Machthaber seinen langjährigen Freund nun gebührend für dessen treue Dienste belohnen würde. Doch als er Hess im April 1933 zu seinem «Stellvertreter» und einige Monate später auch zum Minister machte, war das bereits Teil einer Formalisierung ihrer Beziehung, nicht Rückkehr in das enge Verhältnis früherer Jahre. Gleichwohl konnte Hess sich gewiss sein und es auch öffentlich verkünden, «dass ich den Führer und seine letzten Gedanken kenne wie wohl kaum ein anderer»⁵⁵.

Hitler, Emil Maurice und Geli Raubal: ein Dreiecksverhältnis

«Hess' feierlicher Ernst», soll Hitler im Sommer 1927 zu Heinrich Hoffmann gesagt haben, «geht mir manchmal an die Nerven.» Sosehr er das introvertierte Wesen seines Lieblingsjüngers auch schätzte, hin und wieder war Hess ihm einfach nicht munter genug. Ganz anders Emil Maurice, der exaltierte Draufgänger, den Hitler immer mehr ins Herz schloss. Seine erste öffentliche Auszeichnung erhielt Maurice im Januar 1922, als Hitler ihn schwärmerisch «unser[en] Windhund» nannte.⁵⁶ Der Parteiführer erinnerte dabei an eine Saalschlacht im Hofbräuhaus, die er später sogar als «Feuertaufe» für die SA darstellte. Damals, im November 1921, war ihm der schlanke, junge Mann, der kraftvoll und kampfeslustig wirkte, gleich aufgefallen.

Emil Maurice wurde 1897 der Nähe von Eckernförde geboren und hatte in seiner norddeutschen Heimat eine Ausbildung zum Uhrmacher absolviert, bevor er im Herbst 1917 nach München kam. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, in dem er noch einige Monate als Soldat gedient hatte, wurde er politisch aktiv. 1919 trat er der Hitler-Partei bei, und schon bald führte er deren «Turn- und Sportabteilung», das heisst den Saalschutz, an. 1921 machte ihn Hitler dann zu seinem Chauffeur und damit zu einem seiner engsten Mitarbeiter.⁵⁷ Dass er nun zu den Eingeweihten zählte, bestätigt auch Julius Schaub, der Maurice nach dem Krieg als denjenigen bezeichnete, der «über die Frühzeit Hitlers bis 1925 wohl am meisten wissen»⁵⁸ dürfte. Mit dem «Stosstrupp Hitler» war er im November 1923 am Putsch beteiligt; er wurde verurteilt und verbüßte seine Strafe von April 1924 bis Ende Januar 1925 in Landsberg.⁵⁹ Dort diente er als Verbindungs- und Vertrauensmann des «Führers», erledigte dessen Korrespondenz und übernahm die Reinschrift des ‚Mein Kampf‘-Manuskriptes.⁶⁰

Wie Hitler und Hess hat Maurice die Haftmonate nicht als Last empfunden. Im Gegenteil, auf einem Foto, das in jenen Tagen aufgenommen wurde, wirkt der junge Mann ausgesprochen entspannt.

Maurice steht direkt hinter Hitler und blickt freundlich in die Kamera. Auffällig ist die Kleidung, ein Aufzug, wie man ihn auch später bei privaten Anlässen in Hitlers Umfeld immer wieder sieht: «Lederhosen, weiße Leinenhemden und ausgebleichene hellblaue Leinenjanker mit Hirschhornknöpfen»⁶¹. Für Nichtbayern eher eine etwas gewöhnungsbedürftige Garderobe. Als Goebbels 1926 seinen Chef «im Bergdress» antraf, fiel ihm denn auch nur der Kommentar ein: «Sieht ganz putzig aus.»⁶² Der norddeutsche Chauffeur Maurice dagegen konnte Hitler mit einer solch neckischen Ausstattung offenbar erfreuen.

Spätestens in Landsberg sind Hitler und Maurice Duzfreunde geworden. Hitler nannte ihn «Maurizl» oder «Mosel» und war für diesen seinerseits «Mein lieber Hitler», für einen acht Jahre jüngeren Gefolgsmann ohne politische Verdienste eine sehr selbstbewusste Anrede. Sie findet sich auch in einem Brief, mit dem Maurice im Januar 1925 den Parteichef noch einmal ausdrücklich darum bat, ihn am Tag seiner Haftentlassung «wie versprochen» persönlich zu empfangen: «Auf ein frohes Wiedersehen in der Freiheit freut sich dein E.M.»⁶³ In der Folgezeit liess Hitler den Chauffeur verblüffend offen an seinem Leben teilhaben. Maurice hatte einen Schlüssel für Hitlers Wohnung in der Thierschstrasse, kümmerte sich um dessen Kleidung und Wäsche und um manch andere Dinge des Alltagslebens, die klassischerweise eher eine Haushälterin übernommen hätte.⁶⁴ Aber Maurice war auch zur Stelle, wenn es hart auf hart ging, und schreckte vor keiner Prügelei zurück⁶⁵, was Hitler seinem «braven Maurice»⁶⁶ niemals vergass. Ebensowenig wie dessen Fahrkünste, die den Automobil-Fan Hitler ganz besonders entzückten. Sie seien «dauernd mit höchstmöglichem Tempo» dahingerast, erinnerte sich Rudolf Hess später. «,Maurice, Kompressor! – so jagten wir durch die Gegend.»⁶⁷

Doch Maurice hatte auch eine romantische, musische Seite. Auf dem erwähnten Foto hält er, gleichsam als Erkennungszeichen, eine Laute in der Hand, und tatsächlich blieb «Maurizls» Stimmungskunst vielen aus Hitlers Münchner Clique in bester Erinnerung. So Heinrich Hoffmanns Tochter Henriette, die erzählte, wie Maurice bei Ausflügen «seine Gitar-



Hitler mit seinem «Mose» (Emil Maurice, 2. v. l.) während der gemeinsamen Festungshaft in Landsberg 1924.

re aus dem Kofferraum holte, sich auf den Waldboden setzte und angelehnt an einen Baumstamm die irischen Volkslieder sang und wie wir mitsummen». Für sie war Maurice «ein sensibler Mensch, kein ehrgeiziger Kämpfer, seine Freundlichkeit war verhüllte Zärtlichkeit»⁶⁸. Es war wohl die Mischung aus Draufgängertum und Charme, die auch Hitler so attraktiv erschien.

Wie Hitler wirkte Maurice auf Frauen anziehend, nur wehrte er das Interesse des anderen Geschlechts nicht ab. Hans Kallenbach berichtet in seinen Erinnerungen an die Landsberger Haftmonate von einer Romanze, die sich über die Gefängnismauer hinweg entspann: Mit einer jungen Frau, die in einer der gegenüberliegenden Wohnungen lebte, habe der «schmachtende Liebhaber» allabendlich vertrauliche Winkzeichen ausgetauscht.⁶⁹ Der unablässige Spott der Mithäftlinge habe schliesslich dazu geführt, dass «selbst dem Führer das süsse Geheimnis des schönen

Emil nicht verborgen blieb. Ein verzeihendes Schmunzeln erledigte für ihn die Angelegenheit.»⁷⁰

Doch was gab es da zu «verzeihen»? Offenbar wachte Hitler doch ein wenig eifersüchtig über seinen «schönen Emil». Möglicherweise beneidete er ihn auch um sein spielerisches Verhältnis zum anderen Geschlecht. Hätte Hitler ähnliche Möglichkeiten gehabt, wäre ihm jedenfalls eine so peinliche Situation erspart geblieben, wie er sie einige Jahre darauf bei der Silvesterfeier 1924/25 erleben musste. Das Fest fand in der Wohnung von Heinrich Hoffmann statt, der sich erinnerte, wie damals eine seiner Mitarbeiterinnen aus dem Fotogeschäft, eine attraktive junge Frau, Hitler unter den Mistelzweig gelockt habe, der über der Tür angebracht war. Dort schlang sie, ganz dem Brauch folgend, dem Nichtsahnenden ihre Arme um den Hals und gab ihm einen innigen Kuss. «Niemals», schreibt Hoffmann, «werde ich Hitlers erstaunten und entsetzten Gesichtsausdruck vergessen!» Es habe betretenes Schweigen geherrscht. «Verdutzt und unbeholfen wie ein Kind stand Hitler da, er biss sich auf die Lippen, um seines Ärgers Herr zu werden.» Kurz darauf verliess er völlig verstört die Feier.⁷¹ Sein Verhältnis zum anderen Geschlecht, so scheint es, war noch immer pubertär, ja desolat. Schon in Landsberg war den Beamten aufgefallen, «dass Hitler den Frauen und Mädchen gleichgültig gegenüberstand»⁷².

Der Mann, der jetzt bald vierzig wurde und Deutschland regieren wollte, musste in diesem Punkt endlich mit sich ins reine kommen, nicht nur, weil er im Rampenlicht der Öffentlichkeit stand, sondern auch aus Gründen der Selbstachtung. Vielleicht hat er mit Blick auf Maurice sogar geglaubt, das eine tun zu können, ohne das andere zu lassen. Doch um das herauszufinden, benötigte er Hilfe und Zuspruch – und Maurice verweigerte sich nicht. «Zusammen folgten wir manchmal den Mädchen», berichtete er, «ich war wie sein Schatten.»⁷³ Wenn er mit seinem Chef ausserhalb von München unterwegs war, so vertraute er Hitlers späterer Sekretärin Christa Schroeder an, habe er «in der Zeit, die Hitler mit Besprechungen verbrachte, Mädchen aufreissen» müssen. «Man sass dann mit diesen beisammen und unterhielt sich. Hitler habe den

Mädchen auch Geld gegeben, aber irgendwelche Gegenleistungen hat er nie verlangt.»⁷⁴ Zudem, erinnerte sich Maurice, seien Hitler und er in München manchmal gemeinsam in die Kunstakademie gegangen, «um die Aktmodelle zu bewundern»⁷⁵. Was mag Hitler sich davon versprochen haben? Wahrscheinlich wollte er seine übergrosse Befangenheit loswerden. Aber dafür reichte all das sichtlich nicht aus.

Immerhin soll Hitler in den Jahren nach Landsberg verschiedenen Frauen Avancen gemacht haben: zunächst Töchtern aus Häusern, in denen er privat verkehrte,⁷⁶ dann Ada Klein, einer Mitarbeiterin des ‚Völkischen Beobachters‘, mit der er sich laut Christa Schroeder in den Jahren 1925/26 mehrmals traf (bezeichnenderweise in der Wohnung von Emil Maurice). Jedoch sei es «nie zu Intimitäten gekommen»⁷⁷. Als Hitler im Herbst 1926 jedoch die 16jährige Maria Reiter in Berchtesgaden kennenlernte, war das anders.⁷⁸ Zwar kann man, was diese «Hitler-Geliebte» 1959 im ‚Stern‘ über ihre Beziehung berichtet hat, nicht unbesehen für bare Münze nehmen, aber ausgedacht hat sie sich die Affäre keineswegs. Die beiden haben sich 1926/27 tatsächlich des Öfteren getroffen, Hitler nannte sie «Mimi», «Mizzi» und «Mizerl», sie schrieben sich Briefe und beschenkten sich gegenseitig. Allerdings wirken die Liebesbekundungen Hitlers recht aufgesetzt, phrasenhaft und unverbindlich, wenn nicht sogar wie hölzerne Sequenzen aus der Ratgeberliteratur für Verliebte: «Ja, Kind, Du weisst wirklich nicht, was Du mir bist und wie lieb ich Dich habe.» Wenn sie ihn besser kennenlernen wolle, dann möge sie sich an die Lektüre von ‚Mein Kampf‘ machen: «Lies die Bücher, und Du wirst mich dann verstehen können.»⁷⁹ – Ist das Leidenschaft?

Zwar liess Hitler das Fräulein Reiter eine Zeitlang in der Hoffnung, dass aus ihnen ein Paar werden könne. Doch im Laufe des Jahres 1927 schief seine Zuneigung zu dem «lieben Kind» wieder ein. Und dass es zu einer wirklichen Liebesbeziehung nicht kommen konnte, hatte sich bereits vorher gezeigt. Folgendes soll sich abgespielt haben: Maurice chauffierte das Paar in den Wald. Während er diskret im Auto sitzenblieb, zogen Hitler und sein «Mizerl» los und erreichten schliesslich eine Lichtung. Hier führte er seine Begleiterin vor einen hohen Tannenbaum:

Er «drehte mich nach links, nach rechts. Er ging ein paar Schritte zurück – fixierte mich, so wie ein Maler sein Modell in Positur setzt. [...] ‚Ein herrliches Bild‘, brachte er hervor.» Schliesslich habe er sie an sich gerissen und gesagt: «,Mimilein, Liebes – holdes Mädels, jetzt kann ich einfach nicht mehr anders.’ Er umschlang ganz fest meinen Hals. Er küsste mich. Er wusste nicht, was er tun sollte.» Woher hätte er es auch wissen sollen, da kein Verlangen ihm den Weg wies?

Lotte Bechstein, die von Hitler umworbene Tochter seiner Mäzenin Helene Bechstein, hat ihrem späteren Ehemann die Frage, warum sie damals nicht mit Hitler zusammengekommen sei, so beantwortet: «Der konnte nicht küssen.»⁸⁰ Nein, das konnte er bei Frauen wohl wirklich nicht; dafür war seine Fixierung auf das eigene Geschlecht zu stark und der Selbstzwang zur Heterosexualität zu sehr vom Willen bestimmt. Alle Anläufe, mit einer Frau eine Liebesbeziehung aufzunehmen, waren gescheitert.

Der Sorge, wie es weitergehen sollte, glaubte Hitler ledig zu werden, als in der zweiten Jahreshälfte 1927 seine Nichte Angela Raubal, genannt Geli, in München auftauchte. Bis heute ist die Beziehung, die sich zwischen ihm und der Tochter seiner Halbschwester Angela entspann, ein heissdiskutiertes Thema.⁸¹ Meines Erachtens muss jede Deutung Maurice als Schlüsselfigur mit einbeziehen, denn es handelte sich um ein Dreiecksverhältnis. Anders gesagt: Hier verwickelte sich Hitlers Frauenproblem mit seiner Liebe zu einem Mann.

Wann Hitler und seine Nichte sich zum ersten Mal trafen, ist nicht ganz sicher. Vermutlich fand die erste Begegnung im Sommer 1924 statt, als Angela Raubal mit ihren beiden Kindern, der 16jährigen Geli und dem Sohn Leo, den in Landsberg einsitzenden Halbbruder besuchte. Näher kennengelernt haben sich Onkel und Nichte aber wohl erst 1927, als Geli auf einer Klassenfahrt in München war und gemeinsam mit ihren Schulkameraden zu dem berühmten Verwandten ging. Im selben Jahr legte sie in Linz ihr Abitur ab und siedelte im Herbst nach München

über. Doch bevor sie sich für ein Medizinstudium einschrieb und in der Nähe der Universität ein Zimmer bezog,⁸² unternahm Hitler mit ihr, der Mutter und einer Freundin Geli eine Tour durch Deutschland. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang ein Brief von Rudolf Hess, der sich der Reisegesellschaft angeschlossen hatte, «um dem Tribünen einen Gefallen zu tun». Hitler habe ihn darum gebeten, «damit er nicht allein mit dem ‚Weibervolk‘ [...] sich zeigen muss». Man war in Dresden und Berlin, ging in die Oper und besuchte das Schauspielhaus. Über Geli schreibt Hess, dass das «Nichtchen des Tribünen [...] ein hochgeschosener, hübscher ipjähriger Backfisch» sei, «immer lustig und so wenig auf den Mund gefallen wie der Onkel, im Gegenteil: Kaum dass dieser gegen das schlagfertige Mundwerk aufkommt.» Hitler sei «überzeugt, dass es über das zweite Semester nicht hinauskommt, sondern vorher heiratet. Andere, einschliesslich des Nichtchens, sind der gleichen Meinung.»⁸³ Damals war derlei noch ein Scherz.

Kurz darauf aber verliebte sich Hitlers Nichte in Maurice. Ob dies auch umgekehrt der Fall war, wissen wir nicht. Wie sich anhand eines Briefes nachvollziehen lässt, den die schmachtende Geli ihrem «lieben Emil» am Heiligabend 1927 schrieb, macht indessen deutlich, dass Hitler diese Liaison zunächst keinesfalls akzeptieren wollte. Zwei Tage vor Weihnachten hatte er der jungen Frau gründlich den Kopf gewaschen und sogar damit gedroht, sie zu ihrer Mutter nach Wien zurückzuschicken. Sie habe, schreibt Geli, deshalb «so viel gelitten wie nie bisher. Aber es musste so kommen, und es war bestimmt gut für uns beide. Ich habe jetzt das Gefühl, dass uns diese Tage verbunden haben für immer.» Dass Hitler die Beziehung dann doch nicht kategorisch unterband, ist nicht zuletzt auf eine Intervention von Ilse Hess zurückzuführen. Allerdings verlangte Hitler, so Geli weiter, «dass wir zwei Jahre warten. Bedenke Emil, zwei volle Jahre, in denen wir uns nur hie und da küssen dürfen und immer unter der Obhut O[nkel] A[dolfs]. Du musst arbeiten, um für uns beide eine Existenz zu schaffen, und dabei dürfen wir beide uns nur in Gegenwart anderer sehen.» Darüber hinaus sollte die Liebe der beiden «vollkommen geheim» sein. Dennoch war Geli «glücklich,



Hitlers Nichte Geli Raubal, die Frau zwischen ihm und Emil Maurice.

dass ich bei Dir bleiben kann. Wir werden uns ja oft sehen und auch oft allein, hat mir Onkel A. versprochen. Er ist ja goldig.»⁸⁴

Offenbar war Frau Hess damals «der einzige Mensch», «der glaubt, dass Du mich wirklich liebst». Hitler wusste es wahrscheinlich besser, denn er kannte seinen «Maurizl» und nahm ihm ernsthafte Absichten kaum ab. Doch machte er gute Miene und war am Ende sogar «furchtbar nett». Insofern kann Gelis Brief als ein Zeichen der Entwarnung gewertet werden: Man schien einen Modus vivendi gefunden zu haben. In etwas altväterlicher Weise hatte der Onkel seine verliebte Nichte auf den Boden der bürgerlichen Moral zurückgeholt und sich zugleich erstaunlich kompromissbereit gezeigt. Der ihn dabei leitende Hintergedanke wird kenntlich, wenn man fragt, was Hitler sich von der erwirkten Lösung eigentlich versprach: Er musste weder auf Geli noch auf Maurice verzichten und behielt die Fäden in der Hand.

Doch auf Dauer konnte eine solche Dreiecksbeziehung nicht gutgehen, und in den folgenden Monaten kam es denn auch zu einem tiefen Zerwürfnis zwischen Maurice und Hitler. Nach Maurices späteren Angaben entliess ihn sein Chef Weihnachten 1927 «infolge einer persönlichen Auseinandersetzung»⁸⁵. Hitler habe seine damalige Verlobung nicht gepasst.⁸⁶ Dann bemerkte er noch, es sei die eifersüchtige Liebe zu seiner Nichte gewesen, die Hitler gegen ihn aufgestachelt habe: «Er liebte sie, aber es war eine seltsame uneingestandene Liebe.»⁸⁷

Diese Behauptungen stimmen nun allerdings mit dem Grundtenor von Gelis Brief ganz und gar nicht überein. Nichts belegt, dass Hitler sich damals in Liebe zu seiner Nichte verzehrte. Aber wie kam es dann zum Streit? Hatte der Konflikt zwischen den beiden Männern überhaupt etwas mit Geli Raubal zu tun? Vielleicht darf man vermuten: weniger, als bislang angenommen wurde.

Tatsache ist, dass Maurice im April 1928 vor Gericht zog, um von Hitler einen nicht ausbezahlten Lohn in Höhe von 3.000 Reichsmark zu erstreiten. Er bekam recht; sein Arbeitgeber wurde zur Zahlung verpflichtet, wenn auch nur von 500 Reichsmark.⁸⁸ Aber damit war für Maurice die Sache nicht erledigt. Er setzte weitere Druckmittel ein. Geli soll einen erregten Wortwechsel zwischen ihm und Hitler belauscht und Otto Strasser davon erzählt haben. «Du wirst dieses Haus nie mehr betreten!» habe Hitler geschrien. «Wenn Du mich rausschmeisst, gehe ich hin und erzähle alles der ‘Frankfurter Zeitung’!» sei die wütende Entgegnung von Maurice gewesen.⁸⁹ Dieser schlug nun tatsächlich den Weg der Erpressung ein; ein Indiz dafür ist die von ihm aufgebauschte Affäre «Mimi Reiter».

Schon 1927 waren bei der Parteileitung anonyme Briefe eingegangen, die Hitler der Verführung Minderjähriger beschuldigten. Später stellte sich heraus, dass eine gewisse Ida Arnold sie aufgegeben hatte, eine Freundin von Maurice. Sie hatte «Mimi» einmal zum Kaffee eingeladen und dabei geschickt ausgefragt. Hitler fühlte sich in die Enge getrieben und verlangte von Maria Reiter eine eidesstattliche Versicherung, «keinerlei Bindungen» mit ihm eingegangen zu sein.⁹⁰ Doch anders hat er

sich im Sommer 1928 anscheinend nicht mehr zu helfen gewusst. Offenbar stand er unter höchstem Druck. Was aber konnte ihn, den Parteiführer, stärker gefährden als Enthüllungen, die intimste Details seines Privatlebens betrafen? Und wer wusste in diesem Punkt mehr als Emil Maurice?

Jedenfalls fürchtete Hitler, dass sein Frauenproblem in die Öffentlichkeit gezerrt würde, und dies so sehr, dass er sich bereits auf eine Auseinandersetzung vor Gericht vorbereitete. Einen wichtigen Helfer fand er dabei in dem obersten Parteirichter Walter Buch, den er Anfang Juli 1928 in seine Wohnung bat, um ihm einen Auftrag «in persönlicher Angelegenheit» zu geben. Buch wurde «ehrenwörtlich» verpflichtet, über den Inhalt des Geheimauftrags zu schweigen. Wenn nicht alles täuscht, so drohte Hitler damals ein Skandalprozess – ein Prozess, bei dem es um dunkle Flecken aus seinem Privatleben ging. Kurz darauf lud der Parteirichter Geli und Hitler zu einem längeren Aufenthalt in sein Haus ein, um ihnen «über das schwere Erlebnis [des Treuebruchs? – L.M.] hinwegzuhelfen»⁹¹. Doch die beiden entschieden sich für eine Reise nach Norddeutschland, wo sie in Hamburg und auf Helgoland in Begleitung von Joseph Goebbels «schöne Tage» verbrachten.⁹² Über sein «schweres Erlebnis» hinweggeholfen hat Hitler diese Zerstreung aber wohl nicht. Buch wenigstens war angesichts der «Menschenverachtung», die Hitler noch im Herbst 1928 an den Tag gelegt habe, in «banger Sorge». Dabei hatte er grösstes Verständnis dafür, «dass die bitteren Enttäuschungen an Menschen, auf die Sie lange Zeit glaubten bauen zu können, Sie während der letzten Monate in eine derartige Stimmung gebracht haben». Gleichwohl riet er zur Trennung, nicht zur Rache. «Sie dürfen sich nicht mit Leuten belasten, die Ihr Vertrauen gebrochen, Sie belogen haben (mag das auch nach Zeiten der anscheinend treuen Ergebnisse geschehen sein).» Und: «Das Vertrauen in den Führer» werde nur gefestigt, «wenn die Öffentlichkeit sieht, dass er stark genug ist, charakterlose Schwächlinge auch trotz jahrelanger Verdienste abzustossen»⁹³.

Verklausulierte Formulierungen wie diese geben keinen Aufschluss über die wahren Hintergründe des Konflikts, zeigen jedoch, wie drama-

tisch sich die Dinge zugespitzt hatten. Offenbar mussten Hitlers Mitstreiter ihren ganzen Einfluss geltend machen, um den aufgebrachten Parteiführer von unüberlegten Handlungen abzuhalten. Die Beschwichtigungsversuche fruchteten: Ende des Jahres war der Streit beigelegt, und zwar ohne öffentlichen Skandal, Prozess oder Blutvergießen. Der Boden freilich muss noch lange nachgebebt haben, anders ist die Tagebucheintragung, die Goebbels im Oktober nach einem Gespräch mit dem Gauleiter Karl Kaufmann machte, nicht zu verstehen. Der habe ihm «wahnwitzige Dinge vom Chef» erzählt: «Er und seine Nichte Geli und Maurice. Die Tragödie Frau. Soll man denn verzweifeln? Warum müssen wir alle so an der Frau leiden? Ich glaube fest an Hitler. Ich verstehe alles. Wahres und Unwahres.»⁹⁴ Auch Goebbels wusste mithin nicht so recht, wie er den «Wahnwitz» einordnen sollte. Er nahm die Affäre als Konkurrenzkampf um eine Frau wahr, und das konnte Hitler nur recht sein. Das Scheidungs-drama Hitler-Maurice hätte ja, wie es scheint, Dinge ins Rollen bringen können, die unbedingt unter Verschluss gehalten werden mussten, selbst engsten Mitarbeitern gegenüber.

Am 1. August 1928 stellte Hitler Maurice ein nicht zu beanstandendes Arbeitszeugnis aus.⁹⁵ Da war der angeblich schon ein «Verfemter», der «ganz zurückgezogen» leben und sich «unter vielen harten Entbehrungen» eine neue Existenz aufbauen musste.⁹⁶ Allzu schlecht allerdings ging es ihm in Wahrheit nicht. Immerhin eröffnete er in München bald ein Uhrengeschäft, und das, obwohl er jahrelang nicht mehr als Uhrmacher gearbeitet und auch keinen Meisterbrief hatte. Ausserdem wird er ein beträchtliches Startkapital benötigt haben, und wer ausser Hitler kam für eine solche Finanzspritze in Frage? Otto Strasser behauptete, Maurice habe 20.000 Reichsmark Schweigegeld erhalten.⁹⁷ Wie auch immer, Maurice verschwand von der Bildfläche. Aus der NSDAP trat er nicht aus,⁹⁸ Hitler und er jedoch waren geschiedene Leute.

Und Geli Raubal? Die hatte zwar ihren Verlobten verloren, wurde dafür aber von Hitler «entschädigt», indem sie seit Ende 1928 seine ständige Begleiterin war. Er führte sie aus, und man sah die beiden beim Einkaufen, in der Oper, im Kino und im Theater. Sie erhielt Gesangsun-

terricht, kam mit auf Hitlers Reisen, und sogar an den Männerstammtischen, etwa im Café Heck, durfte die kesse Nichte Platz nehmen. Im Herbst 1929 bezog sie ein Zimmer in seiner Wohnung am Prinzregentenplatz. Zweifellos genoss Hitler dieses Brautpaarspiel, denn Geli war eine angenehme Gesellschafterin. Das fand fast jeder aus Hitlers Entourage; Hess schätzte sie von Anfang an, und für Julius Schaub war sie «ein grosses Kind, das man gern haben musste», «ungemein lebenslustig» und ohne «Hemmungen».⁹⁹ Hitler mochte ihre Art und war darauf aus, die Frau an seiner Seite «überall herumzuzeigen», um damit «seinen Parteikameraden [...] zu imponieren»¹⁰⁰. Hanfstaengl behauptete sogar, «dass Hitler sich eine Zeitlang wie ein verliebter Jüngling aufführte»¹⁰¹. Was sich tatsächlich zwischen ihm und Geli abspielte, darüber liess und lässt sich spekulieren. Mehr als unwahrscheinlich ist aber, dass Hitler mit seiner Nichte intim wurde; Christa Schroeder etwa war sich sicher, dass er «keine sexuellen Beziehungen mit ihr»¹⁰² gehabt hat.

Jedenfalls verfügte Hitler über die lebens- und unternehmungslustige junge Frau in immer grösserer Masse, und irgendwann führte er sie ganz und gar am Gängelband seiner egoistischen Interessen. Gegenüber Hoffmann soll er gesagt haben: «Richtig! Ich liebe Geli und könnte sie heiraten, aber Sie kennen meine Ansichten und Sie wissen, dass ich dazu bestimmt bin, Junggeselle zu bleiben. Deshalb behalte ich mir das Recht vor, über den Kreis ihrer Männerbekanntschaften zu wachen, solange bis der Richtige kommt. Was Geli jetzt als Einschränkung betrachtet, ist in Wahrheit eine weise Voraussichtsmassnahme. Ich bin fest entschlossen darauf zu achten, dass sie nicht in die Hände eines unwürdigen Abenteurers oder Schwindlers fällt.»¹⁰³ Dazu passt, was Christa Schroeder später aus Hitlers Erzählungen deutlich heraushörte: dass er nämlich «Geli für ein gemeinsames Leben zu erziehen gedacht hatte»¹⁰⁴. Das leuchtet ein. Hitler hatte mit seiner attraktiven Nichte ja endlich eine Frau gefunden und damit ein Reputationsproblem gelöst. Ihr nach aussen eheähnliches Verhältnis führte zu Gerüchten, und dies wiederum war Hitler durchaus recht.

Allerdings hatte Hitler die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Geli Raubal sah für sich nämlich so keine Lebensperspektive, zumindest keine dauerhafte. Was sie anfangs noch genossen hatte, wurde ihr jetzt bald zum Verdross, zum Goldenen Käfig, und sie wollte zweifellos mehr sein als ein blosses Vorzeigeobjekt. So wurde sie, wie Henriette von Schirach schreibt, «in den Jahren, die sie so nah bei Hitler lebte, verschlossen, sie wurde ernst»¹⁰⁵. Die Folgen sind bekannt: Depressionen, Ausbruchsversuche und Streit, schliesslich ihr früher Tod durch eine Kugel aus Hitlers Revolver. Was mit der 23jährigen im September 1931 tatsächlich geschah, das hat man immer wieder zu rekonstruieren versucht, aber mangels gesicherter Quellen bis heute vergebens. Moralisch allerdings ist die Sache klar: Hitler hat damals einen Menschen benutzt, um ein für ihn unlösbares persönliches Problem von sich wegzuschieben. Dass sein Opfer daran irgendwann zerbrechen würde, hat er in Kauf genommen.

Etwa anderthalb Jahre nachdem Geli Raubal ihrem Leben ein Ende gesetzt hatte, tauchte ihr einstiger Verlobter Emil Maurice plötzlich wieder auf. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten diente er sich im Frühjahr 1933 abermals seinem «lieben Hitler» an. Später begründete er den Annäherungsversuch damit, dass Himmler ihn in diesen Wochen bedroht und verfolgt habe,¹⁰⁶ was durchaus zutreffen mag: Von 1928 her hatte der «Führer» ja noch manche Rechnung offen, die der neue Polizeichef von München nun begleichen wollte. Weiter berichtet Maurice, er habe sich in grosser Sorge an Hitler persönlich gewandt, und glücklicherweise habe der ihm «zur Versöhnung sofort die Hand» gereicht und gesagt: «Mosel, ich habe Dir damals Unrecht getan.»¹⁰⁷ Was Maurice verschweigt, ist, dass er für diesen «Gnadenerweis» mit einer Komplizenschaft bezahlen musste, die wohl zugleich als Mut- und Verlässlichkeitsprobe gedacht war. Am 9. März 1933 nämlich, dem Tag der Machtübernahme in Bayern, waren er und Max Amann, eskortiert von einem SA-Trupp, in die Redaktionsräume des ‚Geraden Weges‘, der Zeitschrift des Hitler-Gegners Fritz Gerlich, gestürmt. «Wo ist Gerlich, die

Sau?» soll sein Begleiter immer wieder gebrüllt haben. Als er sein Opfer schliesslich fand, habe er ihm mehrmals brutal ins Gesicht geschlagen.¹⁰⁸ Vier Tage später erhielt Maurice von Hitler die handschriftliche Bestätigung, dass er für eine Position als Münchner Stadtrat vorgesehen sei.¹⁰⁹ Ein Porträtfoto aus dem Jahr 1933 zeigt ihn stolzerfüllt in SS-Offiziersuniform, die Ratsherrenkette um den Hals.¹¹⁰

Seine neue Verbundenheit mit Hitler konnte Maurice etwas später endgültig bei der blutigen Abrechnung mit Röhm unter Beweis stellen.¹¹¹ In Anerkennung «seiner Verdienste um die Niederschlagung der Verbrecherrevolte»¹¹² wurde er SS-Standartenführer. Damit hatte er den Makel der Abtrünnigkeit restlos beseitigt. Spätestens jetzt frischten Hitler und er ihre alte Bekanntschaft wieder auf. Im Oktober 1934 lud Hitler ihn zu einer Exkursion nach Landsberg ein, beim alljährlichen Gedenktag zum Hitler-Putsch war Maurice ebenfalls anwesend, und ein Foto aus jenem Jahr zeigt ihn vor der Feldherrnhalle in vorderer Reihe, direkt hinter Hess und Hitler.¹¹³ Dass die beiden Männer sich mittlerweile nicht nur ausgesöhnt, sondern sogar wieder angefreundet hatten, kam nach dem Krieg zutage: Während Hitlers Aufenthalt in München sei Maurice «stets sein Begleiter»¹¹⁴ gewesen, heisst es in den Entnazifizierungsakten. Und sein Anwalt räumte ein, dass Maurice nach 1933 «vom Führer bei seiner Anwesenheit in München gern gesehen wurde»¹¹⁵.

Jetzt sparte Hitler nicht mehr mit Gesten der Fürsorge. 1935 hatte sich Maurice zu einer Heirat mit einer 14 Jahre jüngeren Medizinstudentin entschlossen. An der Verlobungsfeier nahm auch Hitler teil. Er «war ausgesprochen charmant zu mir», erinnerte sich Hedwig Maurice später: «Nicht jener Charme, der angelernt ist, sondern einer, der aus dem Herzen kommt.»¹¹⁶ Demonstrativ wurde annonciert, dass der «Führer» für die anstehende Hochzeitsfeier seine Wohnung zur Verfügung stelle.¹¹⁷ Hitler musste dann doch kurzfristig absagen, besuchte jedoch wenig später die Frischvermählten in deren neuer Wohnung und übergab 1.000 Reichsmark als Hochzeitsgeschenk.¹¹⁸

Indes war die Eheschliessung auch mit Unannehmlichkeiten verbun-

den: Vor seiner Trauung hatte Maurice als SS-Mitglied eine Ahnentafel vorlegen müssen, und Himmlers eifrige Rechercheure machten einen jüdischen Vorfahren aus. Daher beabsichtigte der Reichsführer SS, den «Nichtarier» aus seiner Organisation auszuschliessen. Doch Hitler befand, «dass in diesem einzigen Ausnahmefall» Maurice und seine Brüder in der SS verbleiben könnten, «da er sein allererster Begleiter war und er und seine Brüder und die ganze Familie Maurice in den ersten, allerschwersten Monaten und Jahren der Bewegung mit seltener Tapferkeit und Treue dienten»¹¹⁹.

Die Behandlung, die Hitler Emil Maurice innerhalb eines Jahrzehnts angedeihen liess, ist bemerkenswert: Zuneigung, Verdammung, Kompromittierung, Rehabilitation, Protektion. Zwei Erklärungen für dieses jähle Auf und Ab bieten sich an: Entweder hat Hitler trotz aller Enttäuschungen und Irritationen nie aufgehört, seinen «Windhund» zu lieben, oder er hat ihn so gefürchtet, dass es ihm klüger erschien, ihn zu korrumpieren als – mit unkalkulierbaren Folgen – zu liquidieren. Wahrscheinlich liegt die Wahrheit auch hier in der Mitte.

Hitlers Frauen:

Magda Quandt und Leni Riefenstahl

Der Tod Geli Raubals 1931 war für Hitler eine Katastrophe. Sein Frauenproblem, durch die Verbindung mit ihr eine Zeitlang in den Hintergrund getreten, wurde wieder virulent, und vorerst war keine Lösung in Sicht – jedenfalls keine, die er nach innen wie nach aussen halbwegs glaubwürdig vertreten konnte. Diese Situation drohte den sensationellen Karrieresprung, den die Reichstagswahlen vom September 1930 für ihn bedeuteten, zu gefährden. Denn als öffentliche Person konnte er die Frage nach dem Grund für seine Ehescheu eben nicht ewig unbeantwortet lassen, weder für seine Anhänger noch für seine Gegner. Aber auch weil Hitler, dessen Aura sich nicht zuletzt autosuggestiven Kräften verdankte, vor sich selbst nicht als «Versager» dastehen wollte, musste er das Problem angehen.

Sehen wir also, wie er sich in den Monaten nach dem tragischen Ende seiner Nichte Frauen gegenüber präsentiert hat; genauer: gegenüber Frauen, die er augenscheinlich mochte (und umgekehrt), die attraktiv und bindungsfähig, ja bindungswillig waren. Magda Quandt ist hier als erste zu nennen und dann Leni Riefenstahl. Beide hätte Hitler 1931/32 heiraten können – wenn er denn gewollt hätte. Aber er wollte nicht nur nicht, sondern inszenierte sein Nichtwollen zudem so, dass daraus für lange Zeit ein öffentlich wirksames Palliativum wurde.

Magda Quandt, Privatsekretärin und Geliebte seines Propagandaleiters Goebbels, lernte Hitler im Herbst 1931 näher kennen. Sie war von seinen öffentlichen Auftritten derart «hingerissen und entflammt», dass sie dem Parteiführer Mitte Oktober in dessen Berliner Hauptquartier, dem Hotel «Kaiserhof», ihre Aufwartung machte.¹²⁰ Die Gefühle, die diese Begegnung bei beiden auslöste, schienen eine engere Beziehung durchaus in den Bereich des Möglichen zu rücken,¹²¹ und Leni Riefenstahl gegenüber gab die Hitler-Verehrerin ohne weiteres zu, dem «Führer» in stärkster Liebe zugetan, ja «verfallen» zu sein: «Erst als mir klar war, dass Hitler, ausser Geli, seiner Nichte, deren Tod er nie überwinden wird, keine Frau mehr lieben kann, sondern, wie er immer sagt, nur ,sein Deutschlands habe ich in eine Ehe mit Dr. Goebbels eingewilligt, weil ich nun dem Führer nahe sein kann.»¹²²

Hier taucht zum ersten Mal eine Sprachregelung auf, die fortan zu einem wichtigen Versatzstück der Hitlerschen Camouflage werden sollte: die Liebesunfähigkeit nach dem Tod der Nichte. Freilich steht diese Formel in krassem Gegensatz zu der Tatsache, dass der Untröstliche bereits vier Wochen nach dem Selbstmord Geli Raubals wieder zu Liebeswerben in der Lage war, und es kommt noch hinzu, dass sich die Avancen wohl etwas länger hingezogen haben, als man angesichts der dürftigen Überlieferung annehmen mag. Am Ende stand die Dreiecksbeziehung Quandt-Goebbels-Hitler, die der damalige Stabschef der SA, Otto Wagener, auf Hitlers Geheiss eingefädelt hatte. Kurt Lüdecke hat einen aufschlussreichen Kommentar Magda Quandts überliefert: Bei ich-

rer Hochzeit am 19. Dezember 1931 sei Hitler in der Tat, wie die Amerikaner sagen, «the best-man» gewesen, «while the Doctor was only the groom» – Hitler war also der Trauzeuge und Goebbels «nur» der Bräutigam, eine unmissverständliche Akzentsetzung, zu der auch ihre Bemerkung passt, Hitler betrachte jetzt, ein halbes Jahr später, ihre Berliner Wohnung als sein «zweites Zuhause» und fühle sich dort ausgesprochen wohl.¹²³

Anfang 1932, mit nunmehr 43 Jahren, hatte Hitler endlich erreicht, was ihm schon lange vorgeschwebt haben mochte. Er erfreute sich der Zuwendung, der Bewunderung und Fürsorglichkeit einer charmanten Frau, ohne irgendwelche Verpflichtungen eingehen zu müssen. Ausserdem hatte er einen seiner wichtigsten Gefolgsleute glücklich gemacht, indem er Goebbels zu einer Ehe verhalf, in die Magda Quandt sonst vielleicht nie eingewilligt hätte.¹²⁴ Gleichzeitig konnte er – mit Verweis auf Geli's Tod – verkünden, keine Frau mehr lieben zu können, ja sogar «den Drang zum körperlichen Besitz einer Frau überwunden»¹²⁵ zu haben. Sieben Jahre zuvor hatte er Rudolf Hess noch etwas ganz anderes weismachen wollen: Er vermeide «stärkere Neigungen [...] zu einem weiblichen Wesen», weil er «jederzeit ohne den geringsten menschlichen, persönlichen Gedanken sich allen Gefahren aussetzen und wenn nötig sterben können» müsse.¹²⁶

Aber Hitler wäre nicht Hitler gewesen, wenn er 1931 nicht auch noch versucht hätte, aus seiner persönlichen Situation politisches Kapital zu schlagen. Geli Raubals Tod gab ihm die Gelegenheit, seine Selbsterfindung als politischer Retter des deutschen Volkes um eine weitere Facette zu bereichern, nämlich um die Legende, dass Deutschland seine wahre und einzige Braut sei, für die er persönliche Opfer bringen müsse. Zunächst war das nicht viel mehr als die theatralische Übersteigerung eines womöglich halbwegs echten Schmerzes, den Hitler nach dem Selbstmord seiner Nichte empfunden haben mag. Aber je öfter er das Rührstück anderen vorführte, desto deutlicher trat das Künstliche, das Gewollte dabei hervor.¹²⁷ Die dramatische Trauerattitüde wurde zum Ablenkungsmanöver, zur Tarnung für die Lüge, dass nunmehr für den

«Führer» keine andere Liebe mehr in Betracht komme als die zu Deutschland.

Leni Riefenstahl hat in ihren Memoiren eine Begegnung mit Hitler am Strand von Horumersiel an der Nordsee überliefert,¹²⁸ die uns einen Einblick in die Natur jenes Privatmythos gewährt – eines Mythos, der letztlich, so muss man annehmen, auf der inneren Abwehr eines gleichgeschlechtlich veranlagten Mannes mit heterosexuellen Sehnsüchten beruhte. Ein fast sommerlicher Abend am Meer Ende Mai 1932 bildete die romantische Kulisse für einen Auftritt, den Riefenstahl folgendermassen schildert: «Hitler war ganz entspannt und sprach von seinem privaten Leben und von Dingen, die ihn besonders interessierten. Das waren vor allem Architektur und Musik – er sprach über Wagner, König Ludwig und Bayreuth. Nachdem er darüber eine Zeitlang geredet hatte, veränderten sich plötzlich sein Ausdruck und seine Stimme. Leidenschaftlich sagte er: ‚Aber mehr als alles andere erfüllt mich meine politische Aufgabe. Ich fühle in mir die Berufung, Deutschland zu retten – ich kann und darf mich dem nicht entziehens [...] Es war dunkel, und ich konnte auch die Männer hinter uns nicht mehr sehen. Wir gingen stumm nebeneinander. Nach einer langen Pause blieb er stehen, sah mich lange an, legte langsam seine Arme um mich und zog mich an sich. [...] Er schaute mich erregt an. Als er merkte, wie abwehrend ich war, liess er mich sofort los. Er wandte sich etwas von mir ab, dann sah ich, wie er die Hände hob und beschwörend sagte: ‚Ich darf keine Frau lieben, bis ich nicht mein Werk vollendet habe. «¹²⁹

Auch wenn Riefenstahl, die damals offenkundig um die Gunst des kommenden Mannes buhlte,¹³⁰ vielleicht nicht so abwehrend reagierte, wie sie hier glauben machen will: So und nicht anders wird man sich Hitlers Benehmen verliebten Frauen gegenüber vorzustellen haben, als vorgebliche Liebesmüh' in don-juanesker Pose, deren Erfüllung aufgrund einer höheren Berufung versagt bleibt. Aus reflexartiger Abwehr gegen jede Berührung seitens einer Frau hatte Hitler eine höchst suggestive Methode entwickelt, um als prinzipiell liebesfähiger Mann erschei-

nen zu können, zu dem sich die Frauen durchaus hingezogen fühlen durften. Den Zugewinn an Selbstsicherheit, den ihm dieser schauspielerische Kunstgriff einbrachte, kann man gar nicht hoch genug bewerten. Auch seine Wirkung auf andere verfehlte er nicht.

Als Lüdecke im August 1932 versuchte, Hitler in einem vertraulichen Gespräch die wahren Gründe für das Nichtzustandekommen der Heirat mit Magda Quandt zu entlocken, konterte der mit der Bemerkung, er sei doch damals mit seiner Geli «der glücklichste Mann auf der Welt gewesen»¹³¹. Lüdecke, der offenbar nicht wusste, dass sich die Affäre vier Wochen *nach* Gelis Tod abgespielt hatte, fühlte sich vollkommen entwaffnet, besonders als Hitler auch noch zu weinen anfang.

Hitler dagegen gefiel sich in seiner neuen Rolle und orakelte etwa: «Es ist ganz richtig, dass ich die Blumen liebe, aber das ist doch noch kein Grund, warum ich Gärtner werden sollte.»¹³² Mit solchen nebulösen Formulierungen wollte er Spekulationen bewusst Raum geben. Im Gespräch mit Kurt Lüdecke bemerkte er ein andermal, er höre immer wieder von «skandalösen Weibergeschichten», in die Lüdecke verwickelt sei, könne allerdings über derartige Gerüchte nur sagen, es sei besser, «Frauen zu haben als Männer».¹³³ Dies klang ganz so, als ob Hitler dabei eine Formulierung des deutsch-italienischen Schriftstellers Curzio Malaparte im Sinn hatte. Der hatte nämlich in seinem 1932 erschienenen Buch ‚Der Staatsstreich von Hitlers «tief weiblich(em) Geist» gesprochen: «Seine feminine Seite erklärt den Erfolg Hitlers, seine Gewalt über die Menge, den Enthusiasmus, den er in der deutschen Jugend hervorruft. [...] ‚Nicht eine einzige Frauengeschichte ist über ihn in Umlauf‘, behauptet einer seiner Biographen. Es wäre besser, von den Diktatoren zu sagen, es sei nicht eine einzige Männergeschichte über sie in Umlauf.»¹³⁴ Hitler konnte diese Häme nicht gleichgültig sein – zumal seine Gegner sie sogleich genüsslich aufgriffen.¹³³ Unter dem Druck solcher Erfahrungen war schnell zu lernen, dass es ihm nur nutzen konnte, mit *Frauen* im Gerede zu sein. Auch in dieser Hinsicht hat ihm seine engere Umgebung in den Jahren 1932/33 zugearbeitet, denn sie vermittelte zahlreiche Be-

kanntschaften, bis es Hitler zuviel wurde und er sich den Verkuppelungs-
bemühungen zu entziehen begann. «Ich bin kein Frauenfeind», soll er
schon Ende 1933 zu Leni Riefenstahl gesagt haben, «ich habe schöne
Frauen sehr gern um mich, aber ich vertrage es nicht, wenn man mir
etwas aufzwingen will.»¹³⁶ Nach der Machtübernahme konnte er es sich
erlauben, seine demonstrativ zur Schau gestellten Eroberungen zu redu-
zieren. Nur eine einzige von Hitlers Frauen scheint sich ihrer Theater-
rolle voll und ganz bewusst gewesen zu sein: Eva Braun. Doch darauf
soll an anderer Stelle noch eingegangen werden.

Hitlers «Nebenmann»: Julius Schreck

Was sich am Vormittag des 19. Mai 1936 auf dem Neuen Friedhof in
Gräfelfing bei München abspielte, glich einem Staatsakt. Fast komplett
war die Nazi-Elite angetreten, um Hitlers verstorbenem Fahrer Julius
Schreck die letzte Ehre zu erweisen. Eine solche Aufwartung für einen
Chauffeur dürfte beispiellos sein. Aber hier wurde mehr als nur ein
treuer Angestellter zu Grabe getragen, und Hitler persönlich legte den
ersten Kranz nieder, «meinem alten treuen Mitkämpfer und lieben Ka-
meraden» gewidmet. Schon als er eintraf, habe sein Gesicht «die ganze
Ergriffenheit eines Mannes» gespiegelt, «der seinen Kameraden, den
Nebenmann eines langen, kampfhaften Lebens, verloren hat», vermerkte
der Berichtersteller des ‚Völkischen Beobachters‘¹³⁷ Der Tod des «Ne-
benmannes» ging Hitler nahe. So nahe, dass er den Friedhof nach der
kurzen Ansprache von Heinrich Himmler verlassen musste.¹³⁸

Hitler selbst hatte während der Feier kein Abschiedswort gesprochen,
und auch ansonsten war von ihm in jenen Tagen nicht viel zu vernehmen.
Erst am 30. Mai sah man ihn wieder in der Öffentlichkeit. Die Gedenk-
reden und Nachrufe seiner engsten Gefolgsleute deuteten an, was Hitler
zu sagen nicht imstande oder nicht willens war: wie schwer der Verlust
des «rauen Haudegens mit einem warmen Herzen» ihn getroffen hatte.

ter seiner Federführung entstand 1925 die Stabswache, die später in Schutzstaffel (SS) umbenannt wurde; er war ihr erster Kommandant.¹⁴⁴ Als im April 1926 jedoch der alte Stosstrupp-Führer Berchtold aus dem österreichischen Exil zurückkehrte, wurde Schreck kurzerhand abgesetzt, da die Oberleitung der SS der Meinung war, «dass Schreck nicht mit dem nötigen Führer- und Organisationstalent ausgestattet ist und auch nicht einen Namen hat, der die Gewähr bietet, dass die SS zu einer Elitetruppe der Bewegung werde»¹⁴⁵.

Diese Zurücksetzung hinderte Hitler nicht daran, ihn zwei Jahre später zu seinem Chauffeur, das heisst zum Nachfolger von Maurice, zu machen. Zwar hatte Schreck den Parteichef schon vorher gelegentlich gefahren,¹⁴⁶ doch von 1928 an stand er ihm rund um die Uhr zur Verfügung, für Privatfahrten ebenso wie für politische Termine. Als Hitlers Bekanntheitsgrad nicht zuletzt durch die zahllosen Polittouren stieg, gelangte der «Schreck der Landstrasse» gleichfalls zu einer gewissen Berühmtheit.¹⁴⁷ «Immer wusste er sofort, ob er seine körperlichen Kräfte oder seine List oder seine Fahrkunst einsetzen musste», berichtet Schaub¹⁴⁸ und deutet damit an, dass Schreck für Hitler weit mehr war als nur eine Fahrbereitschaft. Gleichwohl kamen seine Chauffierkünste am Steuer der schnellen, aufsehenerregenden Mercedes-Limousine zugleich Hitlers Sinn für öffentliche Wirksamkeit entgegen: Die häufigen, rasanten Fahrten dürften ihm nicht nur ausnehmend gut gefallen haben,¹⁴⁹ sie dienten zweifellos auch der Imagebildung, sollten den dynamischen Aufbruch in ein neues Zeitalter symbolisieren.

An den ständigen Begleiter des «Führers» wandten sich sogar Leute aus dem engeren Kreis der Naziriege, wenn sie schnell und direkt an Hitler herankommen oder ihm etwas Vertrauliches mitteilen wollten.¹⁵⁰ Binnen weniger Jahre hatte Schreck eine herausgehobene Position in unmittelbarer Nähe Hitlers eingenommen. Sogar etwas dreist soll er, so Albert Speer, kraft seiner Stellung gewesen sein und «spöttische oder scharfe Bemerkungen über die Speichellecker in Hitlers Umgebung» gemacht haben: «Er war der Einzige, der sich solche Freiheiten herausnehmen durfte.»¹⁵¹ Nach Schrecks Tod gingen Gerüchte um, er sei einem

Attentat zum Opfer gefallen, das eigentlich Hitler gegolten habe; die Attentäter hätten sich allerdings in ihrem Ziel getäuscht, da beide sich zum Verwechseln ähnlich sahen.¹⁵² In der Tat wies ihre äussere Erscheinung starke Gemeinsamkeiten auf. Zwar war Schreck etwas stämmiger als Hitler und hatte ein volleres Gesicht, aber ihre Grösse und Haarfarbe stimmten überein. Wie sein Chef trug Schreck einen Seitenscheitel und, was am auffälligsten war, den kurzgestutzten Schnurrbart.

Auf den ungezählten Autofahrten kreuz und quer durch Deutschland hatten beide Männer ein quasifamiliäres Verhältnis entwickelt. Liebevoll «fütterte» Hitler bisweilen den Fahrer unterwegs, «indem er ihm die Brotstücke zureichte»¹⁵³ – eine triviale, doch höchst bezeichnende Geste für den brüderlichen Umgang beider miteinander. Ausserdem entsprangen längst nicht alle gemeinsamen Touren politischen Verpflichtungen. Oft fuhren sie nur los, um «abseits grosser Verkehrswege Deutschlands Landschaft zu erleben». Als Hitler noch nicht so bekannt gewesen sei, schreibt Schreck 1935 rückblickend, seien solche Ausflüge einfacher gewesen. «Da konnte man manches Mal in einem Gasthof unerkannt übernachten oder seine Mahlzeit einnehmen.»¹⁵⁴ Überliefert ist davon naturgemäss wenig. Aber zumindest eine Episode aus dem Jahre 1931 ist belegt: Zu Weihnachten hatte sich Hitler im Hause Wahnfried in Bayreuth angekündigt; doch die Wagners warteten vergeblich. Ein Anruf in München ergab, dass Hitler sich mit Schreck tatsächlich auf den Weg gemacht hatte, aber erst einige Tage später liess er seine Freundin Winifred wissen, er habe lieber für sich sein wollen und deshalb einen Ausflug aufs Land unternommen.¹⁵⁵ Er war in Bad Berneck, einem Luftkurort etwa zwanzig Kilometer vor der Wagner-Stadt. Dort stiegen Hitler und Schreck im Hotel «Bube» – seit 1923 die bevorzugte Unterkunft der Hitler-Entourage – ab und blieben die Feiertage über. Sie waren die einzigen Gäste.¹⁵⁶

Julius Schreck war seit 1920 verheiratet. Offiziell wohnte er bis in die dreissiger Jahre hinein mit seiner Ehefrau Maria bei seiner Mutter Magda in München; dann siedelte er nach Gräfelfing über und liess seine Frau bei der Mutter zurück, ohne sich jedoch scheiden zu lassen. Wenige

Wochen nach seinem Tod wandten sich Magda und Maria Schreck an Hitler. Sie wollten Geld. Aus dem Brief der Mutter geht hervor, dass sie sich auf den «ausdrücklichen Wunsch» des Sohnes mit dessen Ehefrau die Wohnung habe teilen müssen. Nun sei diese Lebensgemeinschaft obsolet geworden, und die «schon lange beabsichtigte Trennung» von der Schwiegertochter sei «in den Vordergrund gerückt». Da ihr nun aber die Unterstützungszahlungen fehlten, die der Sohn ihr bislang gezahlt habe, müsse sie «mit grosser Sorge in die Zukunft blicken». Kurz und gut: «Das meinem Sohn entgegengebrachte Wohlwollen lässt mich hoffen, dass Sie, mein Führer, in diesem Sinne meine vorliegenden Zeilen betrachten.»¹⁵⁷

In einem sehr viel weniger devoten Ton stellte dagegen Maria Schreck ihre Forderungen. Ihr kühl und energisch gehaltener Brief kommt gleich zur Sache: Von ihrem Mann habe sie immer nur das Lebensnotwendigste erhalten. Da sie nun einen eigenen Haushalt gründen wolle, aber keine Einrichtungsgegenstände besitze – die in der alten Wohnung gehörten alle der Schwiegermutter –, benötige sie neben Unterhaltszahlungen «eine Wohnung und dazu die dementsprechenden Möbel, Küche, Schlafzimmer u. Wohnzimmer. Im Vertrauen auf Ihr Wohlwollen rechne ich auf eine würdige Erledigung meiner wirtschaftlichen Lage.» Denn: «Ich habe die ganzen Jahre nie etwas gegen meinen Mann unternommen, um zu meinem Recht auf ausreichende Unterstützung zu kommen, weil ich ihm keine Schwierigkeiten in seinem Beruf in den Weg legen wollte. Seine Rede war immer, er werde mir nie vergessen, dass ich die bittersten Jahre seines Lebens so tapfer mit ihm geteilt habe. Der Tod hat ihn daran gehindert, sein Versprechen doch noch einlösen zu können und damit einer selbstverständlichen Pflicht nachzukommen. Ich habe das feste Vertrauen, dass die massgebenden Stellen meine berechtigte Bitte nicht vollkommen überhören werden und mir nicht ein Leben zumuten, das die Öffentlichkeit über die tatsächliche Lage aufklärt.»¹⁵⁸ Eine einfache Frau, die 1936 derart forsch gegenüber dem mächtigen Diktator auftrat, musste sich ihrer Sache sehr sicher sein. Ihr Hinweis auf die self-

samen Eheverhältnisse zeigte denn auch unverzüglich Wirkung. Hitler bestimmte, dass das Gehalt seines verstorbenen Fahrers bis auf weiteres zu gleichen Teilen der Mutter und der Ehefrau zugute kommen sollte.¹⁵⁹ Wie Albert Speer berichtet, hatte Hitler in seinem Privatgemach auf dem Obersalzberg neben dem Bildnis seiner angebeteten Mutter ein Foto von Julius Schreck aufgehängt.¹⁶⁰

Die Münchner Clique

In München besass Hitler eine kleine Zweizimmerwohnung in der Thierschstrasse, die er 1920 angemietet hatte. Doch hielt er sich hier, so scheint es, nur selten auf. Dem Schriftsteller Hans Grimm, der Hitler im April 1928 besuchte, erschien die Unterkunft als nicht mehr denn ein «Absteigequartier»¹⁶¹. Die bescheidenen Wohnverhältnisse sollten sich erst relativ spät, im Oktober 1929, verbessern, dann allerdings einschneidend, denn Hitler bezog eine repräsentative Wohnung mit neun Zimmern am Prinzregentenplatz im vornehmen Stadtteil Bogenhausen.¹⁶²

Ab Mitte der zwanziger Jahre pendelte der Parteiführer ständig zwischen München und Berchtesgaden, dem kleinen, abgeschiedenen Alpenort nahe der österreichischen Grenze, hin und her. Es war eine Gegend, in die er seit seinen Touren mit Eckart immer wieder gekommen war. Bis 1928 logierte er hier hauptsächlich in Pensionen und Hotels, im Oktober 1928 dann mietete er sich das kleine «Haus Wachenfeld» auf dem Obersalzberg,¹⁶³ ein idyllisches Refugium. Neben Berchtesgaden waren in den zwanziger Jahren noch Weimar, Bayreuth und bisweilen auch Bad Godesberg seine bevorzugten privaten Reiseziele.¹⁶⁴

Und fast immer war Hitler in Begleitung. In München, in den bayerischen Alpen und auf seinen Touren quer durch Deutschland umgab er sich stets mit Mitgliedern seines seltsamen Hofstaates, jener Entourage, die man später als «Chauffeureska» bezeichnet hat.¹⁶⁵ Charakteristisch für die Wahrnehmung vieler Zeitgenossen ist das Befremden, mit dem

Goebbels 1930 auf eine Begegnung mit Hitlers Münchner Clique reagierte: «O, diese Spiesserbande [...] Wie kann ein Mensch wie Hitler das auch nur 5 Minuten aushalten?»¹⁶⁶ In der Tat stellt sich die Frage, weshalb er soviel Zeit mit diesen Leuten verbrachte. Wofür brauchte er sie? Was hat er in ihnen gesucht? Und was offenbar gefunden?

Auf den ersten Blick präsentiert sich Hitlers Gefolge als eine krude Mischung aus wortkargen und leicht beschränkten Adjutanten, schlagkräftigen Leibwächtern, draufgängerischen Fahrern und derb-jovialen Spassmachern. In den ganz frühen Jahren begegnen uns in Hitlers engem Umfeld Gestalten wie der ehemalige Pferdehändler und Rauschschmeisser Christian Weber, der Leibwächter Ulrich Graf oder der erprobte Saalkämpfer und talentierte Versammlungsredner Hermann Esser. Ungefähr ab Mitte der zwanziger Jahre bildeten dann drei Männer, Max Amann, Heinrich Hoffmann und Julius Schaub, den festen Kern seiner Gesellschaft und liessen sich diese Position bis 1945 von niemandem mehr streitig machen. Offenkundig gab es in diesem Zirkel keine streng fixierten Hierarchien und Aufgabenbereiche. Jeder der Getreuen war vielseitig einsetzbar und insofern in gewissem Sinne austauschbar. Zwar hatte kein einzelner für Hitler die Bedeutung solcher Initiationsfiguren wie Ernst Röhm oder Dietrich Eckart, gleichwohl erfüllten sie als Teile der Hitlerschen Stabstruppe eine wichtige informelle Funktion: Sie trugen dazu bei, Hitler privaten Freiraum zu verschaffen.

Hier ist insbesondere Julius Schaub zu nennen, neben Julius Schreck Hitlers zweites Faktotum. Ab Anfang 1925 bis ins Frühjahr 1945 organisierte er Hitlers Privatleben. Er begleitete ihn auf Reisen, regelte die Geldgeschäfte, sorgte für die Haushaltsführung. Er nahm die Gäste in Empfang, wimmelte unerwünschte Besucher ab und konnte so den Zugang zu Hitler steuern.¹⁶⁷ Von all den Männern in dessen nächster Umgebung war er es, der damals am genauesten «über alle intimen und persönlichen Angelegenheiten Hitlers informiert»¹⁶⁸ gewesen war. Speer sah in ihm den «treuesten Gefolgsmann des Führers»¹⁶⁹, und auch Schaub selbst betonte nach dem Krieg, dass er «Hitlers Schatten» war,



Hitler in Begleitung seines persönlichen Adjutanten Julius Schaub (2. v. r.) vor dem Braunen Haus in München um 1932.

«dessen täglicher Begleiter, sein immerwährender Gefolgsmann [...], vielleicht der Einzige, der ihm ungeschmückt wie ungestraft alles sagen konnte, das ihm in den Sinn kam»¹⁷⁰.

Doch neben den Eigenschaften eines persönlichen Adjutanten – insbesondere Diskretion, Zuverlässigkeit und Umsicht – konnte er seinem Herrn noch mehr bieten: Schaub war ein ausgesprochener Film- und Theaterliebhaber und ein gründlicher Kenner des Variétés. Hitlers Faible fürs Kino ist bekannt; Filmvorführungen besuchte er «mit bemerkenswerter Pünktlichkeit und Regelmässigkeit»¹⁷¹, und «ungemein für Theater» sei er auch gewesen, wie Schaub bei einer seiner späteren Vernehmungen zu Protokoll gab. Wenn der «Führer» verhindert gewesen sei, habe er die Vorstellungen allein besucht und dann am nächsten Morgen beim Frühstück davon berichten müssen.¹⁷² Der Adjutant verfügte über zahlreiche persönliche Kontakte zur Münchner Theater- und Filmszene.¹⁷³ Bisweilen lud er Tänzerinnen und Schauspielerinnen «zu einer Plauderstunde in die Führerwohnung». Bei solchen Gelegenheiten, so die Augenzeugin Christa Schroeder, habe Hitlers sonst so spröder und stets «grantelnder» Adjutant «sogar eine umwerfende Liebeshwürdigkeit» an den Tag legen können.¹⁷⁴

Den Männern aus dem Kreis um Hitler waren die Fähigkeit und unbedingte Bereitschaft gemeinsam, Hitlers besonderen Bedürfnissen und Schwächen umfassend entgegenzukommen. Sie garantierten ihm einen gesicherten Rückzugsraum, eine Privatsphäre und boten eine Art Familienersatz. Hier brauchte Hitler sich nicht zu verstellen, hier konnte er seinen Spass an Trivialem und Primitivem ungeniert ausleben. Diese Vertrauten waren auf seine Sprunghaftigkeit und Exzentrik eingestellt und akzeptierten ihn so, wie er war. Ihr ungehobeltes Auftreten mochte von manchen Beobachtern als abstossend empfunden worden sein, doch Hitler nützte ihre Derbheit. So musste er sich, wenn es Unangenehmes zu erledigen galt, nicht selbst die Finger schmutzig machen.

Seine Günstlinge waren Hitler intellektuell weit unterlegen. Sie verfügten kaum über den Willen und die Fähigkeit, politisch auf ihn einzuwirken, höchstens in Personalfragen beteiligten sie sich an der einen

oder anderen Intrige. Eine Kamarilla jedenfalls war das nicht. Als gut-bezahlte Handlanger spannen sie mit Fleiss und Ausdauer an jenem Kokon mit, der Hitlers Privatleben schützte. Aufopfernd, verschwiegen, treu und unbedingt zuverlässig: So erschienen sie nach aussen. Bei genauerem Hinsehen allerdings hätte man bei den meisten von ihnen persönliche Verfehlungen entdecken können, und das erklärt zugleich einiges über die Binnenstruktur der Riege. Denn Hitler wollte Helfer mit lädierten Biographien; erst ein genaues Wissen um die peinlichen und belastenden Dinge aus dem Leben seiner Männer gab ihm die Sicherheit, diese jederzeit unter Kontrolle zu haben. Ernst Hanfstaengl war sogar der Überzeugung, dass Hitler gegen fast jeden von ihnen ein «moralisches Faustpfand und Druckmittel» in der Hand hatte.¹⁷⁵ Sie sollten kompromittierbar und damit willfährig sein – nur so konnte Hitler ein dichtes Netz aus verschiedensten Abhängigkeiten über sie werfen, aus dem es kein Entrinnen gab.

Die Polizeiakten etwa wissen wenig Erfreuliches über das Privatleben von Julius Schaub zu berichten. Im April 1923 ging bei der Parteileitung der NSDAP ein Denunziationsschreiben ein, in dem Schaub's Ehefrau der Prostitution und Zuhälterei bezichtigt wurde: «Sind Sie über das Treiben dieser Frau unterrichtet? Gewiss nicht, denn sonst würden Sie dieselbe höchstwahrscheinlich an die Luft gesetzt haben, da sich Herr Hitler für solche Mitglieder bedanken würde, welche unter die Kontrolle der Sittenpolizei gehören.»¹⁷⁶ Im Mai 1925 wurde die Ehe geschieden. Das Gericht stellte ein Verschulden der Frau fest, da sie sich auf eine aussereheliche Beziehung mit dem Meisterboxer Edmund Schneider – ein Mithäftling ihres Ehemanns in Landsberg¹⁷⁷ – eingelassen hatte. Doch auch Schaub, so das Scheidungsurteil, habe seine Frau stark vernachlässigt; man warf ihm «gröbliche Lieblosigkeit» vor.

Schaub heiratete erst 1931 wieder. Hitler war Trauzeuge und stellte seine Wohnung für die Hochzeitsfeier zur Verfügung.¹⁷⁸ Doch auch diese Verbindung vermochte offenbar Eskapaden des Adjutanten nicht zu verhindern.¹⁷⁹ Eine weitere Schwäche war Schaub's Hang zum Alkohol. Er habe sich bei Empfängen immer wieder «unmöglich benom-

men», doch als man Hitler davon erzählte, machte der nur «eine verzweifelte Armbewegung» und seufzte: «Ja, ich weiss, es ist traurig. Aber was wollt ihr denn, ich habe keinen anderen Adjutanten.»¹⁸⁰ Schliesslich war Schaub einmal mit einer «bösen Korruptionsgeschichte» ins Gerede gekommen und hatte sich mit Hitler kurzfristig sogar überworfen.¹⁸¹ Ungeachtet dessen hat der «Führer» bald darauf in seinem Testament «meinen alten Julius Schaub» mit einer Einmalzahlung von 10.000 Mark sowie einer Monatsrente von 500 Mark bedacht.¹⁸² Das war 1938. Fünf Jahre später sollte er sogar ein «Weihnachtsgeld» von sage und schreibe 300.000 Reichsmark erhalten.¹⁸³ Hitler wollte Schaub's Loyalität – auch über seinen Tod hinaus. Da musste vorgesorgt werden.

Nicht weniger wichtig als solche konkreten Mittel war, dass Hitler die Berufensten aus seinem engsten Kreis unlösbar in seinen Bann zu schlagen wusste. Er gab ihnen das Gefühl, dem «Führer» zu bedingungsloser Treue verpflichtet zu sein. Den besten Beweis, dass er darauf tatsächlich bauen konnte, hat ihm Ende April 1945 wiederum Julius Schaub geliefert, der sich noch in letzter Minute aus dem brennenden Berlin nach Bayern aufmachte, um die Panzerschränke mit Hitlers Privatpapieren in der Münchner Wohnung sowie auf dem Obersalzberg auszuräumen und deren Inhalt zu verbrennen.¹⁸⁴ Was dies für Schriftstücke waren, darüber schwieg Schaub sich allerdings beharrlich aus – bis zu seinem Tod. Nur einmal deutete er geheimnisvoll an, dass ihr Bekanntwerden «verhängnisvolle Auswirkungen gehabt hätte»¹⁸⁵. Wahrscheinlich nicht zuletzt für ihn selbst, am allermeisten aber gewiss für Hitler.

Fünftes Kapitel

Der Kampf gegen Röhm

Nach seinem Ausscheiden aus der Führungsclique der Nationalsozialisten Mitte der zwanziger Jahre hatte Hitlers alter Weggefährte Ernst Röhm sich zunächst mit Gelegenheitsarbeiten durchschlagen müssen: als Vertreter des Deutschen Nationalverlags, dann als Angestellter der Gleisbaumaschinenfabrik Nobel.¹ Daneben schrieb er seine Erinnerungen, die 1928 unter dem Titel ‚Die Geschichte eines Hochverräters‘ erschienen.² Doch all das waren für einen passionierten Soldaten wie Röhm lediglich berufliche Zwischenlösungen, und deshalb griff er im Dezember 1928 sofort zu, als er die Offerte erhielt, Militärberater der bolivianischen Armee zu werden. Hier, in Südamerika, erreichte ihn im Herbst 1930 ein Schreiben, in dem Hitler ihm anbot, das Amt des Stabschefs der SA zu übernehmen. Röhm willigte ein. Am 5. Januar 1931 trat er seinen neuen Posten an.³ Er verfügte schnell über politische Macht, und Ende 1933 berief Hitler ihn sogar als Minister in die Reichsregierung. Nur wenige Monate später wurde Röhm allerdings Opfer einer beispiellosen Mordaktion – ein Verbrechen, das im Auftrag des «Führers» geschah. Was steckte hinter der merkwürdigen Entwicklung, und wie ist sie zu erklären?

Röhms Rückkehr

Die Frage, warum Hitler Röhm überhaupt zurückholte und ihm trotz früherer Differenzen die Führerschaft der SA anbot, lässt sich nur mit Blick auf die politische Konstellation der Jahre 1930/31 beantworten. Nach dem Rückzug Röhm aus der NSDAP-Führung 1925 war es Hitler

zunächst gelungen, sein neues Konzept von der SA als einer auf Strassenterror und Propaganda spezialisierten Wahlkampftruppe innerparteilich durchzusetzen. In den folgenden Jahren trug diese Formierung wesentlich dazu bei, Wahlsiege einzufahren. Seit Januar 1930 stellte die NSDAP mit Wilhelm Frick in Thüringen erstmals einen Minister, im Juni wurde sie zweitstärkste Partei in Sachsen, und bei den Reichstagswahlen vom 14. September des Jahres verzeichnete sie schliesslich spektakuläre Stimmengewinne und war fortan eine politische Kraft, mit der man rechnen musste.

Spätestens jetzt musste der «Führer» der nationalsozialistischen Bewegung in den Kategorien «grosser Politik» denken und handeln. Das hiess vor allem, die traditionellen Eliten einzubinden und dadurch weitere Unterstützung zu erhalten. Hitler ist dieses Problem instinktsicher angegangen. Und ziemlich erfolgreich, wie sein geschicktes Taktieren mit den Kräften des deutschnationalen Lagers zeigt.⁴ Von Beginn an war er sich darüber im klaren, dass er, wenn er die Macht erobern wollte, politische Konzessionen machen und dem Moralverständnis der alten Eliten bis zu einem gewissen Grad entgegenkommen musste. Die SA aber sah dafür offensichtlich keine Notwendigkeit. Immer wieder überspannte sie mit ihren lärmenden Auftritten den Bogen. Übrigens auch innerparteilich: Erst im August 1930 hatte der Berliner SA-Führer Walther Stennes mitten im Wahlkampf offen gegen die Münchner Parteileitung rebelliert, vorgeblich wegen einer Erhöhung des Solds und weil er mehr SA-Kandidaten auf der Wahlliste der NSDAP durchsetzen wollte, in Wirklichkeit aber weil ihm wie so vielen anderen Mitgliedern der NSDAP-Kampftruppe die Strategie der legalen Machteroberung nicht passte.⁵ So kam es zu dem grotesken Schauspiel, dass randalierende SA-Trupps die Geschäftsstelle der Berliner Gauleitung besetzten. Zwar gelang es Hitler, der als Krisenmanager persönlich an die Spree geeilt war, die Lage wieder unter Kontrolle zu bringen, indem er am 2. September 1930 selbst das Amt des Obersten SA-Führers übernahm und als erstes eine bessere Bezahlung der Bürgerkriegstruppe verfügte.⁶ Doch der politische Schaden war beträchtlich, zumal im ganzen Reich

ähnliche Konflikte zwischen SA und Parteiorganisation schwelten.⁷ Die sogenannte Stennes-Krise spitzte sich so zu, dass Hitler am Ende Ernst Röhm um Hilfe bat.

Angesichts der im Winter 1930/31 gegebenen Situation hätte Hitler keine klügere Entscheidung treffen können. Röhm entstammte dem männerbündischen Milieu, aus dem sich die SA im wesentlichen rekrutierte, er kannte die Sprache der Männer und ihre Lebensauffassungen. Aufgrund seiner «ruhmreichen» Freikorpsvergangenheit stand er im Ruf, ein furchtloser Kämpfer zu sein, und als einer der frühen Aktivisten der nationalsozialistischen Bewegung vermochte Röhm natürlich auch parteiintern Gewicht in die Waagschale zu werfen. Diese doppelte Verankerung bot die beste Gewähr dafür, dass Sturmabteilung und Partei nicht weiter auseinanderfallen und die «braunen Bataillone» politisch diszipliniert würden. Zudem eröffnete er der Partei den Zugang zu einem wichtigen Bündnispartner: der Reichswehrführung. Der Generalstabs-offizier Röhm verfügte hier über beste Verbindungen. Mit einem Wort: Röhm war der Mann, der die SA «hoffähig» machen konnte, ohne die schlichteren Gemüter in der Kampftruppe zu verprellen. Und mit seinem Buch «Die Geschichte eines Hochverrätlers» eignete er sich auch noch als «Sympathieträger» für die rebellische Jugend. Im Kanon des offiziellen NS-Schrifttums stellte man es nicht ohne Grund unmittelbar neben Hitlers ‚Mein Kampf‘ und Rosenbergs «Mythus des 20. Jahrhunderts».⁸ Dass es Hitler 1930/31 gelang, blaublütige Prominente wie den Kaiser- sohn August Wilhelm von Preussen oder den Prinzen Philipp von Hessen zum Eintritt in die SA und nicht etwa in die elitäre SS zu bewegen, zeigt auf einer anderen Ebene, wie ernst es ihm damals mit seinem Bemühen war, die Integrationsfähigkeit der SA zu verbessern. Ernst Röhm war ihm dabei die entscheidende Hilfe.

Aber Hitler wusste, dass er mit der Reinstallierung Röhm's zugleich auch ein politisches Risiko einging. Röhm hatte sich für damalige Massstäbe recht offen zu seiner Homosexualität bekannt und bot damit Angriffsfläche für inner- und ausserparteiliche Gegner.



«Unverbrüchliche Freundschaft»: Hitler und sein Stabschef Ernst Röhm in der Phase der sogenannten «Machtergreifung» (1932/33).

Vor dieser Gefahr war Hitler ausdrücklich gewarnt worden; auch forderte man ihn auf, zur Frage der Homosexualität wenigstens öffentlich Stellung zu nehmen – ohne Erfolg natürlich.⁹ Stattdessen versuchte er, sich und den SA-Chef auf unverbindlichere Weise abzusichern. Bereits am 3. Februar 1931 sorgte er für einen bemerkenswerten Erlass. Der Betreff: «Angriffe wegen des Privatlebens» von «obersten und oberen SA-Führern»; nach Hitlers Verständnis zumeist aufgrund von Sachverhalten, «die gänzlich ausserhalb des Rahmens des SA-Dienstes liegen». Darüber «Entscheidungen zu treffen», wies Hitler als «Zumutung grundsätzlich und in aller Schärfe zurück. Abgesehen davon, dass wertvolle Zeit, die im Freiheitskampf notwendiger ist, nutzlos vertan wird, muss ich feststellen, dass die SA eine Zusammenfassung von Männern zu einem bestimmten politischen Zweck ist. Sie ist keine moralische Anstalt



zur Erziehung von höheren Töchtern, sondern ein Verband rauher Kämpfer. [...] Das Privatleben kann nur dann Gegenstand der Betrachtung sein, wenn es wesentlichen Grundsätzen der nationalsozialistischen Anschauung zuwiderläuft.»¹⁰ Hitler wollte damit zeigen, dass er über den Dingen stand, und ausserdem Ernst Röhm den nötigen Schutz geben. Dem homophoben Goebbels passte das gar nicht. «Das darf nicht sein», schrieb er am 27. Februar 1931 in sein Tagebuch, «die Partei als Dorado der 175erei. Dagegen werde ich mit aller Macht anrennen.»¹¹

Politisch erfüllte Röhm schnell alle in ihn gesetzten Erwartungen. Es gelang ihm, Ausschreitungen wie die der letzten Monate zu unterbinden und die Spannung zwischen SA und Parteiorganisation abzubauen, selbst wenn sie bis 1934 niemals völlig verschwand. Die SA gewann immer

mehr Mitglieder, auch ausserhalb des traditionellen Freikorpsmilieus. Das erkannte sogar Goebbels uneingeschränkt an: «Der Stabschef Röhms hat das Wunder fertiggebracht, aus zerfahrenen und losen Gruppen eine feste und unzerreissbare Organisation zu formen.»¹² Zumindest nach aussen befand sich die SA jetzt auf dem Legalitätskurs Hitlers und hatte jedem Putschgedanken abgeschworen.

Doch Röhms Erfolge verdankten sich nicht nur seinem Ruf als tüchtiger Offizier, sondern auch seiner eigenwilligen Personalpolitik. Schlüsselpositionen innerhalb der SA besetzte er bevorzugt mit homosexuell veranlagten Männern, die nun ihrerseits bestimmte Freunde auf bestimmte Stellen zogen. So wurde Röhms Liebhaber aus den zwanziger Jahren, Edmund Heines, den auch Hitler gut gekannt haben soll,¹³ 1931 sein Stellvertreter und SA-Obergruppenführer von Schlesien,¹⁴ und den überaus wichtigen Posten des SA-Gruppenführers von Berlin-Brandenburg übernahm ein weiterer Vertrauensmann aus alten Freikorpszeiten, Wolf Heinrich Graf von Helldorff, dem man einschlägige Verbindungen zur Berliner Homosexuellenszene und ein äusserst enges Verhältnis zu seinem Vorgesetzten nachsagte.¹⁵ Jedenfalls galt er bis 1933 als «Röhms Vertrauensmann» in Berlin.¹⁶ Eine sensationelle SA-Karriere durchlief auch Karl Ernst, der in den zwanziger Jahren in dem Berliner Homosexuellenlokal «Eldorado» die Bekanntschaft von Hauptmann Paul Röhrbein gemacht hatte, dem Führer der ersten Berliner SA.¹⁷ Röhrbein stellte Ernst, der bald «Frau Röhrbein» genannt wurde, 1931 seinem alten Freund Röhms vor, und der förderte ihn nach Kräften. Schon im April 1931 war Ernst, nunmehr Röhms Liebling, Führer der SA-Untergruppe Ost, und ein Jahr später sass er im Deutschen Reichstag.

Die Folge solcher Seilschaften war, dass die SA nach und nach in den Ruf eines Ordens zum Zwecke gleichgeschlechtlicher Ausschweifungen geriet. Goebbels sah für die «Zukunft der S.A. sehr schwarz. Der Schatzen des §175 steht [...] darüber.»¹⁸ Und der Hamburger Kunsthistoriker Christian Isermeyer, selber homosexuell, erinnerte sich vor wenigen Jahren in einem Interview: «Ich habe auch Leute aus der SA kennengelernt.

Die gaben 1933 in Berlin noch rauschende Feste. [...] Auf einem bin ich wohl auch mal gewesen. Irgend jemand, den ich kannte, hat mich dorthin mitgenommen. [...] Es war ganz sittsam, aber ausgesprochen schwul, nur Männer. [...] Na ja, die SA war damals erzschwul.»¹⁹ Eugen Dollmann, zu der Zeit Student in München, berichtete ähnliches; in München hätten die Spatzen von den Dächern gepfiffen, «was in Röhms Häusern und denen seiner Helfer vorging»²⁰.

Auch im «Braunen Haus», in der Adjutantur der Obersten SA-Führung, gelangten Homosexuelle zu politischem Einfluss, etwa der Röhms-Intimus Graf Spreti, der Nachfolger von Du Moulin Eckart, über dessen Neigungen man sich allerdings Widersprüchliches erzählte.²¹ Hitler sah sich später (regierungsintern) sogar zu der Formulierung genötigt, dass nur «aus der unglücklichen Veranlagung des [ehemaligen] Stabschefs [...] die minderwertige Besetzung der SA-Führerstellen zu erklären»²² sei. Die homoerotische Ausrichtung der SA wurde für die NS-Führung zu einer offenen Flanke, einem Einfallstor für politische Gegner, innerparteiliche Konkurrenten und braune Moralapostel. Daran änderten selbst Röhms Erfolge nichts.

Röhms in Bedrängnis

Die Ausschaltung des Berliner SA-Führers Walther Stennes gehörte zu den vordringlichsten Aufgaben, mit denen Hitler Ernst Röhms betraut hatte. Nachdem Stennes Ende März 1931 erneut gegen die Münchner Parteileitung gemeutert hatte, enthob Röhms ihn kurzerhand des Amtes.²³ Während im August des Vorjahres der NSDAP eine echte Krise drohte, war die Angelegenheit diesmal schnell zugunsten Hitlers erledigt, nicht zuletzt aufgrund der sorgfältigen Vorarbeit Röhms, der rechtzeitig ranghohe SA-Führer von Stennes weg zu Hitler gezogen hatte. Die für die nationalsozialistische Bewegung und ihr öffentliches Erscheinungsbild so wichtige politische Lage in der Reichshauptstadt war nun ein für allemal zugunsten Hitlers geklärt – dank Röhms.

Auch der Berliner Gauleiter Joseph Goebbels, der in den Auseinandersetzungen sein eigenes Spiel zu spielen suchte und dessen Position bis zuletzt undurchsichtig blieb, musste sich einreihen. Vielleicht aus Groll über seine Hintansetzung, die ihn politisch zu marginalisieren drohte, vielleicht aus wirklicher Angst vor einer «Sexualisierung» der NS-Bewegung wandte er sich im Frühjahr 1931 offen gegen jenen Mann, der Hitlers Willen so erfolgreich exekutiert hatte. Bei allen möglichen Gelegenheiten machte er die bösartigsten Witze über Röhm's Homosexualität und stellte auf diese Weise sicher, dass die Gerüchteküche auch weiterhin brodelte.²⁴ Goebbels zeigte sich jetzt immer stärker besorgt hinsichtlich des «§175. Da traue ich manchem nicht. Röhm? Man muss Hitler rechtzeitig warnen. Das wäre der Anfang vom Ende.»²⁵

Einem Bericht der kommunistischen «Roten Fahne» zufolge war die Berliner Gauleitung damals «ein Herd von Korruption und Intrigen» und wollte Röhm nach allen Regeln der Kunst demontieren. Kompromittierendes über den SA-Chef wurde nicht nur gestreut, sondern sogar meistbietend verkauft.²⁶ Auf einer Schriftleitersitzung des «Angriffe forderte Goebbels den aus München angereisten Hitler-Getreuen Max Amann auf, «bei Hitler im Auftrage der norddeutschen Parteigenossen die Absetzung [des] Stabschefs [zu] verlange [n]», weil Röhm aufgrund peinlicher Presseenthüllungen – unter anderem in der sozialdemokratischen «Münchener Post»²⁷ – «völlig untragbar» geworden sei.²⁸ Der Berliner Gauleiter stand nicht allein mit dieser Meinung.

Besonders der Stennes-Nachfolger und Hauptmann a. D. Paul Schulz unterstützte die Front der Röhm-Gegner in der Partei.²⁹ Gleich nach seiner Ernennung zum (kommissarischen) SA-Führer Ost hatte er den Schulterchluss mit dem angeschlagenen Gauleiter Goebbels gesucht, dem das gerade recht kam: «Schulz will politisch handeln. Damit würde meine Lage in Berlin mit einem Male wundervoll und klar.»³⁰ So suchten Goebbels und Schulz Ende Mai 1931 Hitler gemeinsam im «Kaiserhof» auf, um ihn für ein stärkeres Engagement in Preussen zu gewinnen: Der «Chef» müsse «mehr als bisher sein persönliches Schwergewicht nach hier oben legen».

Aber Hitler «will nicht recht heran», notierte Goebbels später. «Das wird sich einmal bitter rächen.»³¹ Auch Schulz war «sehr ungehalten auf München» und setzte am 2. Juni 1931, wohl unmittelbar im Anschluss an eine «Aussprache» mit Goebbels,³² einen geharnischten Brief an Hitler auf, von dem er, so ist wahrscheinlich, eine Kopie an seinen Freund und Vorgesetzten Gregor Strasser schickte. Jedenfalls hat dessen Bruder Otto den Brief Ende Juni dem Herausgeber der «Münchener Post» zugespielt und damit erklärermassen «Hitler und die Bewegung treffen wollen»³³. Nach der Veröffentlichung³⁴ war in der Münchner Parteizentrale laut Goebbels denn auch «alles in toller Aufregung»³⁵. Und Röhm fand es «erschütternd», mit derartigen «Angriffe[n] aus den eigenen Reihen» konfrontiert zu werden.³⁶

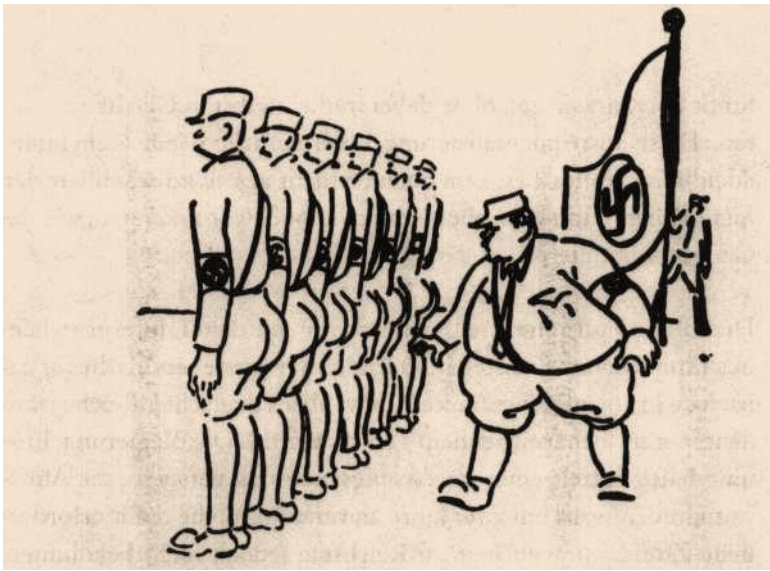
Schulz wollte Hitler «die Gefahren aufzeigen, die m. E. die Verwendung sittlich nicht einwandfreier Personen an massgebender Stelle nach sich ziehen muss». In diesem Zusammenhang nannte er neben dem SA-Führer selbst den Stabschef beim Gausturm Berlin, Karl Ernst, dessen früheren Lebensgefährten Paul Röhrbein, Röhm's Adjutanten Reiner und Graf Du Moulin Eckart sowie den «V-Mann» Dr. Meyer. Die engen Freunde des SA-Führers bildeten, so Schulz weiter, inzwischen eine «homosexuelle Linie», die sich «von München nach Berlin» erstreckte und bei Röhm beginne. In den Berliner Homosexuellenlokalen spreche schon «jeder Strichjunge von den fabelhaften Beziehungen des ‚Freundes‘ Röhrbein über Röhm zu Hitler», und erschwerend komme hinzu, «dass Hauptmann Röhm aus seiner Einstellung absolut keinen Hehl [machen], sich im Gegenteil etwas zugute tut, seine Aversion gegen das weibliche Geschlecht in aller Öffentlichkeit kundzutun». Auch wenn er, Schulz, den SA-Führer «für einen hochqualifizierten Offizier, unfähig jeder gemeinen Handlung halte», müsse er doch dessen «hohe Stellung als Stabschef im Hinblick auf seine homosexuelle Veranlagung» beanstanden. Angesichts des öffentlichen Geredes darüber könne und dürfe «der oberste Führer der NSDAP daran nicht mehr ohne weiteres vorbeigehen. Es ist ja mittlerweile soweit gekommen, dass von marxistischer

Seite aus die Nachricht kolportiert wird, dass Sie, hochverehrter Führer, auch homosexuell seien. Es bleibt eben breiten Schichten, auch der Intelligenz, unverständlich, dass im Braunen Hause weit mehr homosexuell veranlagte Führer sitzen.»

Überschritt schon der Brief selbst fast die Grenze der Zumutbarkeit, so war seine Veröffentlichung für die Hitler-Partei eine mittlere Katastrophe. An einer juristischen Behandlung der Angelegenheit konnte sie trotz gegenteiliger Behauptungen nicht wirklich interessiert sein. Die eingeleiteten Verfahren kamen denn auch «nicht vom Fleck»³⁷, mit anderen Worten: sie wurden verschleppt – und die Klagen gegen die «Münchener Post» später sogar zurückgezogen. Stattdessen brachte die nationalsozialistische Presse einige halbherzige und wenig überzeugende Dementi und beschimpfte den «roten Pressesumpf» in einer Weise, die unmissverständlich zu erkennen gab, dass der Schlag der «Novemberverbrecher» gesessen hatte³⁸. Schulz hatte einen Nerv getroffen und das, wie Goebbels es nannte, nationalsozialistische «Dorado der 175erei» erstmals mit dem «Führer» selbst in Verbindung gebracht. Nun war guter Rat teuer; Hitler zog es vor, zu alledem erst einmal zu schweigen – so wie schon 1928/29, als ihn der ehemalige Reichsmusikleiter Wilhelm Hillebrand aufgefordert hatte, homosexuelle NS-Funktionäre wie den Gauleiter Kube und den SA-Standartenführer Götting zu masseregeln.³⁹

Die «Münchener Post» berichtete noch in weiteren Artikeln über Röhms gleichgeschlechtliche Veranlagung. Sie bezog sich beispielsweise auf einen Spitzelbericht des schon erwähnten Dr. Meyer, eines Gefährten Röhms aus den frühen zwanziger Jahren, der dem SA-Chef eine Zeitlang als Zuträger gedient hatte und nun sein Wissen über dessen homosexuellen Freundeskreis zu Markte trug.⁴⁰ Doch der Kronzeuge kam nicht mehr dazu, vor Gericht auszusagen; am 15. Dezember 1931 fand man ihn erhängt in der Zelle eines Untersuchungsgefängnisses, wo er wegen Betrugs einsass. Offizielle Todesursache: Selbstmord.⁴¹

Damit war Röhms allerdings noch nicht aus dem Schneider. Sein ganzer Hass richtete sich jetzt gegen Paul Schulz, den er aber trotz grosser



Röhm nimmt die Parade der SA ab.

Mit Karikaturen wie der aus dem «Roten Pfeffer» von Dezember 1933 versuchte die deutsche Exilpresse, den homosexuellen SA-Führer Ernst Röhm zu demontieren.

Anstrengungen vorerst nicht ausschalten konnte. Die innerparteiliche Stellung des SA-Chefs blieb bis Anfang 1932 gefährdet, denn Hitler machte einstweilen keine Anstalten, die Intrigen mit einem Machtwort zu beenden. Er hielt es für besser, die Angelegenheit in der Schwebe zu halten, und das ganze Jahr 1931 hindurch kam von ihm in der Sache keine Reaktion. Auch personalpolitisch unternahm er nichts, was Röhm hätte helfen können. Im privaten Kreis sagte Hitler laut Heinrich Hoffmann zwar, dass er Röhm wegen dessen Homosexualität «niemals einen Vorwurf machen oder Konsequenzen ziehen»⁴² werde. Aber die politischen Unwägbarkeiten waren zu gross, um ihn in einer solchen Weise auch öffentlich zu verteidigen. Hitler schien es klüger, Röhm die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Womöglich hat er den «Fall Röhm» sogar als eine Art Versuchsballon verstanden, um zu sehen, wie die Öffentlichkeit den Vorwurf der Homosexualität aufnahm. Immerhin: Es war ja sein eigenes «Problem», das er hier dem öffentlichen Streit überantwortete, ohne

dabei freilich selbst in Gefahr zu geraten. Diese Instrumentalisierung blieb natürlich sein Geheimnis, doch ohne Komplizen kam auch er nicht aus. Und wenn wir den «Fall Röhm» nun weiterbetrachten, können wir erkennen, wie das Ganze funktionierte.

Die folgenden Ereignisse lassen sich nur vor dem Hintergrund der machtpolitischen Konstellation Ende 1931 verstehen, als die für das nächste Frühjahr anberaumte Neuwahl des deutschen Reichspräsidenten zum beherrschenden Thema wurde. Die Regierung Brüning hatte mittels einer Verfassungsänderung versucht, die Amtszeit Hindenburgs um zwei Jahre zu verlängern, die dafür erforderliche Zweidrittelmehrheit im Reichstag jedoch nicht bekommen. Und so begann zur Jahreswende 1931/32 der Wahlkampf, noch zusätzlich verschärft durch fünf anstehende Landtagswahlen, nicht zuletzt in Preussen, wo die Sozialdemokraten ihre wichtigste politische Bastion verteidigen mussten. Hitler taktierte zunächst. Die Frage, ob die NSDAP Hindenburg unterstützen würde, liess er lange unbeantwortet.⁴³

Er war in einer schwierigen Lage und seine Entscheidung von weitreichender Bedeutung. Als Kandidat gegen Hindenburg anzutreten, der gemeinhin als eine über jeden Zweifel erhabene Integrationsfigur wahrgenommen wurde, war trotz des Zuspruchs seiner Mitstreiter mit einem grossen persönlichen Risiko verbunden. Soviel war schliesslich klar: ein Kandidat für das Amt des Staatsoberhauptes, also des Repräsentanten der gesamten Nation, musste ganz anderen Massstäben genügen als ein Parteiführer. Man würde sein Leben genauestens unter die Lupe nehmen, und die Autobiographie, die er in ‚Mein Kampf‘ ausgebreitet hatte, nahmen ihm, wie er wusste, viele nicht ab. Zwischen den Erwartungen seiner Anhänger und dem Wissen um die eigenen Gefährdungen hin- und hergerissen, konnte sich Hitler wochenlang zu keiner Entscheidung aufraffen, und die fortdauernde Auseinandersetzung mit der ‚Münchener Post‘ dürfte ihm den Entschluss noch zusätzlich erschwert haben. Erst am 22. Februar 1932 konnte der Propagandaleiter Goebbels Hitlers

Kandidatur bekanntgeben und die Kampagne eröffnen. Sie sollte, ja sie musste den Nazi-Führer nicht nur als brillanten Politiker, sondern auch als intégre Persönlichkeit anpreisen.

Dies spielte sich auf zwei ganz unterschiedlichen politischen Ebenen ab. Eine davon ist oft beschrieben und analysiert worden: die geniale Inszenierung des Hitler-Mythos. Joseph Goebbels schrieb immer neue Drehbücher für die öffentlichen Auftritte des «Führers», der jede direkte Konfrontation mit Hindenburg vermied.⁴⁴ Der Propagandachef liess den zum letzten Hoffnungsträger der Nation stilisierten NSDAP-Kandidaten unter der Parole «Hitler über Deutschland» per Flugzeug zu den Massenveranstaltungen einschweben. Der wachsenden Gefolgschaft schien es, als ob der Heilige Geist auf sie herniederkäme.

Die andere Ebene jener ins Mythische ausgreifenden Selbstinszenierung Hitlers ist weniger bekannt, aber nicht weniger wichtig: Absicherung von Machtchancen auf Kosten eines engen Vertrauten. Gemeint ist folgendes: Am 7. März 1932 veröffentlichte die linksliberale ‚Welt am Montag‘ drei Briefe des SA-Stabschefs Röhm, die zwei Tage darauf in der ‚Münchener Post‘ erschienen.⁴⁵ Auch andere sozialdemokratische Zeitungen heizten die Kampagne an.⁴⁶ Die Briefe, aus den Jahren 1928/29 stammend und äusserst vertraulich, waren an Röhm's Freund und Arzt Karl-Günther Heimsoth gerichtet, der auch in Kontakt zu anderen homosexuellen Nazi-Führern stand. Im Frühjahr 1931 hatte Röhm versucht, sie wieder in seinen Besitz zu bringen, so zumindest teilte der Informant Dr. Meyer damals den Münchner Sozialdemokraten mit.⁴⁷ Kurz nachdem sie in den Zeitungen erschienen waren, wurden sie überdies als Broschüre gedruckt, zwei von ihnen sogar als faksimilierte Handschriften.⁴⁸ An der Echtheit der Briefe konnte so kein Zweifel aufkommen. Röhm bestätigte sie bald selbst.⁴⁹

Der Herausgeber der Broschüre war ein gewisser Helmuth Klotz.⁵⁰ Im Ersten Weltkrieg Marineoffizier, danach Freikorpskämpfer, gehörte er 1920 zu den Mitbegründern der SA. Als enger Freund des späteren Obersten Parteirichters der NSDAP, Walter Buch, beteiligte er sich 1923 in

München am Hitler-Putsch und kandidierte 1924 als Vertreter der völkischen Rechten für den Reichstag. In den folgenden Jahren wandelten sich seine politischen Ansichten; er wurde ein entschiedener Befürworter der Weimarer Demokratie und stand der SPD nahe. Seiner Publikation der Röhms-Briefe war im Februar 1932 die Veröffentlichung der Broschüre ‚Wir gestalten durch unser Führerkorps die Zukunft‘ vorausgegangen, die im Titel eine nationalsozialistische Parole zitierte.⁵¹ Darin legte Klotz eine akribisch recherchierte Liste mit Vorstrafen der SA-Führer vor, um dem Leser ein Bild von der moralischen Beschaffenheit der Nazi-Eliten zu vermitteln. Zusammen erreichten die Broschüren, die die SPD als Agitationsmaterial im Präsidentschaftswahlkampf verwendete, eine Auflage von 300.000 Exemplaren.⁵²

Die Briefdokumentation, die unter dem Titel ‚Der Fall Röhms‘ erschien, stellte den SA-Chef vor aller Welt bloss.⁵³ «Natürlich» kämpfte er mit bestimmten Absätzen seines Buches ‚Die Geschichte eines Hochverräters gegen den § 175«, schreibt Röhms im ersten Brief an Heimsoth, er habe sogar «in dem ersten Entwurf eine nähere Ausführung über dieses Thema» gehabt, sie «aber auf den Rat von Freunden, die sich von dieser Art zu schreiben mehr Wirkung versprechen, in die jetzige Fassung geändert». Und mit dem «Herrn Alfred Rosenberg, dem tölpelhaften Moralathleten, stehe ich in schärfstem Kampf. Seine [homophoben – L.M.] Artikel sind auch vor allem an meine Adresse gerichtet; da ich aus meiner Einstellung kein Hehl mache.»⁵⁴ Im zweiten Brief, am 25. Februar 1929 in der bolivianischen Hauptstadt La Paz verfasst, spricht Röhms unter anderem von seinen «gleichgeschlechtlichen Gefühle [n] und Aktefn]» und seiner Abscheu gegen den «widernatürlichen Verkehr» mit Frauen.⁵⁵ Im dritten Brief schliesslich, am 11. August 1929 aus dem bolivianischen Uyuni abgesendet, ruft er aus: «Was Sie über Berlin schreiben, hat wieder alle meine Sehnsucht nach dieser einzigen Stadt erweckt. Herrgott, ich zähle schon die Tage, wo ich dort wieder sein kann, und will hier wirklich, wenn’s einmal möglich ist, sparen, damit ich dort etwas vom Leben habe. Das Dampfbad dort ist aber doch

m. A. nach der Gipfel alles menschlichen Glücks. Jedenfalls hat mir dort die Art und Weise des Verkehrs ganz besonders gefallen. [...] Und nun sagen Sie auch unserem gemeinsamen Freunde Fritz Schirmer herzlichsten Gruss und geben ihm in meinem Namen – leider – einen Kuss. Nachdem Sie, wie ich hoffe, auch jetzt glücklich verheiratet sind mit ihm, widerrate ich natürlich dringendst einem Aufenthaltswechsel und einer damit verbundenen allenfallsigen Scheidung. Ich muss übrigens nachdrücklichst beanstanden, dass Ihr Herr Gatte (oder Frau Gemahlin?) kein Bild von sich beigelegt hat. Für derlei Dinge ist man hier äusserst empfänglich. (In diesem Zusammenhang bitte ich Sie übrigens herzlichst: Sie zeigten mir einmal eine so berückend schöne Bildersammlung einschlägiger Szenen. Sollten Sie in dieser Beziehung einige überflüssige Bildchen haben oder für mich erwerben können, so bitte, senden Sie mir bestimmt einige. Ich will Ihnen ewig danken.)»⁵⁶ – Woher hatte Helmut Klotz diese brisanten Dokumente? Welche Interessen waren hier im Spiel, und was hatte das alles mit Hitler zu tun?

Nach Hitlers Machtübernahme 1933 ging Helmut Klotz ins Pariser Exil. Als Frankreich 1940 besetzt wurde, geriet er in die Fänge von Himmlers Sicherheitsdienst und wurde nach Deutschland zurückgebracht, wo man ihn im Folterkeller zwang, über die Ereignisse des Jahres 1932 zu berichten. Seine Aussagen sind glaubwürdig, da der SD jederzeit die Möglichkeit hatte, ihre Richtigkeit zu überprüfen.⁵⁷

Klotz zufolge ging die Veröffentlichung der Röhmer-Briefe auf eine Initiative des preussischen Innenministeriums zurück, genauer gesagt auf drei ranghohe Beamte: den Staatssekretär Wilhelm Abegg, den Regierungsrat Rudolf Diels und den Pressechef Hans Hirschfeld. Von diesen drei Herren sei er «kurz vor der Reichspräsidentenwahl 1932» aufgefordert worden, die ihm als Fotokopien vorgelegten Briefe zu publizieren. Klotz will sich dagegen zunächst gesträubt haben: «Ich sagte [...], dass ich nicht den Standpunkt vertrete, man soll solche Dinge im politischen Kampf und in der Öffentlichkeit verwerten. Abegg erklärte, dies sei auch

seine Meinung, aber Hirschfeld und Diels wollten nicht lockerlassen.» In der Tat liess sich eine solche Sexualdenunziation nicht ohne weiteres mit dem in der deutschen Sozialdemokratie geltenden Anspruch politischer Moral vereinbaren. Doch dann «legte Diels – um seine Forderung zu scharfem Vorgehen zu unterstützen – einen Originalbefehl, der von Röhm selbst gezeichnet war, vor, in dem es u.a. hiess, dass in der SA kein Platz für Homosexuelle sei; gleichzeitig legte er Schriftstücke der NS-Reichstagspartei vor, wonach im Reichstag Sondergesetze gegen Homosexuelle verlangt würden». Erst mit dem Verweis auf die heuchlerische Doppelmoral der Nationalsozialisten gelang es Diels, den zögerlichen Klotz am Ende doch noch zu überreden.⁵⁸

Wahrscheinlich wurde die Entscheidung von Klotz, den «Auftrag» anzunehmen, aber zusätzlich von eigener Entrüstung getragen, besonders mit Blick auf eine mögliche Gefährdung der «deutschen Jugend». Das legt jedenfalls die Bemerkung nahe, die er im September 1932 einer Neuauflage seiner Broschüre vorangestellt hat: «Der ‚Fall Röhm‘ hat längst aufgehört, nur eine Privatangelegenheit des Hitlerschen Stabschefs zu sein. Der «Fall Röhm‘ ist vielmehr zu einem öffentlichen Skandal ersten Ranges geworden, zu einer deutschen Schande. Zu einer Schande vor allem der Nationalsozialistischen Partei – einer Partei, die in ihren programmatischen Erklärungen die drakonischsten «Strafen‘ gegen die Homosexuellen bis zur zwangsweisen Kastration zu fordern sich erdreistet, einen Hauptmann Röhm jedoch nach wie vor in seiner Stellung als Führer junger Menschen duldet und stützt. Ich wiederhole es: mit Herrn Röhm empfinde ich vielleicht Mitleid, mag er dessen würdig sein oder nicht. Jene aber, die – obwohl sie seit Jahr und Tag Kenntnis haben von der aggressiven Homosexualität des Stabschefs Röhm! – ihn zu seinem Amt von neuem berufen haben, verachte ich auf das tiefste und werde ich bekämpfen bis aufs Messer. Sie klage ich an, bewusst und vorsätzlich der homosexuellen Verseuchung der deutschen Jugend Schergendienste geleistet zu haben!»⁵⁹

Klotz erzählte dem SD ferner, wie Rudolf Diels während des Gesprächs im Innenministerium reagierte, als er dem Drängen schliesslich

nachgab: «Diels gratulierte mir und bemerkte, die Frauen würden mir ewig dankbar sein.» Und weiter heisst es: «Ohne die aktive Mitwirkung des damaligen Regierungsrats Diels und ohne sein ständiges Drängen wäre die Aktion Röhm nie unternommen worden, [...] Diels war der tatsächliche Einpeitscher der Aktion.»⁶⁰ Warum aber hatte dieser Ministerialbürokrat ein solch brennendes Interesse an der öffentlichen Demonstration des SA-Chefs?

Rudolf Diels war in der Politischen Abteilung des preussischen Innenministeriums als Dezernent für die Bekämpfung des Linksradikalismus (sprich: der KPD) und für die Spionageabwehr zuständig; innerhalb der preussischen Administration hatte er indes weit grösseren Einfluss, als sein Dienstrang vermuten lässt. An der Spitze des Ministeriums stand Carl Severing, einer der prominentesten sozialdemokratischen Politiker der Republik und als kompromissloser Gegner von Nationalsozialisten und Kommunisten geradezu eine Symbolfigur des «Systems von Weimar». In den beiden extremistischen Lagern wurde er abgrundtief gehasst. Wie ein Hinweis seiner Autobiographie zeigt, war Severing übrigens in die Angelegenheit der «Röhm-Briefe» eingeweiht, wenngleich er dabei nach aussen nicht in Erscheinung trat.⁶¹

Doch zurück zu Diels, dessen politische Haltung Helmuth Klotz folgendermassen skizziert: «Abegg schilderte mir Diels als einen überzeugten Republikaner und Demokraten, der ein tiefer Verehrer Severings sei [...], vor allem sei Diels ein überzeugter Feind der Nationalsozialisten, mir gegenüber sprach Diels mehrfach in hohem Masse verächtlich, ja zynisch vom Nationalsozialismus [...]. Er könne einfach nicht begreifen, wie ein sonst so vernünftiger Mensch wie ich sich am Putsch vom Jahre 1923 habe beteiligen können.»⁶²

Gut geheuchelt, denn Diels war nicht der flammende Republikaner und Demokrat, den seine Kollegen in ihm sahen. Ein Lebenslauf, den er 1935 – inzwischen war er «SS-Standartenführer» – schrieb, bringt Licht ins Dunkel: «1930 wurde ich in das Ministerium des Innern berufen, wo ich alsbald Dezernent zur Bekämpfung der kommunistischen Bewegung wurde. Nach dem 20. Juni 1932 [richtig: Juli 1932⁶³ – L.M.] wurden

meine Befugnisse zur Bekämpfung des Kommunismus bedeutend erweitert, und ich konnte mich bereits damals im engsten Einvernehmen mit den führenden Männern der NSDAP der Vorbereitung der Niederwerfung des Kommunismus in Deutschland widmen. Nach der Machtergreifung von dem Ministerpräsidenten [Göring – L.M.] zum Leiter des Geheimen Staatspolizeiamtes und zum Polizei-Vizepräsidenten von Berlin ernannt, war ich auf Grund der schon in Erwartung der Machtergreifung getroffenen Vorbereitungen im preussischen Staatsgebiet unter dem Befehl des Ministerpräsidenten Göring in der Lage mitzuhelfen, die kommunistische Gefahr mit Beschleunigung und lückenlos zu beseitigen. Mitte 1934 schied ich auf meine wiederholten, dem Ministerpräsidenten und dem Führer vorgetragenen Bitten aus der Leitung der Geheimen Staatspolizei aus und wurde zum Regierungspräsidenten in Köln ernannt.»⁶⁴

Doch vollständig wird das Bild erst, wenn man weiss, dass Diels schon im März 1932, also um die Zeit der Veröffentlichung der Röhmbriefe durch Helmuth Klotz, «Förderndes Mitglied» der SA wurde und dass der Oberste SA-Führer ihn kurz darauf, nämlich 1933, auch noch zum Ehrenführer ernannte. Oberster SA-Führer war bekanntlich seit September 1930 Hitler!

Diels stand in auffallend gutem persönlichem Kontakt zum «Führer». Das lässt sich selbst noch seiner arg geschönten Autobiographie ‚Lucifer ante portas‘ entnehmen, die 1949 erschien. Hier schildert er beispielsweise, wie er im unmittelbaren Auftrag Hitlers Material gegen Röhmsammelte und sich mit dem «Führer» ausführlich über das Thema Homosexualität unterhielt. Darüber hinaus berichtet er breit von den gegen die SA gerichteten Aktionen.⁶⁵ Zwar beschränkten sich seine Aktivitäten angeblich auf die Jahre 1933 und 1934, aber im Legen von falschen Fährten konnte sich Diels nachweislich ja bestens aus.

Überhaupt ist auffällig, dass Diels in den Memoiren mit keinem Wort auf die Frage eingeht, wie er denn als überzeugter Republikaner so schnell zu einem vertraulichen Umgang mit Göring und, mehr noch, Hitler kommen konnte, was den «Führer» bewogen haben mag, ihn mit so heiklen Aufgaben zu betrauen, und warum die beiden Nazi-Grössen ge-



Hitlers früherer Agent, Ministerialrat Rudolf Diels (r.), nach seiner Beförderung zum Chef der Gestapo und SS-Offizier im Gespräch mit Heinrich Himmler; 1933.

rade ihm, einem vermeintlichen Sozialdemokraten, den Aufbau der Gestapo übertragen. Die Antwort lautet: Diels war seit 1932, vermutlich von Hitler selbst instruiert, informeller Mitarbeiter der NSDAP. Das legen die Zeugnisse nahe, die dem öffentlichen Ankläger gegen Diels 1948 beim Spruchgericht Bielefeld vorgelegt wurden.⁶⁶ So baute er nicht nur Kontakte zur SPD auf, sondern auch zur SA, freundete sich mit dem Berliner SA-Führer und Röhm-Vertrauten Karl Ernst an, ja ging bei ihm ein und aus,⁶⁷ ohne dass SPD oder SA je auf die Idee kamen, es hier mit einem Spitzel zu tun zu haben, der für den «Führer» arbeitete.⁶⁸ Was Diels antrieb, hat ein damaliger Kollege von ihm, Hans Bernd Gisevius, später so beschrieben: «Als die braune Flut unaufhaltsam heranrollte, etwa ab 1931, befahl unseren ungetreuen Korpsstudenten bange Sorge. Hatte er

nicht karrieremässig auf die falsche Karte gesetzt? Diels begann, seine polizeilichen Materialien der Opposition zuzuspielen, erst den Nationalen, dann den Nazis.»⁶⁹ Auch Walther Korrodi, einem anderen Kollegen, war Diels' «Verräterrolle» nicht verborgen geblieben, er hielt ihn für einen Menschen von «erschreckender Charakterlosigkeit und Gewissenlosigkeit»⁷⁰. Es ist so gut wie ausgeschlossen, dass Diels ohne Hitlers ausdrückliche Order die Skrupellosigkeit besessen hätte, ein solch heisses Eisen wie die «Röhm-Briefe» anzupacken. Erst im Jahr zuvor hatte der NSDAP-Chef ja noch lauthals verkündet: «Es geschieht nichts in der Bewegung [...], ohne dass ich es weiss und ohne dass ich es billige. Ja, noch mehr, es geschieht gar nichts, ohne dass ich es wünsche.»⁷¹

Wie beschaffte sich Diels die Unterlagen, mit denen er die Intrige gegen Röhm so trefflich zu arrangieren vermochte? Um dies zu beantworten, müssen wir einen Blick zurück ins Jahr 1931 werfen. Damals ermittelte die Berliner Staatsanwaltschaft wegen «widernatürlicher Unzucht» gegen Röhm, offenbar als Reaktion auf die Gerüchte, die von der Berliner Gauleitung der NSDAP über den SA-Chef verbreitet worden waren.⁷² Einem Hinweis von Otto Strasser folgend, führte sie dann am 13. Juli 1931 eine Hausdurchsuchung bei Dr. Heimsoth durch und beschlagnahmte bei dieser Gelegenheit die drei freimütigen Briefe, die später in der genannten Broschüre erscheinen sollten.⁷³ Sie wurden der ebenfalls gegen Röhm ermittelnden Münchner Staatsanwaltschaft überlassen. Schon bald allerdings schief die ganze Sache wieder ein, weil man Röhm keinen wirklichen Verstoss gegen den Paragraphen 175 nachweisen konnte. Er hatte zwar zugegeben, «bisexuell veranlagt zu sein» und «in dieser Richtung schon öfters mit jungen Burschen zu tun gehabt» zu haben. Aber: «Strafbaren Verkehr nach § 175 pfllege ich nicht»⁷⁴ – ein Standardargument aller Beschuldigten, das in der Tat nur schwer zu widerlegen war.

Erst im Februar 1932, unmittelbar vor der Bekanntgabe von Hitlers Kandidatur für die Reichspräsidentenwahlen, kam wieder Leben in die Angelegenheit. Das geht aus einem Bericht des Staatsanwaltsrats Dr.

Kreismann vom preussischen Justizministerium hervor. Er habe, schreibt Kreismann, von seinem Vorgesetzten am 11. Februar den «unverzüglich» auszuführenden Auftrag erhalten, die Akten des Falles «Röhm und Genossen» anzufordern, darunter auch die aus München. Nachdem die dortige Staatsanwaltschaft das Konvolut zunächst als nicht entbehrlich bezeichnet hatte, habe er die Weisung erhalten, «die Münchener Akten nebst sämtlichen Beistücken telegrafisch zu erfordern und die Rücksendung binnen 1 Woche zuzusichern»⁷⁵. Offenbar suchte man in Berlin also etwas ganz Bestimmtes in den Münchner Akten: die kompromittierenden «Röhm-Briefe». Die Staatsanwaltschaften unterstanden zwar den jeweiligen Justizministerien, wechselseitige Akteneinsicht im Zuge der Amtshilfe war aber im Bereich der Ziviladministration durchaus üblich. So konnte nur wenige Tage nachdem die Münchner Materialien in Berlin eingetroffen waren, im preussischen Innenministerium das Gespräch mit Helmuth Klotz stattfinden.

Als im Februar 1932 der Präsidentschaftswahlkampf anstand, muss Hitler die Sache der Röhm-Denunzianten zu seiner eigenen gemacht haben. Einmal, so kann man vermuten, um den SA-Chef in der Hand zu haben, mehr aber noch, um sich selbst vor ähnlich gearteten Angriffen zu retten. Denn es kursierten ebenfalls Gerüchte über eine gleichgeschlechtliche Veranlagung Hitlers, die beispielsweise der Berliner Polizeipräsident Albert Grzesinski durchaus ernst nahm.⁷⁶ Des weiteren fällt auf, dass der Naziführer sich schon längere Zeit, nämlich seit 1931, für die Heimsoth-Papiere interessierte. Doch seine Informanten mussten ihn enttäuschen: «Die bei Dr. Heimsoth beschlagnahmten Briefe», heisst es in einem Geheimbericht an die Parteileitung, «sind von der Staatsanwaltschaft (auch evtl. durch einen Einbruch) nicht zu bekommen.»⁷⁷ Ein halbes Jahr später sah das bereits anders aus. Nun besorgte Diels alles, was für sein Ränke- und Verwirrspiel vonnöten war: das belastende Material, Strohmänner und ein Argumentationsschema, das die geplante Sexualdenunziation auch für Sozialdemokraten akzeptabel machte.

Überdies muss Diels es fertiggebracht haben, selbst den preussischen

Ministerpräsidenten Otto Braun für die Aktion zu interessieren. Anders lässt sich nicht erklären, warum dieser ausgerechnet mit den «Röhm-Briefen» Politik machen wollte. Das beweist die Übersendung der Dokumente «im photographischen Abzug» an den deutschen Reichskanzler Heinrich Brüning am 4. März 1932, die Braun wie folgt begründete: «Ich unterlasse es, in diesem Schreiben den Inhalt der Briefe auch nur anzudeuten. Ich bitte Sie aber, die Briefe selbst dafür um so eingehender zur Kenntnis zu nehmen, und wäre dankbar, wenn sie auch dem Herrn Reichspräsidenten zur Kenntnis gebracht würden, um ihm ein Bild von der Person des Mannes zu geben, der sich als Führer der nationalsozialistischen Sturmabteilungen der besonderen Schätzung des Parteiführers Hitler erfreut.»⁷⁸ Brüning hielt sich in der Angelegenheit bedeckt, obwohl sie ihn lebhaft interessierte.⁷⁹ Er hatte wohl Angst, von den Sozialdemokraten eingespannt zu werden.⁸⁰ Möglicherweise beeinflussten ihn aber auch Reichswehrminister Groener und Generalmajor von Schleicher, denen die Röhm-Kampagne «äusserst missfallen haben» soll.⁸¹

Doch das ist hier sekundär. Die Frage, die uns beschäftigen muss, lautet: Was wollte Hitler mit dem Verschwörungsszenario erreichen?

Ein Interpretationsvorschlag

Einige wenige Zeitgenossen ahnten bereits, was hier gespielt wurde. Zum Beispiel der ehemalige Oberste SA-Führer Franz Pfeffer von Salomon, der über die Stennes-Krise gestürzt war: «Hitler berief Röhm nicht trotz, sondern wahrscheinlich auch wegen seiner Veranlagung», sagte er nach dem Krieg. Die Homosexualität Röhm's sei «ein jederzeit verwertbarer Angriffspunkt» gewesen. Hitler, so Pfeffer weiter, habe Schlüsselpositionen am liebsten mit Männern besetzt, «die einen schwarzen oder schwachen Punkt hatten, bei denen er daher jederzeit die Notbremse ziehen konnte, wenn ihm dies nötig schien». Ausserdem habe er so die ge-

samte SA in Schach halten können: «Je mehr sich die Beliebtheit und die Stellung Röhm bei der SA festigte, desto tiefer musste die SA durch dessen in Unehre erfolgte Absetzung getroffen werden.»⁸²

Hitlers Kalkül wird tatsächlich so oder ähnlich ausgesehen haben. Ja, der «Fall Röhm» liefert geradezu ein Paradebeispiel für seine Strategie innerhalb der engsten Gefolgschaft: die Übertragung «grosser» Aufgaben und einflussreicher Positionen; das Garantieren weitgehender Handlungsfreiheit in der alltäglichen Amtsausübung; das Ausfindigmachen des «schwarzen oder schwachen» Punktes; schliesslich die Drohung mit der «Notbremse». Resultat: völlige Abhängigkeit, ja Hörigkeit des Gefolgsmannes. Man könnte die nationalsozialistische Führungsriege im einzelnen durchgehen und fast überall auf genau dieses Schema treffen: Faszination, Schmeichelei, Korrumpierung, Erpressung.

1932, in einem Augenblick tiefer Resignation, hat Röhm Kurt Lüdecke gegenüber offen eingestanden, dass «meine Verletzbarkeit mich ihm [Hitler – L.M.] ausgeliefert» hat. Das sei «eine schreckliche Sache», denn er habe nun ein für allemal seine «Unabhängigkeit» verloren. Lüdecke wisse ja selbst, wie Hitler einen «fertigmachen» könne. «Dabei waren es doch wir selbst, die ihn zu dem gemacht haben, was er jetzt ist.» Seine, Röhm's, Lage sei äusserst «prekär». «Doch ich halte an meiner Aufgabe fest und folge Hitler blindlings, loyal bis zum Äussersten; mir bleibt keine andere Wahl.»⁸³

Durch den sogenannten «Schulz»-Brief war Hitler selbst in den Verdacht der Homosexualität geraten, und 1932 stand diese Mutmassung noch immer im Raum. Ebendeshalb beschworen ihn hohe Parteifunktionäre wie etwa Konstantin Hierl auch so eindringlich, Röhm zu entlassen, um nicht selbst Opfer der Ereignisse zu werden: «Es kommt den Gegnern gar nicht in erster Linie darauf an, Röhm persönlich, sondern die Bewegung an einer tödlich empfindlichen Stelle zu treffen und vor allem Sie persönlich mit einem Makel zu belasten, und das ist für uns alle das Unerträglichste.»⁸⁴ Sogar parteiinterne Mordpläne gegen Röhm und seinen Kreis wurden im Frühjahr 1932 bekannt.⁸⁵ Hitler jedoch zog sich

auf andere Weise aus der Affäre: dadurch nämlich, dass er den bedrohlichen Spiess noch stärker in Richtung Röhm lenkte. Aber während Röhm's Gegner diesen tatsächlich zu stürzen versuchten, wollte Hitler möglichst lange an ihm festhalten; er verschärfte zwar die Rufmordkampagne, dachte jedoch vorerst nicht daran, seinen Stabschef fallenzulassen. Statt dessen beabsichtigte er, sich als Kamerad und Ehrenmann zu präsentieren, der derart schäbige Angriffe zutiefst verabscheut, ja, er wollte zeigen, dass «Treue» für den «Führer» kein leeres Wort war. Am 6. April 1932, kurz vor dem entscheidenden zweiten Wahlgang für die Präsidentschaftswahlen, erklärte er öffentlich: «Oberstleutnant Röhm bleibt mein Stabschef, jetzt und nach den Wahlen. An dieser Tatsache wird auch die schmutzigste und widerlichste Hetze, die vor Verfälschungen, Gesetzesverletzungen und Amtsmissbrauch nicht zurückschreckt und ihre gesetzesmässige Sühne finden wird, nichts ändern.»⁸⁶ So etwas nennt man abgefemt.

Hitler zielte mit dem Schachzug indes weniger auf seine Gefolgschaft, die für sein Vorgehen ohnehin nur Kopfschütteln übrig hatte,⁸⁷ als auf die breite Öffentlichkeit. Schliesslich fiel die Affäre in eine für den politischen Durchbruch der nationalsozialistischen Bewegung entscheidende Phase. Man stehe «kurz vor der nationalsozialistischen Machtergreifung», schrieb der ‚Völkische Beobachter‘ damals.⁸⁸ Den Röhm-Skandal ausgerechnet in den heissen Wahlkämpfen des Frühjahrs 1932 privatpolitisch auszuschlachten, mutet mithin fast absurd an, wenn man allein auf das damit verbundene Mass der moralischen Diskreditierung blickt; von der öffentlichen Demontage seines Stabschefs allein konnte sich Hitler in der Tat keinen Imagegewinn versprechen. Aber merkwürdigerweise gewann er im Zuge des Röhm-Skandals dennoch an Popularität. Warum?

Die politische Linke bestritt den Wahlkampf in emotionaler Hinsicht nahezu ausschliesslich mit der Kampagne gegen «Röhm und Genossen».⁸⁹ Begierig stürzte sie sich auf die ihr zugespielten Dokumente, hoffte sie doch, mit Beweisen für die Homosexualität des SA-Chefs den verhassten Gegner zu vernichten. Dass Hitler den Köder auswarf, um

sich selbst inszenieren zu können, sah sie nicht. Das allerdings wäre auch zuviel verlangt gewesen, denn der Enthüllungstoff, über den sie nun verfügte, war von der Art, wie ihn politische Feinde sich nur erträumen können. Und während die Gegner der Nationalsozialisten ganz und gar auf das Skandalopfer Röhm fixiert waren, konnte sich der den Niederungen des Parteigezänks enthobene «Führer» als nationaler Messias profilieren. Die Sozialdemokratie stand mit ihrer Offensive bald allein da. Fast schon verzweifelt schrieb der ‚Vorwärts‘: «Man sollte meinen, dass diese Meinung [Entrüstung über die sexuellen Ausschweifungen in der SA – L.M.] Allgemeingut der politischen Kreise wäre. Aber weder die Rechtsparteien noch vor allem die protestantischen Pfarrer, die für Hitler die Trommel rühren, nehmen an der Röhmosexualität irgendeinen Anstoss!»⁹⁰

Die Kampagne verfehlte ihr Ziel. Kaum jemand hat das deutlicher ausgesprochen als Klaus Mann, der 1934 die politische Wirkungslosigkeit des «falsch und unwürdig geführten Kampf[es]» so erklärte: «Jene, die man gegen ihn [Röhm – L.M.] einnehmen wollte, glaubten die Geschichte teils nicht, teils fanden sie nichts dabei; die andren aber, die sich entrüsteten, hatten ihn schon wohl vorher nicht gemocht. Die Tatsache, dass Hitler sich damals vor ihm stellte und den, in einem spiessbürgerlichen Sinn, Kompromittierten weiter deckte, warf – zum ersten und zum letzten Mal – ein fast sympathisches Bild auf die verhasste Kumpanei. Der Schlichteste musste sich sagen: das ist fein, der Hitler hält zu seinem Soldaten, was die Zeitungen auch aus seinem Privatleben schwatzen.»⁹¹

So prallte der moralische Protest gegen die SA-Führung an Hitler, der sich in jenen Wochen mit grossem propagandistischem Aufwand eine staatsmännische Fassade aufgebaut hatte, völlig ab. Mehr noch, Goebbels machte ihn jetzt zu einem «Mann, der nicht nur als Politiker, sondern auch als Mensch bei allen, die ihn kennen, die höchste Liebe und Verehrung geniesst»⁹². Natürlich war diese «private» Seite des «Führers» ein propagandistisches Kunstprodukt, aber die wohlarrangierten Szenen, die ihn der Öffentlichkeit als guten Kameraden präsentierten

und seine «charakterlichen Qualitäten» herausstrichen, verfehlten ihre Wirkung nicht: Die Karikaturisten beschäftigten sich mit «Röhm und Genossen» weit mehr als mit dem «Führer».

Hindenburg wurde zwar wiedergewählt, doch Hitler, der im Unterschied zu dem alten Mann Jugend, Kraft und Zukunft verkörperte, konnte mehr Wählerstimmen auf sich vereinigen als je zuvor. Im April gelang es ihm, die letzte bedeutende Bastion zu schleifen, die den Verteidigern der Weimarer Republik noch verblieben war: den preussischen Landtag. Und bei den vorgezogenen Reichstagswahlen vom 31. Juli 1932 erzielte die NSDAP erneut einen fulminanten Wahlsieg. Sie war jetzt die mit Abstand stärkste politische Kraft in Deutschland. Hitlers Machtübernahme schien vielen nur noch eine Frage der Zeit.

Hitler muss einlenken

Wie reagierte Röhm auf die Angriffe gegen seine Person? Wie ging er mit dem Ränkespiel um, dessen Urheber er nicht kannte? Obwohl er wusste, wie prekär seine Lage war, reichte er zunächst eine Unterlassungsklage gegen Helmuth Klotz ein.⁹³ Bereits am 7. September 1932 hatte der allerdings das letztinstanzliche Urteil erstritten, das ihm erlaubte, «die Briefe des Hauptmanns Roehm zum Zwecke des Schutzes der deutschen Jugend vor homosexueller Entartung zu veröffentlichen»⁹⁴. Ebenso klar setzte sich Klotz gegen das Goebbelsche Hausorgan ‚Der Angriff‘ durch; das Berliner Kammergericht bestätigte am 13. November 1932 noch einmal ausdrücklich «die Echtheit der Roehmbriefe» und verurteilte die Redaktion auch noch zur «Veröffentlichung dieser Entscheidung im Hauptblatt der Zeitung».⁹⁵

Nach den damaligen Massstäben öffentlicher Moral hätte Röhm's Karriere spätestens jetzt, als seine Homosexualität gleichsam amtlich war, zu Ende sein müssen.⁹⁶ Hindenburg soll denn auch im vertrauten Kreis lakonisch gesagt haben, dass man zu Kaisers Zeiten einem Offizier wie Röhm eine Pistole auf den Schreibtisch gelegt hätte; und wenn der die-

sen Wink nicht hätte begreifen wollen, dann wäre der Schuft als ehrlos davongejagt worden.⁹⁷ Doch nichts dergleichen geschah. Zu dem Zeitpunkt, als sich die Justiz über die ganze Angelegenheit ein Urteil gebildet hatte, war das Thema «Homosexualität in der SA» schon längst wieder aus den Schlagzeilen verschwunden. Auch zu personellen Konsequenzen in der NS-Führung war es nicht gekommen. Ernst Röhm, der nach eigener Einschätzung in der ersten Jahreshälfte noch mit dem Rücken zur Wand gestanden hatte, sass Ende 1932 politisch wieder fest im Sattel. Wie ist das zu erklären?

Dass die SA angesichts der Schwierigkeiten, die die Hindenburg-Kamarilla Hitler seit Sommer 1932 machte, von diesem zwecks allgemeiner Einschüchterung gebraucht wurde, kann nur ein Teil der Antwort sein. Denn Röhm wurde trotz seines tiefen Falls noch im Herbst 1932 von Hitler wieder dermassen aufgewertet, dass selbst einige von dessen getreuesten Anhängern die kalte Wut packte.⁹⁸ Den «Freund» erneut zu fördern, war eine mehr oder weniger einsame Entscheidung, die Hitler aus ganz persönlichen Gründen getroffen haben muss.

Womöglich brachte Hitler den «Fall Röhm» am 8. November 1932 bei einem Treffen in München zur Sprache, wo er seine wichtigsten Leute auf die neuen parteipolitischen Aufgaben nach den Reichstagswahlen einschwor.⁹⁹ Nur einen Tag zuvor hatte Mend ihm übrigens mit Enthüllungen gedroht, und aus derselben Zeit stammt Hitlers Ausspruch, er «stehe und falle mit Röhm»¹⁰⁰. Es folgte die «Ernennung Dr. Luetgebrunes zum Obersten Rechtsberater der Obersten SA-Führung durch den Führer persönlich»¹⁰¹: Luetgebrune war jener Anwalt, den Hitler noch vor wenigen Wochen wegen dessen Verteidigungspolitik in Sachen Röhm barsch abgekanzelt hatte.¹⁰² Plötzlich tat Hitler alles, um Röhm zu stärken. Und es gelang ihm: Seit 1933 zählte der SA-Chef wieder zu den mächtigsten Zentralfiguren der NS-Prominenz.

Den propagandistischen Grundstein für dessen parteioffizielle Rehabilitierung legte Rechtsanwalt Luetgebrune mit der Schrift ‚Ein Kampf um Röhm‘, die Anfang 1933 erschien. Sie strich die unverbrüchliche

Freundschaft zwischen Röhm und Hitler heraus, «der nicht einen Augenblick den Kameraden im Stich gelassen hat».¹⁰³ «Als Rechtsanwalt und als Freund des öffentlich angegriffenen Stabschefs» wollte Luetgebrune angeblich «Dinge klarstellen, die durch hundertfältige öffentliche Erörterung bewusst verzerrt dem deutschen Volke vorgegaukelt werden sollten». Um die Frage, «ob die Annahme einer besonderen Sexualanlage bei Röhm zutrifft», gehe es überhaupt nicht. «Es muss vielmehr einmal ganz klargestellt werden, dass die geschlechtliche *Veranlagung* eines Menschen an sich mit Moral und Anstand gar nichts zu tun hat.» Schon gar nicht bei einem Charakter wie Röhm: «Wichtiger für das Wohl des Vaterlandes ist, dass einer in Zeiten der Not und Schande, der Ohnmacht und Wehrlosigkeit ein Kämpfer und Kerl ist, als dass er Moralheuchelei einer untergehenden Gesellschaftsschicht, aus Angst anzustossen, überall Rechnung trägt.» Es sei ein widerwärtiger und schändlicher Rufmord, der mit dieser «dem männlichsten Mann ange-dichtete(n) Eigenschaft» verübt worden sei; namentlich «marxistische Kreise» und «die gesamte Judenpresse» hätten sich der «Ausnützung sexueller Anwürfe» schuldig gemacht. Schlimm sei aber auch der politische «Missbrauch der Justiz», durch den die SPD-Regierung in Preussen die Schmutzkampagne überhaupt erst ermöglicht habe. Dennoch sei dieser «hässlichste und gemeinste Kampf» zum Scheitern verurteilt gewesen, denn Röhm habe den unwürdigen Angriffen «mit soldatischem Gleichmut und unbesiegbarer Kampflost» getrotzt. Dabei wäre es «dem Stabschef ein Leichtes gewesen, mit gleichen Mitteln einen Abwehrkampf in einen gleichgerichteten Angriffskampf zu verwandeln. Material stünde ihm wahrlich reichlich zur Verfügung, um die Sittenrichter ein für allemal zum Schweigen zu bringen.»

Für Ernst Röhm war das ein «Persilschein». Auch ein letzter Versuch von Parteirichter Walter Buch, diese Kehrtwende in einer persönlichen Unterredung mit Hitler im Mai 1933 zu verhindern, schlug fehl, obwohl er ein «dickes Paket» voller Klage- und Beschwerdebriefe in Sachen Röhm mitgebracht hatte. Das alles seien Verleumdungen, wehrte der



Nach der Machtübernahme Hitlers im Januar 1933 durfte sich Ernst Röhm für kurze Zeit als der zweite Mann im Staat fühlen – sehr zum Leidwesen seines Rivalen Joseph Goebbels.

«Führer» ab und verstieg sich sogar zu der Behauptung, Röhm «habe viel zu viel Freude an Frauen, um auf derlei Dinge zu verfallen»¹⁰⁴.

Das ganze Jahr über war Röhm auffallend häufig bei öffentlichen Veranstaltungen und Feierlichkeiten mit Hitler zu sehen, und zwar als ebenbürtige Leitfigur der «Bewegung». Auf dem Reichsparteitag der NSDAP im September 1933 hatte es dann fast den Anschein, als ob die Nationalsozialisten mittlerweile zwei «Führer» besäßen. Kurz darauf durfte Röhm mit einem spektakulären Erlass¹⁰⁵ den «Heuchlern, Muckern und Trägern verdrängter Komplexe» innerhalb und ausserhalb der Partei den Kampf ansagen, und es kann überhaupt kein Zweifel bestehen, dass die darin artikulierte Entrüstung über die «lächerlichen Auswüchse von Prüderie und Schlimmerem» im Jahr zuvor noch völlig undenkbar gewesen wäre. Jetzt aber konnte sich der Oberste SA-Führer ungeniert als Frei-

geist präsentieren. Sein 46. Geburtstag am 28. November 1933 wurde wie ein Staatsfeiertag begangen, und einen Monat später setzte Hitler bei Hindenburg sogar Röhm's Ernennung zum Minister durch. Für den betagten Reichspräsidenten, der noch ein Jahr zuvor erklärt hatte, «es sei ihm geradezu widerlich gewesen», bei einer Audienz «dem ‚Hinterlader‘ (Hauptmann Röhm) die Hand zu geben»¹⁰⁶, war die staatspolitische Firmung des SA-Chefs gewiss eine Zumutung.

Zum Jahreswechsel 1933/34 schrieb Hitler an Röhm einen Brief, der zusammen mit anderen Glückwunschschriften an diverse NS-Größen im ‚Völkischen Beobachter‘ erschien und durch einen besonders herzlichen und vertrauensvollen Tonfall auffiel.¹⁰⁷ Der «Führer» hatte sich sichtlich Mühe gegeben: «Als ich Dich, mein lieber Stabschef, in Deine heutige Stellung berief, durchlebte die SA eine schwere Krise. Es ist in erster Linie Dein Verdienst, wenn schon nach wenigen Jahren dieses politische Instrument jene Kraft entfalten konnte, die es mir ermöglichte, den Kampf um die Macht durch die Niederrichtung des marxistischen Gegners endgültig zu bestehen. Am Abschluss des Jahres der nationalsozialistischen Revolution drängt es mich daher, Dir, mein lieber Ernst Röhm, für die unvergänglichen Dienste zu danken, die Du der nationalsozialistischen Bewegung und dem deutschen Volke geleistet hast, und Dir zu versichern, wie sehr ich dem Schicksal dankbar bin, solche Männer wie Dich als meine Freunde und Kampfgenossen bezeichnen zu dürfen. In herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung, Dein Adolf Hitler.» Mit dem überschwenglichen Schreiben bescheinigte Hitler Ernst Röhm nicht nur, wesentlich am Aufbau des Dritten Reiches mitgewirkt zu haben, es enthielt darüber hinaus eine versteckte Botschaft, deren Kernsatz lautete: Wer Röhm angreift, greift den «Führer» an. Damit schien Röhm's Machtposition ein für allemal gesichert und ein Mann rehabilitiert, der erst wenige Monate zuvor aus der Gemeinschaft «gutdeutscher» Wohlanständigkeit ausgegrenzt und dem Spott des Volkes ausgesetzt worden war.¹⁰⁸

Im übrigen hatte Hitler auch keine Bedenken, (frühere) Gefährten Röhm's zu fördern. So ernannte er Karl Ernst zum Führer der SA-Gruppe

Berlin-Brandenburg, womit der ehemalige Kellner aus dem Homosexuellenmilieu quasi einen Generalsrang einnahm. Ernst soll freilich auch der «Lieblings-SA-Führer des Reichskanzlers» gewesen sein, so dass Göring ihn überdies noch zum Preussischen Staatsrat machte. In der Partei wunderte man sich nicht wenig über Hitlers Entscheidung, «den üblen Gesellen Ernst so sichtbar auszuzeichnen», denn vielen galt er als «amoralisches Subjekt». ¹⁰⁹ Doch es war wohl allen klar, dass Hitler nun jedes neuerliche Aufbegehren gegen seine Röhm-Politik im Keim ersticken würde. Anders ist die Ungeniertheit, mit der sich Röhm und Ernst nun selbst bei gesellschaftlichen Anlässen, etwa beim Empfang der Türkischen Botschaft im Oktober 1933, zu ihrer Veranlagung bekannten, kaum zu erklären. ¹¹⁰ Dazu passt, was Hitler laut Hermann Rauschning bei einem Mittagessen in der Reichskanzlei im Frühsommer 1933 gesagt haben soll: «Ich werde keinem meiner Leute ihren Spass verderben. Wenn ich von ihnen das Äusserste verlange, so muss ich ihnen auch freigeben, sich auszutoben, wie *sie* wollen, nicht wie es alten Betschwestern passt. [...] Ich kümmere mich nicht um ihr Privatleben, so wie ich es mir verbitte, dass man hinter meinem Privatleben herschnüffelt.» ¹¹¹ Das war exakt die Position, die Röhm seit eh und je propagiert hatte. So hatte derselbe Mann, den Kurt Lüdecke im Sommer 1932 noch in tiefer Zerknirschtheit angetroffen hatte, schon ein Jahr später wieder allen Grund zu frohlocken: Er habe genug an seiner Homosexualität gelitten, dieses «Damoklesschwert» werde «nicht länger über ihm hängen». ¹¹²

Seit dem Frühjahr 1933 galt die «homosexuelle Clique um Röhm», wie sie nun auch in höchsten Kreisen, etwa vom Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht, bezeichnet wurde, nicht nur als salonfähig, sondern zudem als Machtfaktor. ¹¹³ Diese erstaunliche Entwicklung bedarf der Erklärung, um so mehr, als nur wenige Monate später der jähe Sturz des Röhm-Kreises und seine öffentliche moralische Verdammung folgten. Hanfstaengl hat in einer nicht publizierten Passage seines Erinnerungsmanuskripts berichtet: «Ernst, ein weiterer homosexueller SA-Führer, deutete in den dreissiger Jahren an, es genügten ein paar Worte, um Hit-

ler zum Schweigen zu bringen, wenn er sich über Röhm's Verhalten beklagte.»¹¹⁴ Daran scheint etwas zu sein.

Es gibt nämlich Belege dafür, dass Röhm seit der Kampagne gegen ihn seine bis dahin bedingungslose Loyalität gegenüber Hitler aufgab und sich für eine Politik auf eigene Rechnung entschied. Dafür brauchte er Verbündete, Spione, Zuträger. Bereits im April 1931 hatte er den Agenten Georg Bell mit dem Aufbau eines SA-Nachrichtendienstes beauftragt – und auch mit der Abwehr von Angriffen auf seine Person.¹¹⁵ Dabei ging es zunächst nur um die Einschüchterung von «Politikern in der NSDAP, die sich die Zwangslage Röhm's zunutze machen wollten», sei es durch Gegendenunziationen oder durch «Waffenstillstands»-Verhandlungen, wie sie etwa mit Gregor Strasser und Paul Schulz geführt wurden, der laut Rosenberg ein «entschiedener Gegner des homosexuellen Röhm» war.¹¹⁶

Im Frühjahr 1932, also nach Veröffentlichung der «Röhm-Briefe», änderte sich die Taktik. Röhm stand jetzt «im schärfsten Kampf gegen die Reichsleitung» der NSDAP und paktierte auch mit gegnerischen Kräften.¹¹⁷ Bell arrangierte folglich ein Treffen mit einem alten Reichwehrkameraden Röhm's aus Münchner Zeiten, dem ehemaligen Nachrichtenoffizier Karl Mayr, der inzwischen der SPD beigetreten war;¹¹⁸ mit seiner Hilfe versuchte der SA-Chef, die wahren Urheber der Kampagne ausfindig zu machen und Gegenmassnahmen zu ergreifen. Mayr war für ein solches Zweckbündnis nicht zuletzt deshalb geeignet, weil er mit Röhm manches Geheimnis über Hitlers Anfänge in München 1919/20 teilte. Dass Röhm mit Mayr vereinbarte, «die Besprechung vertraulich zu behandeln»¹¹⁹, steht nicht im Widerspruch zu seiner später veröffentlichten eidesstattlichen Erklärung, er habe Hitler «sofort» nach der Zusammenkunft Meldung gemacht.¹²⁰ Es zeigt nur, dass er jetzt bewusst taktierte, auch um den «Führer der Bewegung» einzuschüchtern.

Bis zu dem Zeitpunkt, da die «Geheimverhandlungen zwischen Nazi-Röhm und Reichsbanner-Mayr» bei einem Münchner Prozess im Oktober 1932 bekannt und von den Kommunisten genüsslich an den Pranger

gestellt wurden,¹²¹ scheint Röhm über die Hintergründe der Machenschaften gegen ihn, soweit sie Mayr bekannt waren, im Bilde gewesen zu sein.¹²² Laut Mayr war es Röhm «darauf angekommen, bei mir einen Rückhalt gegenüber seinen Gegnern im eigenen Lager zu suchen»¹²³. Der SA-Chef wusste jetzt, was er zu tun hatte: nämlich Hitler seinerseits unter Druck zu setzen.

Walther Stennes, der Intimfeind Röhm aus den Jahren 1930/31, berichtete, dass dieser «innerlich» im Jahre 1932 «mit der Partei gebrochen haben [muss]; denn er nahm mit mir Verbindung auf und erklärte mir, dass die Verhältnisse in der Partei immer unerträglicher würden. Er bedauerte, dass er bei seiner Rückkehr aus Bolivien die Lage nicht richtig beurteilt und gegen mich Stellung bezogen hatte. Er [...] schlug eine Zusammenarbeit unter der Hand vor. Ich habe Röhm damals nicht getraut, da ich seine Freundschaft mit Hitler kannte, fürchtete eine Falle und lehnte jede Zusammenarbeit ab. Die spätere Entwicklung lässt jedoch den Schluss zu, dass sein Angebot ernst gemeint war, so verblüffend es sich anhörte.»¹²⁴

Zudem hatte sich Röhm einen Tag vor der Unterredung mit Mayr in der gleichen Angelegenheit mit Schleicher besprochen.¹²⁵ Der SPD-Politiker Carl Severing hat das in seinen Memoiren bestätigt, er spricht sogar von einem freundschaftlichen Briefwechsel zwischen den beiden, den Röhm 1932 begonnen haben soll.¹²⁶ Röhm, so konnte man später in einer Schrift über die «Hintergründe» der «Röhm-Putsch»-Morde lesen, «konspirierte geradezu mit Schleicher», der wiederum in der Hindenburg-Kamarilla Hitler «nach Kräften lächerlich machte»¹²⁷. Offensichtlich hatte er bei diesem einflussreichen Intriganten mehr Glück als bei Stennes,¹²⁸ was womöglich damit zusammenhängt, dass zu jener Zeit auch über Schleicher Gerüchte im Umlauf waren, denen zufolge er «abnormal veranlagt»¹²⁹ sei. Admiral Magnus von Levetzow beispielsweise warnte Göring ausdrücklich vor diesem «ethisch wie moralisch tief gesunkenen Buben», über den er schlimme Dinge gehört habe.¹³⁰

Röhm jedenfalls fand in Schleicher einen Verbündeten, der als Reichswehrminister nicht nur Zugriff auf Hitlers Militärakte hatte, sondern mit der «Abwehr» ausserdem über einen vorzüglich funktionierenden Ge-

heimdienst verfügte.¹³¹ Dass sich auf dieser Basis ein Handel mit brisanten Informationen zu wechselseitigem Nutzen entfalten konnte, ist nicht nur Spekulation, sondern durch eine glaubwürdige Quelle dokumentiert: Schleicher, so Bredow in ‚Hitler rast‘, habe «im vertrauten Kreise durchblicken lassen, dass Röhm ihn über gewisse Dinge informiert habe, und dass diese Dinge so seien, dass ihre Veröffentlichung Hitler schweren politischen Schaden tun könne»¹³².

Auch dass sich Röhm nun von Paul Röhrbein und Georg Bell trennte und die früheren Vertrauten damit gleichsam zum Abschluss freigab,¹³³ gehörte zum Arsenal klug kalkulierter Präventivmassnahmen. Die beiden hatten sich namentlich mit dem Privatleben Hitlers befasst, und Bell hatte seine Kenntnisse «sogar schamlos in aller Öffentlichkeit ausgenutzt und überall herumerzählt»¹³⁴. Was gar nicht im Interesse Röhm war, der aus solchem Geheimwissen keine Kampagne, sondern ein Machtmittel präparieren wollte, das er gezielt einsetzen konnte. Mit anderen Worten: Ernst Röhm bereitete sich seit Sommer 1932 auf eine Gegenaktion vor. Und diese bedurfte keiner Erpresserbriefe oder Rufmordkampagnen, denn er besass ja unmittelbaren Zugang zum «Führer»; seine Warnungen liessen sich am wirkungsvollsten in einem Gespräch unter vier Augen vorbringen. Vor allem liess er sich von Hitler nicht einschüchtern. «Wenn Hitler brüllte», so Röhm's damaliger Anwalt Luetgebrune, «brüllte Röhm noch lauter.»¹³⁵

Fritz Günther von Tschirschky, ein Mitarbeiter des Vizekanzlers Franz von Papen, wurde Anfang 1934 im Vorzimmer Hitlers in der Reichskanzlei einmal unverhofft Ohrenzeuge einer solchen Begegnung: «Im Zimmer Hitlers», berichtet er in seinen Erinnerungen, «fand offenbar eine sehr erregte Auseinandersetzung statt. Ich sagte nach einer kurzen Weile zu [Hitlers Adjutanten – L.M.] Brückner: ‚Um Gottes willen, wer ist denn da drin? Bringen die sich um?‘ Worauf Brückner meinte: ‚Da drin ist Röhm, der den Alten (so nannte er Hitler immer) durchaus herumkriegen will, zum Reichspräsidenten zu gehen und seine Wünsche durchzudrücken.‘ Ich wartete also. Durch die verhältnismässig dünne

Tür konnte man einzelne, besonders laute Gesprächsbrocken, ja sogar ganze Sätze auffangen. [...] Und immer wieder kam: ‚Das kann ich nicht, du verlangst Unmögliches von mir!‘ Und doch: «Aus dem Reichspräsidentenpalais erfuhr ich wenige Tage später, dass Hitler bei Hindenburg die Wünsche Röhm tatsächlich vorgetragen hatte, aber auf sehr scharfe und brüske Ablehnung gestossen war.»¹³⁶

Schlaglichtartig zeigt sich hier, wie man die spektakuläre Aufwertung Röhm durch Hitler seit Ende 1932 einzuschätzen hat: als das Resultat erzwungener Konzessionen. Dass Röhm Mitte 1933 die Diskussion über die sogenannte «zweite Revolution» und – damit verbunden – über die Zukunft der Reichswehr forcierte, obwohl Hitler eine völlig andere Position einnahm als er, weist in dieselbe Richtung.¹³⁷ Der SA-Chef hatte in der Vergangenheit einen hohen Preis für seine politische Naivität zahlen müssen; nun wollte er die Gegenrechnung aufmachen.

Röhm kannte nicht nur die dubiosen Anfänge von Hitlers politischer Karriere,¹³⁸ er wusste zudem – als einer der ganz wenigen – über dessen Homosexualität Bescheid. Dass er eines Tages eine Rufmordkampagne starten würde, muss Hitlers Alptraum gewesen sein: Der «Führer» war in eine Zwangslage geraten. Wäre er aufgrund seiner gleichgeschlechtlichen Veranlagung nicht selbst so angreifbar gewesen, hätte er den Attacken Röhm auch auf andere, rationalere Weise begegnen können, zum Beispiel durch Abmahnung oder Entlassung. Innerparteilich hätte er das sicherlich durchsetzen können. Aber dieser Weg war ihm nun einmal versperrt.

Auf die Frage, ob er denn nicht «ein anderes Verfahren» hätte einschlagen können, gab Hitler wenige Tage nach dem «Röhm-Putsch» die vielsagende Antwort: «Nur wer mit den Tatsachen vertraut ist und die geheimen Manöver und Intrigen der letzten Monate genau verfolgt hat [...], hat ein Recht zu erklären, mit welchen Methoden die Gefahr hätte abgewandt werden können.»¹³⁹

Mit «den Tatsachen vertraut» war zum Beispiel der damalige Leiter der «Nationalen Abwehrstelle gegen kommunistische Umtriebe», Walther Korrodi, der sich 1935 in die Schweiz absetzen konnte. Und von dort aus hat er ein Jahr später in einem gegen Hitler gerichteten Pamph-

let diese Tatsachen auch zur Sprache gebracht.¹⁴⁰ Korrodi war durch eine Begegnung mit dem Röhm-Freund Edmund Heines im Herbst 1933 hellhörig geworden, der auf eine Rüge Hitlers hinsichtlich seines Lebenswandels mit den Worten reagierte hatte: «Adolf hat gar keinen Grund die Schnauze so gross aufzureissen – ein Wort von mir, und er schweigt für immer!» Die Äusserung, so Korrodi an Hitler, «liess klar erkennen, dass Heines, der einer Ihrer ältesten Mitkämpfer war [...], ein Geheimnis über seinen Führer bei sich trage. Es war aber nicht der einzige, nicht wahr Herr Reichskanzler? Der zweite, der um das Geheimnis wusste, war Ihr Duzfreund Ernst Röhm, dem Sie ja eine so merkwürdige ‚Treue‘ gehalten [...] haben.»¹⁴¹

Eskalation

So oder ähnlich muss das Spannungsfeld ausgesehen haben, das sich zwischen «Führer» und SA 1933 aufgebaut hatte, geprägt von Misstrauen und zahlreichen Erpressungsversuchen. Hitler geriet nach eigenen Worten in eine «Krise, die nur zu leicht von wahrhaft vernichtenden Folgen für eine absehbare Zukunft hätte werden können»¹⁴². Schon sein politischer Selbsterhaltungstrieb nötigte ihn daher nun die Eskalation der Dinge auf. Zugleich beflügelte ihn der Gedanke, dergestalt seine eigene Homosexualität für immer geheimhalten zu können, und zwar durch das Ausschalten von gefährlichen Zeugen, wobei ganz oben auf der Liste potentieller Erpresser zweifellos Ernst Röhm stand. Wenn man dem Gestapo-Chef Rudolf Diels glauben will, dann war er seit Januar 1934 damit beschäftigt, Röhm auszuspionieren.¹⁴³ Seit Februar tat dies erwiesenermassen auch die Reichswehr.¹⁴⁴ Und spätestens im April schalteten sich zusätzlich noch der mit neuen, weitreichenden Befugnissen ausgestattete Reichsführer SS, Heinrich Himmler, und sein Adlatus Reinhard Heydrich in die Angelegenheit Röhm ein.¹⁴⁵ Nicht zuletzt mit Blick auf die kommenden Ereignisse wurde schliesslich Mitte Mai eine neue «Verordnung über den Vollzug von Freiheitsstrafen» erlassen, die die

richterliche Prüfung von Haftbeschwerden aufhob und die Interventionsmöglichkeiten von Verteidigern auch sonst erheblich einschränkte. Damit war der Willkür der Gestapo Tür und Tor geöffnet.

Röhm und seine ranghöchsten SA-Führer legten sich eigene Wachen zu und versuchten, ihre Leute, so gut es ging, zu bewaffnen.¹⁴⁶ Am 16. Mai 1934 gab der Stabschef eine Weisung an die SA heraus, systematisch Berichte zum Thema «Feindseligkeiten gegen die SA» zu sammeln.¹⁴⁷ Und seinem Berliner Statthalter Karl Ernst zufolge, begann Röhm um dieselbe Zeit «wichtiges Material» an «sicherer Stelle» zu deponieren, weil «wir auf alles gefasst sein müssen».¹⁴⁸ Röhm wusste also, was sich zusammenbraute. Schon auf der Hochzeitsfeier von Ernst im Februar hatte er dem Vernehmen nach Klartext geredet und der Hitler-Regierung den Kampf angesagt, indem er äusserte, so ein Augenzeuge, dass «die SA-Männer nicht bloss arme Schweine seien, die für die hohen Herren die Strasse hätten frei kehren dürfen». Er mache jetzt «aus seinen Haufen eine Armee und – er schlug hart einen blitzenden Dolch auf den Tisch «Das ist die Parole!» – «Wir betrachteten», so der Bericht weiter, «stumm das kurze scharfe Messer, den von Röhm gestifteten Ehrendolch der SA, auf dessen Klinge die Worte eingraviert waren: «Alles für Deutschland!»»¹⁴⁹

Gerade mit dem Plan allerdings, eine eigene Armee aufzubauen, hatte sich der SA-Stabschef vergaloppiert. Denn dem stand das Eigeninteresse der Reichswehr entgegen, die nun zu Hitlers wichtigstem Verbündeten im Kampf gegen Röhm wurde. Überdies zog Hitler die übrigen Nazi-Grössen, eine nach der anderen, auf seine Seite. Jedem hatte er etwas zu bieten: Himmler, der mit seiner SS endlich aus dem Schatten der SA heraustreten wollte; Heydrich, der auf eine steile Karriere spekulierte; Goebbels, der noch aus Stennes-Zeiten eine Rechnung mit Röhm offen hatte; Göring, der erpicht darauf war, zweiter Mann des Regimes zu werden. Bereits Mitte April 1934 soll Hitler Göring und Himmler klargemacht haben, dass die gesamte Polizei einem einheitlichen Befehl unterstellt werden müsse, wenn, so Hitler wörtlich, «wir den Röhm los wer-

den wollen»¹⁵⁰. Jetzt, nachdem er seinen ehemaligen Freund und Förderer innerparteilich weitgehend isoliert hatte, mochte er es wagen, ihn in eine tödliche Falle zu locken.

Anfang Juni 1934 konnte Hitler Röhm das Versprechen abringen, die SA in einen vierwöchigen Urlaub zu schicken. Der diesbezügliche Erlass lässt unschwer erkennen, wie unwohl dem Stabschef dabei war: «Wenn die Feinde der SA sich in der Hoffnung wiegen, die SA werde aus ihrem Urlaub nicht mehr oder nur zum Teil wieder einrücken, so wollen wir ihnen diese kurze Hoffnungsfreude lassen. Sie werden zu der Zeit und in der Form, in der es notwendig erscheint, die gebührende Antwort erhalten.»¹⁵¹ Eine ähnlich aggressive Grundstimmung hat Hanfstaengl überliefert, der Röhm am 6. Juni 1934 bei einem Gesellschaftsabend im SA-Hauptquartier «offenbar schon angetrunken» erlebte: Er «verfiel in die wüstesten Schimpfereien, die mir je zu Ohren kamen; er fluchte, schrie, drohte [...]. Was für ein finsternes Spiel ging da hinter den Kulissen vor, fragte ich mich.»¹⁵²

Mit der Beurlaubung der SA hatte Hitler es verstanden, dem Gegner das wichtigste Schutzmittel aus der Hand zu nehmen. Schliesslich wusste er Röhm auch noch zu überreden, eine mehrwöchige Kur in Bad Wiessee am Tegernsee anzutreten. Dann ging er in die Offensive. Bereits wenige Tage nach Hitlers Gespräch mit Röhm befahl Rudolf Hess die Auflösung des SA-Geheimdienstes.¹⁵³ Am 21. Juni holte sich Hitler persönlich auf Gut Neudeck das Plazet Hindenburgs für ein gewaltsames Vorgehen gegen die SA-Führung;¹⁵⁴ anschliessend stellte die SS unter Himmler in Auswertung ihres «Belastungsmaterials» Todeslisten zusammen, auf die auch andere Parteigrössen wie Göring oder der Oberste Parteirichter Buch noch Einfluss nahmen.¹⁵⁵ Am 25. Juni sprach Hess in einer langen Drohrede, die über alle Sender zu hören war, von einem virulenten Machtkonflikt. Aber: «Einer bleibt von aller Kritik ausgeschlossen, das ist der Führer!»¹⁵⁶

Damit waren die notwendigen Vorbereitungen getroffen. In vier Tagen war alles abgemacht, und zwar ohne die Reichswehr an dem bürgerkriegsartigen Manöver zu beteiligen: «Die Truppe hat mit der ganzen

Sache nichts zu tun», soll Hitler am 30. Juni 1934 einen Reichswehroffizier in München belehrt haben. «Wir waschen unsere dreckige Wäsche allein.»¹⁵⁷

Nach neueren Schätzungen liess Hitler zwischen dem 30. Juni und dem 3. Juli 1934 insgesamt etwa hundertfünfzig «Regimegegner» ermorden.¹⁵⁸ Schon während der Aktion hatte Göring die Vernichtung beziehungsweise Beschlagnahmung sämtlicher einschlägiger Unterlagen angeordnet, und unmittelbar danach verabschiedete die Reichsregierung das «Gesetz über Massnahmen der Staatsnotwehr», das die Mordaktion schlicht für «rechens» erklärte.¹⁵⁹ Damit war der Justiz die Grundlage für etwaige Ermittlungen entzogen.

Gegenüber der aufgeschreckten Öffentlichkeit bestand natürlich dennoch Erklärungs- und Rechtfertigungsbedarf, und so musste denn der nach Hitler skrupelloseste Demagoge der Nationalsozialisten, Joseph Goebbels, die Deutschen über die Hintergründe der Bluttat «aufklären». Am 1. Juli, also noch während der Mordaktion, hielt er über Rundfunk eine Rede.¹⁶⁰ Ihr Umfang lässt darauf schliessen, dass sie im wesentlichen bereits vor dem 30. Juni fertiggestellt war. Die überfallartige Geschwindigkeit des ganzen Unternehmens gab Goebbels als raffinierte Taktik aus: «Der Führer hat wieder, wie so oft, in ernsten und schwierigen Situationen nach seinem alten Prinzip gehandelt, immer nur *das* zu sagen, was man sagen muss, *dem*, der es wissen muss, und *dann*, wenn er es wissen muss.» Es habe sich um die Niederschlagung von «Hochverrätern» gehandelt. Doch statt konspirative Umsturzpläne aufzudecken, verlor sich Goebbels in stereotypen Anwürfen gegen eine «kleine Clique von gewerbsmässigen Saboteuren», die «unsere Nachsicht nicht verstehen» wollten. Nun habe sie «der Führer mit der Härte seiner Strenge zur Ordnung gerufen». Damit war klar: «Jetzt wird reiner Tisch gemacht. [...] Pestbeulen, Korruptionsherde, Krankheitssymptome moralischer Verwilderung, die sich im öffentlichen Leben zeigen, werden ausgebrannt, und zwar bis aufs Fleisch.»

Nun war das Hauptmotiv dafür, dass man die Eskalation gesucht hatte, freilich etwas anderes, etwas, auf das Goebbels eher beiläufig, aber doch

mit bemerkenswerter Direktheit zu sprechen kam, als er sagte: Die SA-Eliten «waren im Begriff, die ganze Führung der Partei in den Verdacht einer schimpflichen und ekelerregenden sexuellen Abnormität zu bringen». Man darf diesen Satz nicht voreilig übergehen. Zunächst: Von einem «Verdacht», dass die «ganze» NSDAP-Führung homosexuell sei, hatte man bislang im Dritten Reich noch nie gehört. Wer hätte ihn auch unters Volk bringen sollen, nachdem das nicht einmal die Sozialdemokraten fertiggebracht hatten, als noch Meinungsfreiheit herrschte? Und was heisst «waren im Begriff»? Mutwillig? Fahrlässig? Unfreiwillig? Nein, der Satz war keine Spitzfindigkeit und keine demagogische Pointe, er war ein Reflex auf jene ganz reale Bedrohung, auf die Hitler im Sommer 1934 nurmehr mit Lynchjustiz zu reagieren wusste.

Ein ähnliches Beispiel unfreiwilliger Selbstenthüllung lieferte das erste Kommuniqué der Reichspressestelle, in dem es heisst: «Seine [Röhms] unglückliche Veranlagung führte zu so unerfreulichen Belastungen, dass der Führer der Bewegung und Oberste Führer der SA selbst in schwere Gewissenskonflikte getrieben wurde.»¹⁶¹ Und in Hitlers Rechenschaftsbericht, den er am 3. Juli 1934 seinem Kabinett vorlegte, klingen ebenfalls die tatsächlichen Beweggründe für die mörderische Aktion der Vortage noch durch: Der «von Röhm geführte Klüngel», der vor allem «durch besondere Veranlagung zusammengehalten wurde», habe ihn «in verleumderischer Weise angegriffen», und «er mache dem ehemaligen Stabschef den Vorwurf der Unaufrichtigkeit und Illoyalität». Röhm habe ihm gedroht, angeblich mit seinem Rücktritt; diese Drohung sei «nichts anderes als eine schamlose Erpressung gewesen». Das «Exempel», das er jetzt statuiert habe, diene nicht zuletzt dazu, jedem seiner Leute klarzumachen, «dass er seinen Kopf riskiere, wenn er in irgendeiner Weise gegen das bestehende Regime konspiriere»¹⁶².

Mit anderen Worten: Hitler konnte sich nur dadurch wehren, dass er zum Äussersten griff. Deshalb mussten diejenigen, die wussten, dass nicht allein Röhm, sondern auch Hitler homosexuell war, entweder ermordet oder doch mit aller Schärfe eingeschüchtert werden. Das zeigt, noch einmal, ein genauerer Blick auf die einzelnen Opfer. Ermordet be-

ziehungsweise eingesperrt wurden: die homosexuellen SA-Führer Röhm, Ernst und Heines, die alle mit Hitler in persönlicher Beziehung standen; Gregor Strasser, dem der «Führer» bis dahin ein «intimer Freund» gewesen war und der Hitler sogar zum «Taufpaten seiner Söhne»¹⁶³ gewählt hatte; die jeweiligen engsten Freunde dieser einstigen Vertrauten, selbst wenn sie sich schon längst von «Röhm und Genossen» abgewandt hatten, wie etwa Dr. Heimsoth oder Paul Röhrbein; ausserdem hohe Staatsbeamte, die brisantes Aktenmaterial über Hitler kannten, Erich Klausener zum Beispiel, der Leiter der Polizeiabteilung im preussischen Innenministerium, und dessen Referent Eugen von Kessel;¹⁶⁴ Reichswehrminister und Ex-Kanzler Kurt von Schleicher sowie dessen rechte Hand Ferdinand von Bredow; der Münchner Polizeipräsident August Schneidhuber und, nicht zuletzt, der frühere bayerische Ministerpräsident Gustav Ritter von Kahr, bei dem Hitler wohl das vermutete, was Lossow beiseite geschafft hatte.¹⁶⁵ Dann: Rechtsanwälte von Röhm, Strasser, Lüdecke und andere NS-Grössen, die durch ihre Mandanten und durch Prozessunterlagen brisante Dinge erfahren hatten, wie Walter Luetgebrune, Gerd Voss, Alfons Sack oder Alexander Glaser. Schliesslich der Münchner Publizist Fritz Gerlich, der über Hitler und seinen engsten Kreis wohl mehr wusste als jeder andere Journalist aus dieser Zeit.

Hitler wollte die Kompromittierung seiner Person um jeden Preis verhindern. Mit kalter Berechnung rächte er sich an der «Verschwörerclique», die es auf sein «Leben» abgesehen hatte, und versuchte zugleich, jeder weiteren Intrige von vornherein das Wasser abzugraben. Rücksichtslos liess er potentielle Belastungszeugen umbringen. Einige Beispiele veranschaulichen die Vorgehensweise.

Der politisch völlig unbedarfte Gastwirt Karl Zehnter, 34 Jahre alt und Pächter des «Nürnberger Bratwurstglöckl» direkt neben dem Münchner Liebfrauentom, gehörte zum homosexuellen Freundeskreis um Röhm, mit dem er zuweilen auf Reisen ging.¹⁶⁶ Aber auch mit Edmund Heines verband ihn eine enge und alte Freundschaft. Beide SA-Führer waren in seinem Lokal Stammgäste – und auch Hitler kam gelegentlich. Im ersten

Stock des «Brat-wurstglöckls» war stets ein Zimmer für vertrauliche Gespräche der NS-Parteigrössen reserviert, in dem Zehnter seine Gäste selbst zu bedienen pflegte, wobei er zwangsläufig einiges mitbekam, nicht zuletzt von Hitler. Deshalb, und nur deshalb, musste er sterben.

Auch der erst 25jährige Münchner Kunstmaler Martin Schätzl, der Röhm nach Bolivien begleitet hatte, wurde ermordet.¹⁶⁷ Obwohl es dort nicht zu der von Röhm erhofften Liebesbeziehung kam, so war Schätzl doch zwei Jahre lang sein engster Weggefährte in einem fremden Land, und auch danach riss die Verbindung nicht ab. Schätzl trat in die SA ein, als Röhm dort die Führung übernahm, und am 1. Februar 1934 holte ihn dieser sogar in seinen Stab. So werden die beiden über vieles gesprochen haben, nicht zuletzt über Röhm's Freundschaft zu Hitler. Und genau deshalb durfte der junge Mann auf keinen Fall am Leben bleiben.

General Ferdinand von Bredow, der seit Hitlers Regierungsantritt zurückgezogen in seiner Berliner Wohnung lebte, wurde am 30. Juni 1934 in einem Polizeiwagen buchstäblich totgeschlagen, seine Leiche anschliessend in den Strassengraben geworfen. Ihm wurde offenbar seine Tätigkeit als Chef des militärischen Geheimdienstes zur Zeit der Kanzlerschaft Heinrich Brüning's zum Verhängnis.¹⁶⁸ Als einer der engsten Vertrauten Schleicher's war Bredow im letzten halben Jahr vor Hitlers Machtübernahme Amtschef des Reichswehrministers, als welcher er naturgemäss pikante Dinge zu lesen bekam, wie etwa einen Bericht über das Treffen des Jungdeutschen Ordens¹⁶⁹ am 3./4. Juli 1932. Darin ist festgehalten, worüber man sich dort hauptsächlich unterhalten hat: «Der Reichswehrminister Schleicher stütze die NSDAP, da diese Bewegung von meist nur homosexuellen Führern geleitet werde und der Reichswehrminister nach dem durch Otto Strasser [...] übergebenen Beweismaterial ebenfalls abnormal veranlagt sei. Die Beweise sollen aus der Kadettenzeit des Herrn Reichswehrministers stammen. Herr Otto Strasser habe Mahraun [den Hochmeister des Ordens – L.M.] aufgesucht, um ihm von diesen Dingen Mitteilung zu machen. Otto Strasser habe ausserdem anlässlich eines längeren Aufenthaltes von Herrn Hitler in seiner Familie

auch bei diesem Herrn Beobachtungen gemacht, die auf eine abnormale Veranlagung schliessen lassen. Herr Reichskanzler von Papen sei ebenfalls zu diesem Kreise zu rechnen. [...] Auch der dem Kanzler nahestehende Herrenclub setzte sich grösstenteils aus ‚abnormal‘ veranlagten Herren zusammen. [...] Der Jungdeutsche Orden [...] werde, wenn die Machtfragen geklärt seien, im Reich aufgrund seines Materials vorgehen.»¹⁷⁰ In den diversen Dossiers, die über Bredows Schreibtisch gingen, werden noch weitere brisante Informationen enthalten gewesen sein. Und damit wird klar, warum der Generalmajor der Reichswehr sterben musste. So wie sein Chef, von dem man wusste, dass er einen «kostbaren Besitz», nämlich Abschriften aus geheimen Akten, mit in den Ruhestand genommen hatte. «Aber es war nicht nur ein kostbarer, sondern auch ein gefährlicher Besitz.»¹⁷¹

Den nationalsozialistischen Staranwalt Dr. Alfons Sack steckte man den ganzen Juli 1934 ins Gefängnis, damit die Gestapo seine Kanzlei und seine Privatwohnung in aller Ruhe auf den Kopf stellen konnte.¹⁷² Auch er war wohl nur deshalb ins Fadenkreuz Himmlers geraten, weil bei ihm die SA-Führer Röhm, Heines und Ernst ein- und ausgingen,¹⁷³ zudem stand Sack selbst im Ruf, homosexuell zu sein. – Röhm's Anwalt Luetgebrune nahm man ebenfalls in Haft, wo er nach eigenen Angaben «fertiggemacht» wurde. Ein Klient, der Luetgebrune, welcher «immer gut gelebt» hatte, 1935 aufsuchte, notierte mit Schrecken: «Der Doktor hat alles verloren.»¹⁷⁴ Noch schlimmer erging es allerdings Strassers Anwalt Gerd Voss. Als er sich weigerte, seinen Aktentresor zu öffnen, wurde er auf der Stelle von einem Rollkommando erschossen und der Safe aufgebrochen.¹⁷⁵

Bezeichnend auch das Schicksal des jungen Röhm-Adjutanten Du Moulin Eckart, der sich, von Freunden gewarnt, während des Blutbads hatte verbergen können. Als er sich wieder in Sicherheit wähnte und auftauchte, wurde er sogleich ergriffen und für Jahre ins Konzentrationslager Dachau gesteckt. Nicht einmal Winifred Wagner konnte dem Sohn des berühmten Wagner-Biographen, der ein enger Freund des Hauses Wahnfried war, helfen. «Bitten Sie nicht für diesen Burschen», habe Hit-

ler entschieden gesagt. «Er ist der schlimmste von allen» und werde in Dachau bleiben.¹⁷⁶

Schliesslich gehört zum Szenario des 30. Juni noch die zynische Mitteilung an die Adresse manches Überlebenden, auch er habe auf einer der Todeslisten gestanden und könne sich glücklich schätzen, davongekommen zu sein. Dies blieb selbst Rudolf Diels nicht erspart, dem Heydrich ins Gesicht gesagt haben soll, sein Name sei bedauerlicherweise von Göring wieder von der Liste gestrichen worden.¹⁷⁷

Wie sich an diesen wenigen Beispielen unschwer ablesen lässt, war die Aktion, die in den Tagen um den 30. Juni 1934 stattfand, weitaus mehr als ein Handstreich Hitlers gegen die SA-Führung und einige reaktionäre Komplizen der «Putschisten». Es war ein sorgfältig geplanter Feldzug gegen Leute, die zuviel über ihn wussten oder in dem Verdacht standen, zuviel zu wissen. Der mit Gewalt herbeigeführte «Ausnahmestand» sollte es den Machthabern ermöglichen, mit einem Schlag in den Besitz von Papieren zu kommen, die Hitler und sein Regime als bedrohlich empfanden, und so wurden im Zuge der «Säuberungsaktion» über 1.100 Personen festgenommen, von denen im Herbst 1934 noch 34 einsassen.¹⁷⁸ Die Verhaftungen erlaubten den Zugriff auf Privatunterlagen, die man, sobald man ihrer habhaft geworden war, auf akribischste Weise durchforstete. In seiner Reichstagsrede am 13. Juli 1934 hat Hitler denn auch verräterischerweise zu erkennen gegeben, dass er nach dem «Röhm-Putsch» erst einmal hauptsächlich damit beschäftigt war, «zahllose Akten», «Tagebücher» und andere «erschütternde» Dokumente «durchzulesen»¹⁷⁹ – beschlagnahmtes Material eben.

Das zentrale Motiv für das Vorgehen gegen «Röhm und Genossen» war die Angst des «Führers» vor Blossstellung und Erpressung. Dafür spricht auch die Tatsache, dass die Berge von sichergestellten Dokumenten nicht etwaigen Prozessen dienen sollten – ein solches justizförmiges Verfahren hat Hitler von vornherein strikt abgelehnt¹⁸⁰ –, sondern Himmlers Gestapo und damit ihm, Hitler, persönlich überantwortet wurden. Zeugen und Zeugnisse aus der Welt zu schaffen – *das* war der eigentliche Zweck dieses Terroranschlags, hinter dem keine Bande, son-

dern die Überfallkommandos einer schon weitgehend zentralisierten Staatspolizei standen.

Als Hitler am 13. Juli, also fast zwei Wochen nach den alarmierenden Ereignissen, vor den Reichstag trat, dürfte er dennoch bange Tage hinter sich gehabt haben, immer in Sorge, dass sich noch irgendwo im Ausland Tresore öffnen und vernichtendes Material preisgeben könnten. Aber nichts dergleichen war geschehen. Erst jetzt, nachdem er sich halbwegs sicher fühlte, wagte er es, vor dem «berufensten Forum der Nation» Reichenschaft abzulegen. Er hielt eine Rede, die von vielen zu den rhetorisch geschicktesten seiner Laufbahn gezählt wird; die Öffentlichkeit erlebte einen «Führer», der nach anfänglicher Unsicherheit das Auditorium mit Ironie und Sarkasmus, wie der stenographische Bericht über die Sitzung des Reichstages vermerkte, zu «Heiterkeit», ja zum «Lachen»¹⁸¹ brachte – eine bemerkenswerte Leistung. Immerhin: Hitler gab offen zu, dass erst der Bruch mit Röhm, erst das Scheitern dieser Männerfreundschaft den rasch eskalierenden Konflikt heraufbeschworen habe. Göring sprach in der gleichen Reichstagssitzung sogar sibyllinisch von den «furchtbaren Stunden des Leidens des Führers darum, dass die Treue gebrochen wurde von dem Mann, dem er selbst das Vorbild letzter Mannestreue vor uns allen gegeben hat»¹⁸². Das Persönliche war dem Politischen vorangegangen: Damit hatte Hitler die Wahrheit gesagt. Freilich war es nur die halbe Wahrheit, weil niemand erfuhr, was genau seine Beziehung zu Röhm zerstört hatte. Doch Hitler hatte seinen Kopf wieder einmal aus der Schlinge gezogen und das Vertrauen seiner Anhänger nicht nur wahren, sondern sogar mehren können. «Sie haben es erreicht», durfte ihm Göring damals zurufen und lag damit nicht einmal ganz falsch, «Sie besitzen dieses Vertrauen, und von diesem Vertrauen aus ist es Ihnen möglich, das zu tun, was zum Aufstieg Deutschlands notwendig ist.»

Präventivkrieg in eigener Sache

Hitler war es gelungen, seine noch verbliebenen Feinde im Reich bis zur Erstarrung einzuschüchtern. Die Exilpresse hingegen war weniger leicht in den Griff zu bekommen. So liess die kommunistische «Deutsche Volks-Zeitung», die in Paris erschien, etwa schon am 5. Juli 1934 verlauten, dass Hitler am 30. Juni «gefährlich gewordene Mitwisser» zur Strecke gebracht habe, Mitwisser «nicht zuletzt des Privatlebens des selbst homosexuellen Führers».¹⁸³ Und auch Otto Strasser wird gewusst haben, wovon er sprach, als er einen Artikel seiner Exilzeitung «Die Deutsche Revolution» mit folgender Überschrift versah: «Gilt der § 175 nur für Tote? Eine Frage an Adolf Hitler». Die Entrüstung der NS-Presse über die «abnorme Veranlagung» der ermordeten SA-Führer, heisst es dort, sei eine «widerwärtige Heuchelei»: «Wer – wie wir – seit Jahren auf diese Missstände hingewiesen hat, wer – wie wir – gerichtliche Klärung angestrebt und durchgeführt hat, der ist gefeit gegen den Vorwurf der Sympathie mit diesen Dingen. Aber war es nicht gerade Herr Hitler und seine Partei, die allen Klagen aus dem eigenen Lager zum Trotz, allen Angriffen der Gegner auf diese offene Wunde immer und immer wieder den Schild vor Röhm und seine gleichgeschlechtlichen Freunde hielt?» Dasselbe tue der «Führer» im übrigen auch bei noch «lebenden Ministern».

Strasser kündigte deshalb «eine erste Liste amtierender Grosswürden-träger des Hitlersystems» an, um sie « – in voller Kenntnis der juristischen Folgen – vor dem deutschen Volk und der Weltöffentlichkeit der homosexuellen Gesinnung und der widernatürlichen Geschlechtsbetätigung [zu] bezichtigen»¹⁸⁴. Eine Woche später erschien tatsächlich eine solche Liste, auf der sich «zunächst» folgende Namen befanden: Rudolf Hess; Baldur von Schirach, Reichsjugendführer; Helmut Brückner, Gauleiter von Schlesien; Karl Kaufmann, Gauleiter von Hamburg; Wilhelm Brückner, persönlicher Adjutant Hitlers. Ein Zusatz verleiht der Enthüllung Glaubwürdigkeit: «Als Zeugen für unsere Behauptung, die wir jederzeit vor Gericht zu beeden willens und in der Lage sind, nennen

wir (da mit Hauptmann Röhm und Gregor Strasser leider die beiden Hauptzeugen rechtzeitig beiseite geschafft wurden) Minister Dr. Frick, Oberpräsident Erich Koch, General von Heinemann (früher Vorsitzender des Uschla [gemeint ist das Oberste Parteigericht der NSDAP, der sogenannte Untersuchungs- und Schlichtungsausschuss – L.M.]), Major Buch (jetziger Vorsitzender des Uschla), Frau Minister Hess, Ministerpräsident von Killinger u.a., auf deren direkter Aussage (neben der persönlichen Einsicht in geheime Partei-Akten) unsere Anschuldigung basiert.»¹⁸⁵

Doch aufgrund der rigorosen Pressezensur im Dritten Reich fand das hier Mitgeteilte bestenfalls Eingang in einige ausländische Zeitungen. Von Hitler konnte es als Teil jener Protestwelle abgewehrt werden, die ihm nach der Röhm-Aktion ohnehin entgegenschlug. Nicht ohne Lamento natürlich, wie ein vom ‚New York Herald‘ am n. Juli 1934 veröffentlichtes Interview mit dem deutschen Reichskanzler zeigt. Es sei, sagt er dort, «ein Unglück für uns alle, dass wilde, auf nichts begründete Gerüchte über uns ständig in Amerika und anderen Ländern verbreitet sind; dergleichen richtet ungeheueren Schaden an.»¹⁸⁶ Aber vor allem verunsicherte es ihn; nie konnte er Gewissheit darüber erlangen, was im eigenen «Volk» über seine Homosexualität geredet wurde,¹⁸⁷ und ein Gefühl mangelnder Kontrolle trieb ihn infolgedessen auch nach dem Befreiungsschlag vom 30. Juni noch um. Von solchen Gerüchten sah er das Zentrum seiner Diktatur bedroht: den Führermythos. So suchte er fieberhaft nach weiteren vorbeugenden Massnahmen.

Nur ein halbes Jahr nach den Röhm-Morden trat das sogenannte Heimtücke-Gesetz in Kraft,¹⁸⁸ das alle Äusserungen unter Strafe stellte, die «das Wohl des Reiches oder das Ansehen der Reichsregierung oder das der NSDAP oder ihrer Gliederungen schwer zu beschädigen» vermochten. Dasselbe galt für «öffentlich gehässige, hetzerische oder von niedriger Gesinnung zeugende Äusserungen über leitende Persönlichkeiten des Staates oder der NSDAP». Die inhaltlichen Bestimmungen stammten grösstenteils noch aus der von Hindenburg unterzeichneten Verordnung «zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Regierung

der nationalen Erhebung» vom März 1933, wurden nun jedoch auf die Partei ausgedehnt und gesetzlich festgeschrieben. Das Besondere daran war, dass die Strafverfolgung von der Genehmigung des Reichsjustizministers abhängig gemacht wurde, das heisst letztlich: von Hitler. Dessen Selbststilisierung zum «obersten Gerichtsherrn des deutschen Volkes» sollte somit an einem Punkt wirksam werden, der für den «Führer» offenbar besonders heikel war: despektierliche Äusserungen über ihn.

Nach unserem derzeitigen Wissensstand waren es vor allem Äusserungen über den «Führer» selbst und seine Homosexualität, mit denen es die Gerichte zu tun bekamen.¹⁸⁹ Ob der jeweilige Angeklagte Sympathien für oder gar Verdienste um die nationalsozialistische Bewegung hatte, scheint für die Strafverfolgung und den Urteilsspruch nicht von Bedeutung gewesen zu sein. Ein Beispiel aus Nürnberg:¹⁹⁰ Dort hatte ein homosexueller Ingenieur, der seit Mitte der zwanziger Jahre für die NSDAP tätig war, im Sommer 1935 einen jungen Mann mit den Worten belästigt: «Da sehen Sie unseren Führer, der macht sich ja auch mit Herren vergnügt.» Trotz des Gnadengesuchs, das die Frau des Beschuldigten an den Justizminister richtete und in dem sie auf die «nationalsozialistische Gesinnung» ihres Mannes verwies, wurde er zur Höchststrafe, nämlich zu zwei Jahren Gefängnis, verurteilt. «Die ungeheuer, niederträchtige Verleumdung des Führers schliesst jeden Gnadenbeweis aus», meinte der Richter. Auch andere Fälle zeigen, wie ausserordentlich empfindlich die Sondergerichte reagierten, wenn sie Äusserungen zu behandeln hatten, die auf eine homosexuelle Veranlagung Hitlers anspielten.¹⁹¹

Doch trotz – oder gerade wegen – aller Drohungen und Bestrafungen nahm das Gerede über Hitlers sexuelle Orientierung kein Ende. 1937 entfuhr einem SA-Mann die Bemerkung, Hitler sei doch wie Röhms «ein 175er», was ihn für zwei Jahre hinter Schloss und Riegel brachte.¹⁹² Ein weiteres Beispiel von ungleich grösserer Relevanz, überliefert aus Berlin im Herbst 1942:¹⁹³ Hitlers persönlicher Adjutant Julius Schaub zeigte damals den Schriftleiter Hans Walter Aust an, immerhin Mitglied der



Zeichnung zu Bertolt Brechts «Ballade vom Armen Stabschefs in der es heisst: «Und dass du dann mein privates Leben / Schamlos gabst der breiten Masse preis / Wo's doch zwischen uns so viel gegeben / Hat, was schliesslich jeder Deutsche weiss.» – Seit Herbst 1934 als illegale Flugschrift der KPD in Deutschland verbreitet.

Reichspressekammer und vom Kriegsdienst freigestellt, weil er einer Informantin Schaub's gesagt hatte, «dass der Führer auf dem Obersalzberg ein junges Mädchen mit dem Namen Everl [gemeint ist Eva Braun – L.M.] beherberge; dieses Mädchen beherberge der Führer nur zu dem Zweck, um seine Homosexualität gegenüber seiner Umgebung zu tarnen.» Aust behauptete anschliessend, er habe nur etwas wiedergegeben, was er selbst «von einer bekannten Dame» erfahren habe, aber das Gericht kannte keine Gnade und verurteilte ihn ebenfalls zu zwei Jahren Gefängnis. Das Urteil offenbart den Begründungsnotstand der Richter in aller Deutlichkeit: «Wenn auch die Person des Führers viel zu hoch steht, um durch derartige Gerüchte berührt zu werden», heisst es dort, «so darf doch gerade während des Krieges die Gefahr nicht unterschätzt werden, welche dem deutschen Volk droht, wenn durch solche Redereien das Vertrauen weiter Kreise zur Führung untergraben [...] wird.»

Die «üble Verleumdung wiegt um so schwerer, als durch sie dem Führer gerade jene unnatürlichen Neigungen unterstellt werden, die er anlässlich des Röhm-Zwischenfalls im Jahre 1934 selbst auf das schärfste verurteilt hatte». Aber selbst diese schlimmen Verkrümmungen der Justiz reichten Hitler noch nicht: Ab 1943 stand daher auf Äusserungen, die eine homosexuelle Veranlagung des «Führers» behaupteten, die Todesstrafe.¹⁹⁴

Zurück ins Jahr 1934. Drei Monate nach der Röhm-Aktion liess Hitler den Reichsführer SS Heinrich Himmler die reichsweite Erfassung sämtlicher «homosexueller Verfehlungen» anordnen, insbesondere solche «vonseiten politischer Persönlichkeiten»¹⁹⁵, des weiteren die Einrichtung eines Sonderdezernats an zentraler Stelle seines Gewaltapparates. Hitlers Interesse an einer möglichst breitflächigen Ausleuchtung des homosexuellen Lebens in Deutschland zeigt, wie unruhig er noch immer war, *nachdem* er sich mit dem brutalen Schlag gegen «Röhm und Genossen» Spielraum verschafft hatte. Er wollte das «Problem» Homosexualität endlich so in den Griff bekommen, dass davon niemals mehr eine Gefahr für seine Machtstellung ausgehen konnte; dazu bedurfte es aber nicht nur umfassender Kenntnisse und ununterbrochener Einschüchterung, sondern darüber hinaus einer Verschärfung der Strafbestimmungen, die Polizei und Justiz freie Hand gab.

So kam es nur wenige Monate nach dem Erlass des «Heimtücke-Gesetzes» zu einer weiteren einschneidenden Massnahme: zur Verschärfung des Paragraphen 175.¹⁹⁶ Von nun an reichte schon der blosser Verdacht auf «unzüchtige Handlungen» aus, um Verhaftungen vorzunehmen. Damit war der polizeilichen Willkür Tür und Tor geöffnet. Die bis dahin noch einigermaßen intakte homosexuelle Subkultur – insbesondere der Grossstädte – wurde in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre zerstört, und es setzte eine systematische Verfolgung von Homosexuellen ein¹⁹⁷: Sie wurden im ganzen Reich erfasst und registriert, was dazu führte, dass bis 1939 über 30.000 Personen gleichsam unter Kuratel standen. Doch damit nicht genug. Schon 1935 stieg die Zahl der Gerichtsverfahren nach §175 sprunghaft an, ebenso die Prozentzahl der Verurteilungen.

Dabei hatte die Verschärfung der Repression für eine beträchtliche Anzahl der Betroffenen lebensgefährliche Folgen. Nicht alle kamen ja mit Gefängnisstrafen davon; viele – die Zahlen schwanken zwischen 5.000 und 15.000 – wurden zur «Dauerverwahrung» in Konzentrationslager eingewiesen, wo sie nicht nur schikaniert, sondern immer wieder so drangsaliiert wurden, dass die Todesrate unter den stets zu besonderen Gruppen zusammengefassten Lagerhäftlingen mit dem «rosa Winkel» besonders hoch war. Wie viele Männer dieser gleich in mehrfacher Hinsicht perversen Repressionspolitik tatsächlich zum Opfer fielen, ist bis heute nur punktuell erforscht, aber das Leid, das Hitler ihnen, die er sozusagen in Geiselhaft nahm, aus Verfolgungswahn zugefügt hat, darf keinesfalls unterschätzt werden.¹⁹⁸

Hitler hatte Angst vor der Undurchschaubarkeit des Homosexuellenmilieus, das er in Wien und München ja aus eigener Erfahrung kannte. Er wusste, dass aus dieser Halbwelt jederzeit rufschädigende Dinge dringen konnten, womöglich auch solche, die ihn selbst betrafen, und wollte die Bedrohung reichsweit im Keim ersticken. Das war nur möglich, indem er diese Aufgabe dem Chef seines Terrorapparates, Heinrich Himmler, übertrug. An der Repressionspolitik gegenüber «gewöhnlichen» Homosexuellen zeigte sich Hitler dabei nicht interessiert, um so mehr dafür an «Fällen», bei denen handfeste Interessen im Spiel waren.

Das lässt sich am Beispiel des schlesischen Oberpräsidenten und Gauleiters Helmut Brückner anschaulich belegen, ebenjenes Mannes, der im Sommer 1934 in der Exilpresse der Homosexualität «bezichtigt» worden war. Der altgediente Parteimann stand schon seit 1932/33 immer wieder unter Verdacht,¹⁹⁹ hatte aber das Wüten der SS in der sogenannten «Nacht der langen Messer» unversehrt überstanden. Einen Monat später jedoch denunzierte ihn Himmlers Repräsentant in Schlesien, Udo von Woyrsch, bei der Generalstaatsanwaltschaft Breslau als «175er».²⁰⁰ Nai- verweise schickte Brückner daraufhin im Oktober 1934 eine im Wortlaut nicht überlieferte «Denkschrift» an Hess, Göring und andere NS-Größen, in der er es darauf anlegte, nun seinerseits Woyrsch und dessen Chef

Himmler, vielleicht auch noch andere führende Leute des Regimes durch ähnliche Zuschreibungen zu kompromittieren.²⁰¹ Er wurde sofort von der Gestapo verhaftet und nach Berlin gebracht, wo ihm Himmlers Schergen im Dezember 1934 erst einmal ein Geständnis über seine homosexuellen «Verfehlungen» entlockten. Parteiausschluss und Amtsenthebung waren die Folge.

Doch damit nicht genug. Auf ausdrücklichen Befehl Hitlers, der die Angelegenheit mit auffälliger Aufmerksamkeit verfolgte und sogar Zeit für eine einstündige Unterredung mit Brückners Frau fand, musste der alte Kampfgefährte weiter im Gefängnis bleiben – da nutzte selbst seine Versicherung nichts, er werde seinen Hitler geschworenen Treueid «auch ausserhalb der NSDAP [...] halten»²⁰². Während Göring Brückners Frau versprach, dass es zu keinem Strafprozess kommen werde, wollte Hitler den Mann augenscheinlich aus der Reserve locken und ordnete ein förmliches Ermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft nach Paragraph 175 an. Brückner warnte denn auch prompt davor, «seine Angelegenheit in einer Gerichtsverhandlung zu erledigen, da er dann Dinge bringen müsste, die der Bewegung und dem Staat grossen Schaden bringen würden»²⁰³. Aber ebendiese Dinge wollte Hitler, freilich unter Ausschluss der Öffentlichkeit, gerade hören, und so nahm der Prozess im Oktober 1935 seinen Lauf.

Im Vorfeld der Gerichtsverhandlungen brachte Brückner in einem – abgefangenen – Brief an seinen Anwalt Folgendes zu seiner Verteidigung vor: Sein «bisexueller Einschlag» komme von «früher betätigter mutueßer Onanie». Er bestreite aber entschieden, sich damit strafbar gemacht zu haben. Denn erst im Sommer 1935 habe das Reichsgericht verfügt, dass mutuelle Onanie den Tatbestand des Paragraphen 175 erfülle, und seine «Betätigung» liege weiter zurück. Entsprechend hatte auch Röhm 1931 noch erfolgreich argumentiert. Mit Nachdruck verwahrt sich Brückner gegen den Vorwurf, mit seinem Verhalten der Partei geschadet zu haben. Und er begründet dies wie folgt: «Schliesslich lagen bei mir tiefere Hemmungen wieder vor, als in der Nationalsozialistischen Partei selber der radikale Wechsel stattfand am 30. Juni [1934] von noch nie

dagewesener Toleranz plötzlich zur radikalsten Ausrottung. [...] Eine jahrzehntelange Rechtsprechung und die Entscheidung des Reichsgerichts, die sich sowohl auf die Zeit nach als auch auf die Zeit vor dem Kriege erstreckt, ist schliesslich auch Allgemeingut des nationalen Deutschland gewesen. Diese Auffassung wurde von der NSDAP ausdrücklich im Falle Röhm bestätigt, sowohl 1932 gelegentlich der Röhm-briefe innerhalb der Partei und durch die Parteileitung als auch nach der Machtübernahme 1933, besonders als Neujahr 1934 Hindenburg den Stabschef Röhm auf Vorschlag des Reichskanzlers zum Reichsminister ernannte. Jede Unklarheit war damit beseitigt. Der Nationalsozialismus hat autoritativ und sichtbar die Auffassung der reichsgerichtlichen Überlieferung in der Frage der mutuellen Onanie nicht nur bestätigt, sondern ausdrücklich gebilligt. Ja sogar die Hemmungen durch gesellschaftliche Achtung beseitigt!»

Deutlich wird, wie fassungslos Brückner dem «radikalen Wechsel» gegenüberstand, den die NSDAP-Führung 1934 vollzogen hatte – von der Homophilie zur Homophobie. Doch er erkannte bald, dass «die politischen Dinge hier wesentlich hinein [spielten]» und dass die Staatsanwaltschaft nur der «Handlanger einer Systemjustiz» war: «Man hat uns angelogen.» Bei der Hauptverhandlung am 22. Oktober 1935 packte er gleichwohl nicht aus und malte auch kein Bild jener homosexuellen Kultur, der die NSDAP-Führung bis Sommer 1934 so breiten Raum gelassen hatte. Er zog sich vielmehr auf seine Verdienste für die Partei und auf seine strafrechtliche Unschuld zurück. Das Gericht verurteilte ihn zu einer 15monatigen Gefängnisstrafe, gegen die Brückner allerdings Berufung einlegte.

Nachdem Hitler schon über den Reichsjustizminister Gürtner Einfluss auf den Prozess genommen hatte,²⁰⁴ musste ihm Himmler am 1. November 1935 «in der Angelegenheit Brückner» persönlich Bericht erstatten. Dabei entschied Hitler, wie der Reichsführer SS einige Tage später festhielt, «dass der Staatsanwaltschaft bei dem Berufungsverfahren nicht in den Arm gefallen werden soll. Nach der zweiten Verhandlung behält der Führer sich die weitere Entscheidung vor.»²⁰⁵ Anders gesagt: Was die

gesetzlichen Bestimmungen wert waren, entschied einzig und allein der Mann, für dessen Sicherheitsbedürfnis diese Bestimmungen überhaupt erst geschaffen worden waren. In einem de facto rechtsfreien Raum konnte Hitler jederzeit Herr des Geschehens bleiben. Als Brückner einen Teil seiner Gefängnisstrafe verbüsst hatte, liess der «Führer» denn auch den Rest – scheinbar gnädig – zur Bewährung aussetzen. Vielleicht versprach er sich davon eine Art Loyalitätsgarantie, um so mehr, als er Himmler und Göring 1938 beauftragte, für Brückner eine angemessene Verwendung ausserhalb der Politik zu finden.²⁰⁶

Das Monopol des «Führers»

Als Staatschef hatte Hitler eigentlich anderes zu tun, als sich persönlich um den Prozess gegen einen bisexuellen Parteigenossen zu kümmern, zumal er sich für die Drangsalierung von «Regimegegnern» sonst im Detail nie interessiert hat. Das überliess er Himmler und seiner SS. Sobald jedoch das Thema «homosexuelle Politiker» auf der Tagesordnung stand, und noch gar solche aus den eigenen Reihen, wollte er in die entsprechenden Vorgänge von Beginn an einbezogen werden. Hier galt allein seine Entscheidung. Genauso brennend war er darauf aus, zu erfahren, was die Leute in diesem Punkt über ihn hörten beziehungsweise redeten. Selbst einschlägige Ermittlungen aus der tiefsten Provinz liefen stets über seinen Schreibtisch. Da schlug die Paranoia eines Mannes durch, der wohl mittlerweile selbst wirklich an den «Führer»-Mythos glaubte und zugleich doch spürte, dass er ihm nicht entsprach. Und es offenbart seine unbezähmbare Angst vor Blossstellung, die ihn sogar nach dem «Röhm-Putsch», dem «Heimtücke-Gesetz» und der Verschärfung des Paragraphen 175 noch umtrieb.

Darüber hinaus zeigt der «Fall Brückner», dass Otto Strassers Enthüllungen nicht aus der Luft gegriffen waren. In der NS-Führungsriege dürften sich auch Ende 1934 noch einige homosexuelle Politiker befunden haben: Rudolf Hess; Baldur von Schirach und Hans Frank, bei denen der amerikanische Gerichtspsychologe Gilbert später in Nürnberg

auf «homosexuelle Veranlagung» schloss;²⁰⁷ auch Karl Kaufmann, über den in diversen Nachkriegsprozessen ebenfalls einschlägige Dinge zur Sprache kamen.²⁰⁸ Brückner war indes der Einzige, der gegen das ungeschriebene Gesetz verstieß, das damals in der NS-Bewegung galt: niemals von Männerliebe reden und schon gar keine Namen nennen! Dieser eklatante Regelverstoss, nicht seine Homosexualität brachte ihn um seinen Posten. Nach Röhm's Ermordung musste freilich nahezu jeder homosexuelle Amtsträger Furcht vor Himmlers SS und den Proskriptionslisten Reinhard Heydrichs haben.²⁰⁹

Eine totale Auslieferung an Hitlers Wohlgefallen war die Folge. Das Wissen der Paladine um Hitlers Neigungen war 1935 als Rückversicherung wertlos geworden. Der Diktator hatte die Homosexualität zu einem exklusiven Privileg für ausgewählte Helfer gemacht und im übrigen zu einem Monopol für ihn selbst, das keinerlei Konkurrenz mehr duldete. Er war der einzige, auf den die Gesetzgebung in puncto Homosexualität niemals Anwendung finden konnte. So wurde Deutschlands «Führer» auch zum «Erlöser» in eigener Sache.

Aber Hitler verfolgte auch einen politischen Zweck. 1934 war er zu der Einsicht gelangt, dass er homosexuelle Avancen innerhalb der Bewegung nicht länger dulden durfte, schon um seiner selbst willen. Die Erfahrung, die er im Zuge der öffentlichen Schlammschlacht gegen Röhm gemacht hatte, war dabei von kaum zu überschätzender Bedeutung; sie zeigte ihm, dass gegen die Stigmatisierung der Homosexualität in Deutschland nichts auszurichten war, auch nicht innerhalb der eigenen Partei. So sah er keine andere Möglichkeit, als dem Anpassungsdruck immer weiter nachzugeben. Und er erreichte, was er sich erhoffte: Volk und Eliten feierten, nachdem er gegen «Röhm und Genossen» vorgegangen war, letztlich den Mut und die Tatkraft des «Führers».²¹⁰ Die Niederschlagung eines angeblichen «Putsches» wertete ihn machtpolitisch noch weiter auf, und durch die Annäherung an die Reichswehrführung und die Einbindung konservativer Eliten, welche sich von entschiedenem «Ordnungswillen» seit jeher fasziniert zeigten, konnte er seinen Ruf

als «Retter der Nation» noch untermauern. Insofern hat die Röhm-Affäre Hitlers Diktatur befestigt und ihm überdies eine Welle neuer Bewunderung eingetragen, die die harsche Kritik des Auslands an seinem Vorgehen schnell hinwegspülte.

Drei Monate nach diesem ungeheuerlichen Durchbruch durfte sich Hitler daher ausgesprochen glücklich schätzen und privat den Ausruf wagen: «Ich glaube, mein Leben ist der grösste Roman der Weltgeschichte!»²¹¹ So und nicht anders stellt es sich auch dem Historiker dar. Doch zu diesem Leben gehörte ein grausames Motto, das der «Führer» nur wenige Wochen zuvor in einem anderen politischen Zusammenhang ins Mikrofon gebrüllt hatte: «Gar nichts wird uns niederzwingen! Unter keinen Umständen werden wir kapitulieren!»²¹²

Sechstes Kapitel

Posthume Enthüllungen: Erich Ebermayer und seine Gewährsmänner

Die systematische Vernichtung von eindeutigem Quellenmaterial zu Hitlers Homosexualität hat nicht verhindern können, dass die entsprechenden Informationen dennoch überliefert wurden, und zwar von Personen, die nicht immer nur ein politisches, sondern mitunter auch ein ganz persönliches Interesse an der Weitergabe ihres Wissens hatten. Zu ihnen gehört der 1900 geborene homosexuelle Rechtsanwalt und Romancier Erich Ebermayer. Wenn seine Aussagen zutreffen – und vieles spricht dafür –, dann sind sie eine echte Entdeckung.

1959 hat der renommierte Zsolnay Verlag Ebermayers Aufzeichnungen als «persönliches und politisches Tagebuch» für die Jahre 1933 bis 1935 veröffentlicht.¹ Zu den spannendsten Passagen zählen die Eintragungen über den «Röhm-Putsch» vom Sommer 1934.² «Lähmendes Entsetzen» habe ihn damals ergriffen, schreibt Ebermayer. Und so zeugen die ersten Kommentare zu den offiziellen Verlautbarungen denn auch von Ratlosigkeit und der Angst vor weiteren Übergriffen. Doch schon bald ist Empörung spürbar, die schliesslich in der Vermutung gipfelt, dass es bei der Aktion um die «Beseitigung unangenehmer Mitwisser aus der persönlichen Vergangenheit des Führers und aus der Kampfzeit der Bewegung» gegangen sei. Ebermayer kann gute Gründe für seinen Verdacht angeben: «Am interessantesten und erschütterndsten ist die Wendung, ich möchte sagen: der Dreh, den die Sache jetzt bekommt: der Kampf gegen die Homosexualität. Dass dieser Kampf nicht echt und ehrlich ist, bedarf keines Wortes. Der Führer ist laut seinen Militärpapieren, die dem früheren Reichsinnenminister Dr. Külz vorgelegen haben, während des Weltkrieges trotz Tapferkeit vor dem Feind wegen ho-

mosexueller Betätigung von der Beförderung zum Unteroffizier ausgeschlossen worden. [...] Die nationalsozialistische Bewegung in ihrer Kampfzeit – nicht etwa nur die Röhm-Clique – war ein ‚Männerbund‘, wie ihn Blüher in seinen Büchern gezeichnet hat, dessen bewegende Kraft die Homoerotik war. Hess, der in Parteikreisen ‚die schwarze Emma‘ heisst, ist nach Ansicht aller, die die Verhältnisse näher kennen, viele Jahre lang der Freund des Führers gewesen, vor allem während der gemeinsamen Haft in Landsberg [...] – Meine äusserst vertrauenswürdigen Gewährsmänner für diese internen Fragen [...] haben bisher mit *Stolz* die homoerotische Veranlagung des Führers und seines engsten Kreises [...] betont und erklärt, der Führer selbst lebe, seit die Politik immer mehr seine Kräfte absorbiere, nicht mehr seine Neigungen. Nur gelegentlich, auf Autoreisen, vor allem im Hotel ‚Bube‘ in Berneck im Fichtelgebirge, werde ihm auf den Fahrten von Berlin nach München Gelegenheit geboten, sich zu entspannen. Er stünde aber nach wie vor mit grösster Sympathie und Verständnis zu diesem Problem, was ja schon die Duldung, ja Förderung Röhm und seines Kreises beweise.»³

Nach Lektüre dieser Passage erscheinen auch jene Stellen des Buches, in denen sich sehr viel vorsichtigere Andeutungen über Hitlers Privatleben finden, in einem anderen Licht. Anlässlich einer Goebbels-Rede zu Hitlers 44. Geburtstag im April 1933 zum Beispiel – sie war dem «märchenhaften Aufstieg» des Menschen Adolf Hitler «aus der Tiefe des Volkes» gewidmet – schreibt Ebermayer: «Napoleons Weg ist nichts dagegen, er war immerhin Offizier! Unserer jedoch ein arbeitsloser (oder arbeits scheuer?) Maler, der sich mit Schnorren durchbrachte, zeitweise wohl auch mit unsympathischerem Gewerbe.» Mit Blick auf den erstaunlichen Wiederaufstieg Röhm kolportiert er die Vermutung, dass «der ‚Führer‘ völlig in der Hand seines Freundes Röhm sein [soll], der einer der wenigen Mitwisser seines Privatlebens sei». Und schliesslich kommentiert er Hitlers zahllose Bemühungen, eine tragbare Biographie zu präsentieren: «Die Wände fielen nicht zusammen ob dieser wunderbaren Mär. Das grösste Wunder aber scheint mir, dass er offenbar be-

reits selbst an die Legende seines Lebens glaubt. Würde ihm jemand sein Leben erzählen, so wie es war, er würde ihn aus heiligster Überzeugung einen Lügner nennen. [...] Ich kann das als Schriftsteller gut verstehen. Ich glaube selbst auch oft meine Geschichten, die ich erfunden habe: ich muss sie glauben, sonst könnte ich sie nicht einigermaßen überzeugend vortragen.»⁴

Ebermayers Auskünfte über Hitler sind insgesamt eine bemerkenswerte Mischung aus Insiderwissen, Kombinationsgabe und dichterischer Anverwandlung. Leider hat man sich des Mannes damals nicht mit ähnlicher Neugier angenommen wie etwa Albert Speers. Heute, gut dreissig Jahre nach Ebermayers Tod, ist es weit schwieriger, den Wahrheitsgehalt seiner Aussagen zu bestimmen, dennoch muss der Versuch unternommen werden, schon weil Ebermayer etwas zur Sprache gebracht hat, was mancher Mitwisser nicht zu sagen wagte. Beginnen wir also mit der Frage, ob Ebermayer das, was er da schreibt, überhaupt wissen konnte.

Erich Ebermayer

Erich Ebermayer war der einzige Sohn des seinerzeit recht bekannten und politisch einflussreichen Juristen Ludwig Ebermayer, der es bis zum obersten Anwalt beim Reichsgericht in Leipzig gebracht hatte und zur Jahrhundertwende als Strafrechtsreformer hohes Ansehen genoss.⁵ Zwischen 1910 und 1930 hatte er den Höhepunkt seiner Karriere erreicht und diente mehreren Justiz- und Innenministern als Berater. Auch hielt er in Leipzig ein gastfreies Haus, in dem so mancher prominente Politiker ein und aus ging. Das blieb nicht ohne Einfluss auf den jungen Ebermayer: «Durch meinen Vater», schreibt er rückblickend, «lernte ich viele geschickte und berühmte Leute kennen und sah, halb angewidert, halb belustigt, hinter die Kulissen des politischen Betriebes jener Kriegs- und Nachkriegszeit.»⁶ Tatsächlich hatte Ludwig Ebermayer durch seine jahrelange Mitarbeit in zahlreichen parlamentarischen und ministeriellen Kommissionen einen genauen Einblick in die politischen Strukturen

Deutschlands. Und sein Spezialgebiet, die Strafrechtsreform, war in vielerlei Hinsicht hochbrisant. So diskutierte man zum Beispiel schon in den Vorkriegsjahren die Reform des Paragraphen 175, wobei Ebermayer eine ausgesprochen fortschrittliche Position einnahm: Er plädierte dafür, die Strafbarkeit der einfachen Homosexualität aufzuheben, ein weithin beachteter Standpunkt, an dem Ebermayer auch in den zwanziger Jahren festgehalten hat.⁷

Aus seiner liberalen Haltung in dieser Frage kann man jedoch nicht ohne weiteres auf seine parteipolitische Gesinnung schliessen. Er blieb trotz seiner Nähe zu führenden Politikern zeitlebens parteilos, dürfte aber eher dem rechtsbürgerlichen Lager nahegestanden haben. Dafür spricht schon seine enge Verbindung mit Curt Joel,⁸ einem als konservativ geltenden Politiker, der 1931/32 selbst für kurze Zeit an der Spitze des Justizressorts stand und im übrigen ein wichtiger Regierungsberater war. Joel zählte zu den «grauen Eminenzen» des Weimarer Systems; wer ihn zum Freund und Vertrauten hatte, konnte – jedenfalls bis zum Ende der Regierung Brüning – Einblicke in die *arcana imperii* erhalten. Doch auch Ebermayer selbst verfügte als Anklagevertreter in Prozessen gegen die extremistischen Feinde der Republik über einiges Geheimwissen.⁹

Ein anderer «alter Freund und Kollege meines Vaters», schreibt Erich Ebermayer 1939 an Alfred Rosenberg,¹⁰ sei Franz Gürtner gewesen, ein nationalkonservativer Befürworter des autoritären Staates, der in den zwanziger Jahren in Bayern das Justizressort geleitet hatte.¹¹ Ihm verdankte Hitler es, dass er bei seinen diversen Rechtsbrüchen in jenen Jahren stets recht glimpflich davorkam. Deshalb lag es nach der Machtübernahme nahe, ihn entsprechend zu honorieren: Gürtner wurde Reichsjustizminister, und in dieser Eigenschaft soll er, zusammen mit dem bayrischen Justizminister Hans Frank, Ludwig Ebermayer 1933 «auch im Namen des Führers» zur Mitarbeit an den geplanten Strafrechtsänderungen aufgefordert haben. Als der Oberreichsanwalt a. D. kurz darauf verstarb, kam Gürtner höchstpersönlich zur Beerdigungsfeier nach Leipzig und legte dort nach kurzer Ansprache einen Kranz der Reichsregierung nieder.¹²

Die freundschaftlichen Verbindungen mit Joel und Gürtner stellen die Unabhängigkeit Ludwig Ebermeyers nicht prinzipiell in Frage, doch sie zeigen, dass er über politische Interna wohlunterrichtet war – auch durch seine ebenfalls bestehenden Beziehungen zum linksbürgerlichen Lager. Hier ist an erster Stelle Wilhelm Külz zu nennen.¹³ Als führender Vertreter der Deutschen Demokratischen Partei wurde Külz im Januar 1926 für ein gutes Jahr Reichsinnenminister. Er war ein entschiedener Gegner der Militarisierung der politischen Verbände, insbesondere der nationalistischen Rechten, was ihm die Nationalsozialisten später sehr verübelt haben,¹⁴ und erkannte in Hitler bereits Mitte der zwanziger Jahre eine politische Gefahr. Schon deshalb dürfte er, als Hindenburg ihm im Frühjahr 1926 für drei Monate die Verwaltung des Reichswehrministeriums in Vertretung des erkrankten Gessler übertrug¹⁵, die Gelegenheit genutzt haben, Hitlers Militärakten einzusehen. Als «Zivilminister» hätte er damals kaum Zugang zu einer solchen Informationsquelle erhalten.¹⁶

Dass die von Erich Ebermayer erwähnte Einsicht in die Militärpapiere in den Registraturen seines Büros nicht protokolliert wurde,¹⁷ ist nicht verwunderlich, denn es handelte sich hier um eine halblegale Aktion, ja nahezu um Spionage. Und dass der Tagebuch-Schreiber hiervon Kenntnis hatte, lässt sich erklären, wenn man weiss, dass die Söhne des Oberreichsanwalts und des Reichsinnenministers noch enger befreundet waren als ihre Väter,¹⁸ und zwar offenbar seit ebenjenem Sommer 1934, in dem Erich Ebermayer verzweifelt nach einer Erklärung für die Ereignisse des «30. Juni» suchte. Als er 1959 schliesslich sein Wissen um die Wilhelm Külz bekannten Hitler-Dokumente der Öffentlichkeit preisgab, war dessen Sohn Helmut immerhin Senatspräsident beim Bundesverwaltungsgericht; er hätte sich also gegen eine Falschaussage in einer derart heiklen Angelegenheit nicht nur zur Wehr setzen können, sondern aufgrund seiner Stellung sogar müssen.

Diese Zusammenhänge würden auch erklären, warum die Nationalsozialisten Wilhelm Külz Ende 1934 ohne Angabe von Gründen in sogenannte Schutzhaft nahmen – ganz offensichtlich sollte er eingeschüch-

tert werden. Doch die zentrale Information aus Hitlers Militärpapieren ist noch in andere Beamtenkreise durchgesickert: Im März 1937 wurde in Frankfurt an der Oder ein Amtsgerichtsrat bei der Gestapo denunziert, weil er geäußert hatte, er «wisse aus sicherster Quelle, dass [der] Führer trotz Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz 1. Kl. nicht befördert worden sei, weil er homosexuell wäre. Himmler habe bei Blomberg [dem damaligen Reichswehrminister – L.M.] mit einer Abteilung der SS versucht, die Militärpapiere des Führers zu bekommen, doch Blomberg habe ihre Herausgabe verweigert.»¹⁹

Seit dem Beginn seines Jurastudiums im Jahre 1919 hatte sich der junge Erich Ebermayer mit dem Thema Homosexualität beschäftigt. Ähnlich wie Thomas Mann in der Erzählung ‚Tod in Venedig‘ griff er es in eigenen literarischen Versuchen auf und benutzte seine Novellen-Entwürfe, um mit dem berühmten Vorbild in Kontakt zu treten.²⁰ Das Wohlwollen, das Thomas Mann und andere seinen dichterischen Bemühungen entgegenbrachten, ermutigte Ebermayer, im August 1924 sein erstes Buch, ‚Dr. Angelo‘, zu veröffentlichen. Schon die zeitgenössische Kritik vermerkte, dass es sich hier um eine kaum verdeckte Art von Bekenntnisschrift handelt.²¹ Vor allem die Emanzipationsbewegung der Homosexuellen begrüßte das Debüt, zumal es immerhin vom Sohn des deutschen Oberreichsanwaltes stammte.

Besonders stolz wird Ebermayer aber der «aufrichtige Glückwunsch» von Thomas Mann gemacht haben, der sich überzeugt gezeigt hatte, dass die «schöne Publikation [...] Ihrem Talent gewiss viele Freunde werben wird»²². Fortan schrieb Ebermayer aus einem ziemlich offen homoerotischen Impetus heraus Novellen und Theaterstücke, die ihm Ende der zwanziger Jahre einen festen Platz im Kanon der einschlägigen Belletristik sicherten.²³ Zu seinem Ruf als Vorkämpfer des «neuen Eros» trug ausserdem die enge Freundschaft mit dem Reformpädagogen Gustav Wyneken bei.²⁴ Schon 1923 hatte sich Ebermayer demonstrativ zu ihm und damit zu seiner Ideologie des «Pädagogischen Eros» bekannt; 1925



Der Schriftsteller
Erich Ebermayer Mitte der
zwanziger Jahre.

liess er sich sogar zum Vorsitzenden des Aufsichtsrates von Wynekens skandalumwitterter Schule wählen.²⁵

Inzwischen arbeitete Ebermayer nach Referendariat und Promotion als Rechtsanwalt in Leipzig, «wohlweislich aber in einem Büro, wo ich nichts zu tun hatte und [...] nur, wenn ich Lust hatte, gelegentlich Strafverteidigungen»²⁶ übernahm, zum Beispiel bei Anklagen nach Paragraph 175.²⁷ Besonders deutlich kommt sein diesbezügliches Engagement im 1926 erschienenen Aufsatz *Jugend und Eros* zum Ausdruck, in dem er dazu aufrief, die mit dem Paragraphen 175 verbundenen «Unbilligkeiten beseitigen zu helfen». Das sei «eine Aufgabe und eine Forderung an die Jugend, die alle angeht, gleichgültig, nach welcher Richtung sie in erotischer Beziehung neigt. Denn der Kampf um den § 175 Str.G.B. ist heute nicht mehr nur ein Befreiungskampf für die Homosexuellen, als der er irrtümlicherweise oft angesehen wird, sondern ein Kampf für die gesellschaftliche Anerkennung einer Spielart der Natur, für humane, gerechte Freiheit, für grosszügige und kluge Zurückhaltung des Staates in Dingen, die

ihres rein privaten und naturbedingten Charakters wegen seiner Kompetenz nicht unterstehen können.»²⁸ In diesem bemerkenswert offenen Plädoyer für die gleichgeschlechtliche Liebe, welche jeder Betroffene «nicht als bedauernswerten, mitleiderregenden Fluch auffassen, sondern [...] als Gnade und Auszeichnung erkennen» solle, greift Ebermayer nicht nur auf Argumente von Gustav Wyneken zurück. Auch die von Hans Blüher inspirierten Begründungsmuster mann männlicher Erotik sind hier präsent. Zwar fehlt es an Briefquellen, die uns näheren Aufschluss über den persönlichen Austausch zwischen Blüher und Ebermayer geben könnten, aber eine genauere Lektüre des Schlüsselromans ‚Kampf um Odilienberg‘ (1929), in dem der «männliche» Eros gegen eine «feminine» Homosexualität ausgespielt wird,²⁹ lässt keinen Zweifel daran, dass Ebermayer Blühers Schriften sehr gut kannte. Vor diesem Hintergrund gewinnt Ebermayers Berufung auf Blüher als Kronzeugen für seine eingangs zitierte Diagnose der NS-Bewegung an Tiefenschärfe und Relevanz.

Zudem hat Blüher ein 1966 posthum veröffentlichtes Manuskript hinterlassen, in der die Hitler-Partei auf ganz ähnliche Weise charakterisiert wird wie bei Ebermayer: «Nicht einzelne Handlungen, die für den Sexualkatsch interessant sein können, geben dem gewissenhaften Beobachter Aufschluss über die sexuelle Veranlagung eines Menschen, sondern die *Atmosphäre*, in der er lebt. Was Hitler betrifft, fällt es nicht schwer, diese zu kennzeichnen. Für ihn lautet die Diagnose [...] auf Hinwendung zum Männerbund. [...] Wer das alles beobachtet hat und kennt, kann nicht mehr im Zweifel darüber sein, dass Hitler mann männlich dachte und handelte. Dass er ein ausgesprochener Männerheld gewesen, der seine originäre männliche Gesellschaft in eine politische Partei umgewandelt, der also einen Männerbund von einmaligen Ausmassen gegründet hat. Einen Männerbund, in dem unter der Regie von Ernst Röhm Jünglingsgemeinschaften, erotische Freundespaare, eine Hitler nicht unbekannt gebliebene, politisch wichtige Rolle spielten. [...] In der ersten Zeit nach der sogenannten ‚Machtergreifung‘ glaubten viele Vertreter des Männerheldentums, dass nun endlich die Stunde geschlagen für die

Beseitigung des §175. Denn sie und ihresgleichen hatten die starken, im Eros verankerten und geschöpften Kräfte ihrem Führer für die Errichtung seines neuen mächtigen Staates [...] gegeben. [...] Also mussten alle ihr Liebesleben diffamierenden und gefährdenden Strafbestimmungen endlich und für immer in der Versenkung verschwinden. Ich habe diese Stimmen gehört. Aber ich habe einige gutgläubige Männerhelden davor gewarnt, sich vorzeitig zu demaskieren, und geraten, abzuwarten.»³⁰

Obwohl Ebermayer nicht daran dachte, sich der Nazi-Bewegung anzuschliessen, gehörte auch er zu den «Männerhelden», die bis 1934 glaubten, dass der «Führer» und seine Getreuesten die Homoerotik als eine Basis ihres politischen Erfolges nicht verraten würden. Er durfte sich sogar ziemlich sicher sein, da er auch über dieses Arkanum aussergewöhnlich gute Informationen besass, namentlich durch seinen Vetter Philipp Bouhler, der seit 1925 zu Hitlers engstem Stab zählte und mit dem Ebermayer ab 1930 guten Kontakt hatte.³¹ «Wie ich durch meinen Vetter, den Reichsgeschäftsführer der N.S.D.A.P., unlängst hörte, gehören meine Bücher seit Jahren zu den Werken, die der Führer und sein Kreis gern lesen», teilte Ebermayer noch im Oktober 1933 dem Direktor Costa vom Wiener Zsolnay Verlag mit.³²

Freilich war die Homoerotik für Ebermayer nicht nur ein Gegenstand dichterischer Anverwandlung, sie war auch Teil seines Alltags. Spätestens seit seiner 1925 geschlossenen Freundschaft mit Klaus Mann,³³ mit dem er auch gelegentlich zusammenarbeitete, wusste er um den Wert kulturell verfeinerter Männerbeziehungen, wie sie ihm der exaltierte Dichtersohn vorlebte. Um die Jahreswende 1932/33, als der Zusammenbruch der Weimarer Demokratie mehr als absehbar wurde, planten beide ein neues gemeinsames Projekt: die Dramatisierung des Romans ‚Nachtflug‘ von Antoine de Saint-Exupéry. Ende Januar 1933 nahm das Vorhaben Gestalt an, und die beiden Freunde trafen sich in Leipzig, um Zeit und Ort für seine Realisierung zu verabreden.³⁴ Es war der Tag von Hitlers «Machtergreifung». Das Ereignis tat ihren Plänen zunächst keinen Abbruch. Nach München zurückgekehrt, schreibt Mann unverzüglich

nach Leipzig, er freue sich auf die Zusammenarbeit, und fügt den höchst merkwürdigen Satz hinzu: «Im übrigen möge der deutsche Reichskanzler seine gütige Hand über uns halten. Getreulich Klaus.»³⁵ Wie das? Ob Mann im Hause Ebermayer die beruhigende Versicherung erhalten hatte, der nunmehrige Regierungschef stehe dem homoerotischen Eros der Literaten durchaus aufgeschlossen, ja sympathisierend gegenüber?³⁶ Oder war es nur beissende Ironie? Wir wissen es nicht.

Jedenfalls hielt Klaus Mann trotz seiner antifaschistischen Grundeinstellung zunächst daran fest, das literarische Vorhaben zusammen mit Ebermayer zu realisieren. Erst als sich nach dem Reichstagsbrand und den Märzahlen ein grundsätzlicher politisch-kultureller Klimawechsel abzeichnete, der seine ganze Familie bedrohte, mochte sich auch Klaus Mann nicht mehr in Sicherheit wiegen. «Aus Instinkt mehr denn aus ‚Überzeugung‘»³⁷ sei er ins Exil gegangen. Und aus genau dem gleichen Motiv blieb sein Freund Ebermayer in Deutschland. Beide fanden nichts dabei, dass sie so unterschiedlich auf die politische Situation reagierten. Bis Ende 1933 tauschten sie weiterhin herzliche Briefe aus, in denen Klaus auch «Grüsse für Deinen Boy»³⁸ ausrichten liess. Auf keinen Fall war es die Angst vor Repressionen als Homosexueller, die Klaus Mann aus Deutschland getrieben hat. Und frei von solchen Ängsten war erst recht der zurückgebliebene Freund.

Ebermayer hat Hitler nach der «Machtergreifung» aus nächster Nähe beobachtet, und zwar im Hotel «Kaiserhof» in Berlin – dem «Hauptquartier der Bewegung». Er wusste, dass Hitler nachmittags «noch immer, auch jetzt als Kanzler, seinen Kaffee in einer Ecke der Halle» zu sich nahm. Dorthin begab sich Ebermayer im Februar 1933 «ein paar mal»; er setzte sich «dicht neben den für Hitler reservierten Tisch» und fand bestätigt, was er schon längst erfahren hatte: «Es sind nur Männer an seinem Tisch. [...] Das Ganze macht den Eindruck eines Meisters, der mit seinen Jüngern tafelt. [...] Dann ist ein neuer ‚Jünger‘ eingetreten, macht sich vernehmlich am Tisch des Herrn bemerkbar. Hitler grüsst,

sitzenbleibend, mit der erhobenen, stark zurückgebogenen Hand, bei weit abstehendem kleinen Finger, zurück. Dieser Gruss hat etwas Weibliches. Sehr weich, sehr österreichisch. Dazu das Gesicht von düsterem Ernst und steinerner Härte. [...] Auffallend wieviel Kuchen er isst! Ich zähle bis zu acht Stück! [...] Das leichte graziöse Spiel seiner Hände ist immer wieder festzustellen. Wie er die Tasse an den Mund führt, den Kuchen zerteilt – das alles ist so unpreussisch, so südlich-weich, so feminin.»³⁹ Kurz, Ebermayer glaubte, verstanden zu haben.

Schon wenige Wochen später wurde er durch Hans Severus Ziegler, den neuen Chefdramaturgen am Deutschen Nationaltheater in Weimar, in seiner Vermutung bestätigt. Ziegler hatte ihn und seinen Freund Peer Baedeker, mit dem Ebermayer seit 1932 liiert war, im Mai 1933 zur Auf-führung eines Theaterstücks von Ebermayer eingeladen. Für den Gast aus Leipzig war Ziegler nicht nur «einer der ältesten Kämpfer der Bewegung in Thüringen», sondern vor allem «ein musischer, sensibler, liebenswürdiger Mann», den er bereits 1929 kennengelernt hatte. Schon damals hatte der überzeugte Hitler-Anhänger den Leipziger Schriftsteller für die Bewegung zu gewinnen versucht: «Sie gehören zu uns», habe er gesagt, «je früher Sie das einsehen, um so besser für Sie – und uns! Die Chancen, die Sie bei uns haben, sind ungeheuer. [...] Als Vetter von Bouhler, als Sohn Ihres Vaters, als Jurist und Dichter, auf Grund Ihrer rassischen Eigenschaften sind Sie wie kaum einer prädestiniert, sofort in die höchste Führungsgruppe der Partei zu gelangen. Sie brauchen nur Ja zu sagen – und ich rufe morgen den Führer und Dr. Goebbels an, und wir vereinbaren eine Unterredung.»⁴⁰

Ziegler war selbst homosexuell, und nicht zuletzt deshalb verband die beiden wohl trotz aller weltanschaulichen Gegensätze von Anfang an «eine gewisse Sympathie»⁴¹, die auch vier Jahre nach jener Offerte und wenige Monate nach Hitlers Machtantritt nicht verflogen war: «Eine Welle von aufrichtigem Wohlwollen schlägt mir entgegen», notiert Ebermayer. Ganz besonders freut ihn, wie ungezwungen Ziegler den mitgebrachten Lebensgefährten in seine Liebenswürdigkeiten einbezieht: «Wir tagen mit den Schauspielern und einem Kreis Weimarer



«Nachgerade effeminiert», meinte Carlj. Burckhardt über den «femininen Mann» Hitler. Hier mit seinen Adjutanten auf einer Wahlreise, 1932.

Theaterfreunde bis in den Morgen. Ziegler spielt nach Mitternacht Wagner, Liszt, Chopin, alles frei und geschmackvoll phantasierend. Sekt fließt in Strömen. Von Politik gottlob kein Wort. Als wir den Keller verlassen, ist die Sonne eben aufgegangen. [...] Ziegler will noch nicht schlafen gehen. So fahren wir hinaus nach Belvedere. Wandern eine Stunde im Park.

[...] Als wir auf der Terrasse hoch über Weimar sitzen und auf die ewige Stadt hinabblicken, die noch im leichten Morgennebel braut, legt Ziegler die Arme um M.s [gemeint ist Peer Baedeker – L.M.] und meine Schultern und sagt: ‚Ihr Schafsköpfe – warum seid ihr bloss nicht bei uns! Reut’s euch jetzt nicht selber? Aber ihr könnt ja nicht wissen, dass der Führer der herrlichste Mensch ist, den es auf der Welt gibt.. .‘»⁴²

Einen ähnlichen Eindruck von der Unbekümmertheit, mit der prominente Homosexuelle bis zum Sommer 1934 ihr Leben führen konnten, erhielt Ebermayer noch Anfang Juni 1934 während eines Besuchs auf Schloss Zeesen bei Berlin, das Gustaf Gründgens kurz zuvor erworben hatte. Beide kannten sich bereits aus dem Klaus-Mann-Kreis der späten zwanziger Jahre. Mittlerweile war Gründgens ein Protégé der Mächtigsten des Regimes geworden – ein persönlicher «Bekannter» Hitlers gar.⁴³ Ebermayer zeigte sich tief beeindruckt von dem luxuriösen Anwesen und vom Lebensstil des Bühnenstars: «Wir gehen in den Park. Schlendern am Ufer des Sees entlang. Hier baden wohlgewachsene Jünglinge, Gäste des Intendanten, die uns, da wir in einer Unterredung begriffen sind, nicht zu stören wagen. [...] Auf der schattigen Terrasse wird gegessen. [...] Und die jungen Badenden erscheinen nun auch, charmant und erfreulich – zwischen ihnen der grosse Künstler der Bühne und des Lebens.»⁴⁴ Auch Gründgens redet Ebermayer gut zu: «Sie haben grösste Chancen – bei grösster Geduld ...» Er schwärmt von Göring, der sich «wieder als unglaublicher Gentleman’ erwiesen» und ihm wörtlich gesagt habe: «Spielen Sie Ebermayers Stück, und ich lasse am Tage nach der Premiere alle Journalisten, die unsachlich darüber berichten, festnehmen.»

Bei solchen Einblicken konnte Ebermayer gar nicht daran zweifeln, dass das Dritte Reich zumindest Homosexuellen gegenüber eine gewisse Toleranz üben würde, und es liegt auf der Hand, wie sehr ihn die Ereignisse des 30. Juni 1934 – auch noch aus der zeitlichen Distanz heraus – irritieren und bestürzen mussten. Hans Blüher dagegen hat nach dem Untergang des Dritten Reiches den weitgehend übersehenen Versuch unternommen, die innere Logik von Hitlers Abrechnung mit Röhm zu analy-

sieren und ihre Konsequenzen für die nationalsozialistische Haltung der Homosexualität gegenüber aufzuzeigen: «Röhm, der den Männerbund für Hitler organisiert hatte, wurde als lästiger Mitwisser beseitigt, als man ihn nicht mehr brauchte und er der Ausführung anderer Pläne im Wege stand. Sein Fehler ist es gewesen, viel zuviel an die Sexualisierung des Männerbundes gedacht, diese allzusehr vorangetrieben und darüber die politische, staaterhaltende Idee vernachlässigt zu haben. Mit Röhm verschwand der alte, auf dem freundlichen Eros begründete Geist des Hitlerschen Männerbundes, um jenem anderen der totalen Verdrängung, der zum fanatischen Hass führt, Platz zu machen. So geschah denn das Unerwartete. Über Nacht wurde die bisher wohlwollend tolerierte mann-männliche Liebe als abscheuliches homosexuelles Laster angeprangert. [...] Hitler gab nun seinem Männerbund mit einem anderen Namen auch ein anderes Gesicht, und gleichzeitig instituierte er seine Doppelmoral. Sex durfte innerhalb des Bundes keine Rolle mehr spielen – alle seine Männer sollten es halten wie ihr (impotenter) Führer. [...] Ausserhalb des Dienstes war ihnen jede Freiheit gestattet, besonders in sexualibus. Durch Röhm belehrt, hatte Hitler wohl erkannt, dass die Männerliebe Grundkraft der Staatsbildung sei, besonders der revolutionären. Deshalb sorgte er einerseits dafür – schon durch die Verschärfung des §175 und die Bildung einer auf die Homosexuellen dressierten Sonderpolizei –, dass diese Grundkraft sofort vernichtet werden konnte, wenn sie sich beim potentiellen Gegner bemerkbar machte. Dass sie aber andererseits bei seinen erprobten, treuen Gefolgsmännern [...] ohne Einschränkungen erhalten blieb, dafür sorgten Sonderverfügungen. [...] Allerdings sollte diese von Hitler instituierte Doppelmoral als strengstes Staatsgeheimnis betrachtet und gehandhabt werden. Aber wegen der Vielzahl der Begünstigten und der Eingeweihten konnte es nicht ausbleiben, dass aus dem Staatsgeheimnis ein sehr offenes Geheimnis wurde.» So habe Hitler «es verstanden, die staatenbildende Naturkraft des mann-männlichen Eros in seinen Dienst zu spannen und sie für seine Zwecke voll auszunützen.

Andererseits ist es ihm gelungen, diese selbe Kraft als Geißel zu gebrauchen, sie umzuwandeln in eine nervenzerrüttende Pein.»⁴⁵

Blühers Analyse ist nicht als empirisch gesicherte Darstellung der historischen Realität zu lesen, sondern als Interpretationsangebot, das uns hilft, hinter die krude Logik von Hitlers Herrschaft zu kommen, besonders was die Konsequenzen für die Sexualpolitik und hier speziell die geänderte Situation in der Zeit nach Röhm betrifft. Sie bietet eine Erklärungsmöglichkeit für das scheinbar paradoxe Phänomen, dass Homosexualität im Dritten Reich zugleich verfolgt und protegiert wurde: Hitler hatte sie auf seine politischen wie persönlichen Bedürfnisse reduziert. Zur Sicherung seiner absoluten Souveränität gehörte, dass das in Deutschland mögliche homosexuelle Leben einer höchst willkürlich definierten Staatsräson unterworfen wurde. Am Beispiel Ebermayers und insbesondere Zieglers lässt sich beispielhaft zeigen, wie das funktionierte.

Geduldete Homosexualität: Zwei Karrieren

Als sich im Mai 1933 mit den Bücherverbrennungen die bevorstehenden kulturpolitischen Umwälzungen grell abzeichneten, geriet auch Erich Ebermayer kurzzeitig als «dekadenter» Schriftsteller in Misskredit. Vor allem wegen seiner mutmasslichen Nähe zu den verhassten «bolschewistischen» Literatenkreisen um Heinrich Mann, dessen ‚Professor Unrat‘ er 1931 für die Bühne adaptiert hatte.⁴⁶ Aber mit Hilfe seines Vetters Bouhler und aus eigener Anstrengung gelang es ihm rasch, die Gefahr abzuwenden. «Mein Verhältnis zum neuen Deutschland und zur neuen Regierung», konnte er im Oktober 1933 seinem Verlagsdirektor nach Wien schreiben, «ist, nach anfänglichem Misstrauen [...] jetzt denkbar gut. Ich werde von rein nationalsozialistischen Staatstheatern in Weimar, Cassel und Meiningen zur Zeit gespielt [...]. Nach der Machtübernahme bot man mir durch Mittelsleute zwei Intendantenposten in Mitteldeutschland an, was ich aber wegen meiner schriftstellerischen Tätigkeit

ablehnte. Ich sage das, nicht um zu protzen, sondern um etwaige Bedenken Ihrerseits zu zerstreuen.»⁴⁷ Und nicht ohne Selbstgefälligkeit heisst es drei Tage später im Tagebuch: «Überall begegne ich tiefstem Erstauen, dass ich noch nicht ‚ganz gross in Berlin sitze‘, da ich ja das märchenhafte Glück genieße, der Vetter zweier so grosser Herren wie Bouhler und Todt zu sein.»⁴⁸ Kein Wunder, dass Ebermayer Anfang 1934 mit dem Ankauf einer Villa im Berliner Grunewald, die er gemeinsam mit Peer Baedeker bezog, einen neuen Lebensabschnitt zu eröffnen wagte. «‚Privat‘», meldete er seinem Freund Klaus Mann ins Exil, gehe es ihm «sehr, sehr gut, kein Geld, aber Liebe»⁴⁹.

Doch dann, einige Monate nach der sogenannten Röhmer-Revolution und ersten Razzien im Milieu der homosexuellen Subkultur,⁵⁰ geriet Ebermayer erneut unter Beschuss. Im ‚Schwarzen Korps‘, dem berüchtigten Kampfblatt der SS, das sich um diese Zeit mit homophober Hetze besonders übel hervortat, wurden ihm Anfang Mai 1935 «mit schonungsloser Deutlichkeit» seine literarischen Verfehlungen vorgehalten: vom ‚Dr. Angelo‘ bis hin zum Roman Jürgen Ried‘ (1931), dem letzten Werk, in dem Ebermayer sich mit der homoerotischen Thematik auseinandergesetzt hatte – für den Rezensenten war das «eine ununterbrochene Kette traurigster Skandale», in denen sich Ebermayers «abgründige Lust am Ekelhaften, Perversen, Widerwärtigen und Verworfenen» spiegle.⁵¹ Dass hier nicht etwa ein intriganter Einzelkritiker seine Kompetenzen überschritten hatte, belegt ein Dossier aus den Akten von Himmlers «Sicherheitsdienst», in dem Ebermayer «zu jenem Kreis von Autoren» gezählt wird, «die Erotismus, Perversismus und Exotismus zu gestalten versuchen. Mit fast knabenhafter Aufgeregtheit hängt er am sexuellen Problem. Hier gestaltet er aus einer gequälten Stimmung, aus einer sexuellen Angst und Not heraus ein Übermass sinnlichen Erlebens, das er bis zur krankhaften Ekstase steigert. [...] Ebermayers ganze Dichtung zeigt eine starke Neigung zum Grell-Extremen, auf sittlich-sexuellem Gebiet sehr oft bedenklich. Denn seine Werke atmen keinesfalls gesunden, sondern krankhaft-erotischen Geist.»⁵²

Ohne Protektion von einflussreichster Stelle hätte kein Schriftsteller im Dritten Reich einen solchen Ausgrenzungsversuch unbeschadet überstanden. Doch Ebermayer passierte nichts. Es gelang ihm, seinen Vetter und über diesen sogar Goebbels persönlich einzuschalten, und schon im Herbst 1935 konnte er selbstsicher nach Wien melden, «dass ich erstens in jeder Beziehung politisch völlig einwandfrei bin, dass aber zweitens diese Tatsache von Herrn Reichsminister Dr. Göbbels und von Reichsleiter Bouhler bei jeder Gelegenheit betont wird, um diese alten Stänkerer und Gegner zurückzuweisen»⁵³. Gleichwohl führten andere Parteinstanzen Ebermayer unverändert in ihren schwarzen Listen, zum Beispiel das «Amt für Schrifttumspflege», das dem «Hauptschulungsamt der NSDAP» im Sommer 1939 mitteilte: «Wenngleich heute dem Schaffen Ebermayers offiziell keine Schwierigkeiten bereitet werden und er ungehindert sich namentlich als Drehbuchautor betätigt, so besteht doch nach wie vor Veranlassung, ihn von Seiten der Partei abzulehnen und zumindest nicht zu fördern.»⁵⁴

Ebermayers Karriere tat das jedoch keinen Abbruch. In der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre konnte er seine grössten materiellen und gesellschaftlichen Erfolge verbuchen,⁵⁵ nicht zuletzt dank der intensiven Zusammenarbeit mit Emil Jannings. Die Himmlers Sicherheitspolizei durchaus bekannten «anormalen Neigungen» Ebermayers, der «auch nach den hier vorliegenden Berichten seinem Äusseren und seinem ganzen Wesen nach ein typischer Vertreter solcher Kreise»⁵⁶ sei, standen einer Tätigkeit im Kulturbetrieb des Dritten Reiches offenbar nicht im Wege. Weder ihm noch seinem Lebensgefährten wurde bis 1945 ein Haar gekrümmt, er durfte ins Ausland reisen, und selbst zum Kriegsdienst wurde er nicht eingezogen. 1939 konnte er sich ein Barockschlösschen in der Nähe von Bayreuth leisten, in dem er bis Kriegsende lebte. Als Konformist und Opportunist hatte Ebermayer es verstanden, sich den Bedingungen der Hitler-Diktatur so perfekt anzupassen, dass er trotz seiner kompromittierenden schriftstellerischen Vergangenheit und trotz seiner bekannten Homosexualität unbehellig blieb. Das unterschei-

det seine Vita – wie auch die anderer Prominenter – vom verhängnisvollen Schicksal ganz normaler Homosexueller im Dritten Reich.

Zu den dergestalt Privilegierten zählte auch der bereits erwähnte Hans Severus Ziegler. Bis zu seinem Tod 1978 ist er ein überzeugter Anhänger Hitlers geblieben, dem er noch 1964 mit einer aus eigenem «Erleben» gestalteten Hommage, ‚Adolf Hitler‘, ein ebenso interessantes wie befremdliches Denkmal setzte.⁵⁷ Diese Unbelehrbarkeit ist nur aus seiner Biographie zu begreifen.⁵⁸ Der 1893 geborene Bankierssohn hatte eine sorgfältige musikalische Ausbildung genossen und ein Studium der Literatur- und Kunstgeschichte absolviert. 1923 kam er nach Weimar, wo er innerhalb weniger Jahre eine führende Position in der Kulturpolitik einnahm. Im Nationalismus der völkischen Rechten hatte er Erklärungen für die Katastrophe von 1918/19 gesucht, und von dort war es nur ein kleiner Schritt zur NSDAP, der er im Februar 1925 beitrug. Einen Monat später lernte er Hitler in Weimar kennen. Bei dessen zahlreichen Aufenthalten dort⁵⁹ – keine andere Stadt, mit Ausnahme von Bayreuth, hat Hitler in den Jahren 1925 bis 1933 häufiger besucht als die thüringische Kulturmetropole – wurde Ziegler bald sein ständiger Begleiter. Ihm zufolge waren gerade Bayreuth und Weimar für Hitler «Oasen», die er «so oft wie möglich aufsuchen musste»⁶⁰, und das auch ohne konkreten Anlass: «Mitunter gönnte sich der Führer auf einer Wagenfahrt nach München Rast, das waren die Weimar-Tage, die er am tiefsten genoss und wo wir alle die unmittelbarsten menschlichen Eindrücke von ihm gewannen.»⁶¹ Ziegler führte ihn in das gesellschaftliche Leben der Stadt ein, machte ihn zum Beispiel mit dem früheren Generalintendanten Carl B.N. von Schirach und dessen Sohn Baldur bekannt oder mit Nietzsches Schwester.

Doch was zog Hitler überhaupt an diesen kulturträchtigen Ort? Weder Goethe noch Schiller, weder Herder noch Liszt, weder die Bauhaus-Künstler noch der Kreis um Harry Graf Kessler, und auch Nietzsche nicht. Schon eher das Theatererlebnis, die lauschigen Künstlercafés, das gemütliche Hotel «Elephant», der Park von Belvédère, kurz: das reizvol-

le und dennoch heimelige Flair einer dem hektischen Tagesgeschäft ent-rückten Welt. Doch ganz ist damit das schon die Zeitgenossen beschäf-tigende Phänomen, «dass die knappen Ruhetage, die der Führer sich gön-nen kann, ihn immer wieder nach Weimar führen»⁶², nicht erklärt. Über die Einsichten, die Ziegler, der nach eigenen Angaben bei «annähernd vierzig» Hitler-Besuchen dabei war, dem «häufigen und intensiven Er-leben des Menschen Hitler» verdankte, hat er sich freilich nur in diskre-ten Andeutungen geäußert. Aufschlüsse, so Ziegler in seinem Buch, brächten seine Seiten vor allem demjenigen Leser, der die «Aufzeich-nungen aus dem Alltag zu lesen und die Mosaiksteine, die hier zusam-mengetragen werden, richtig einzusetzen versteht»⁶³. Wir sollten Zieg-lers in der Tat schwer erträgliche Hitler-Apologie deshalb nicht einfach als neonazistisches Machwerk abtun (obwohl sie das zweifellos ist), soll-ten vielmehr versuchen, dem Ungesagten und Latenten seiner Schilde-rungen nachzuspüren. Denn schliesslich ist dieser Autor kein gewöhnli-cher Zeitzeuge, sondern ein homosexueller Nationalsozialist, der Hitler schwärmerisch verehrte, ja liebte, der gar nicht genug davon bekommen konnte, diesen Mann «zu beobachten, zu erfühlen und zu erfahren», und der von ihm offenbar etwas zurückbekommen hat, was ihn in seiner en-thusiastischen Wahrnehmung bestärkte.

«Wenn Hitler im ‚Elephant‘ in Weimar abstieg, liess er sofort nach der Ankunft den Friseur kommen und sich nach dem Bad von diesem massieren, und ich entsinne mich, dass mir der betreffende junge Hand-werksmeister den nicht nur gepflegten, sondern auch gut proportionier-ten, geschmeidigen und trainierten Körper Hitlers schilderte»⁶⁴, schreibt Ziegler. Hitlers Ärzte allerdings haben etwas ganz anderes überliefert, zum Beispiel seine Aversion gegen Entblössung oder gar körperliche Berührungen und dass er eine wenig athletische Konstitution besessen habe.⁶⁵ Ausserdem berichtet Ziegler: «Jeder, der ihm nahestand, konnte ihm alles, was er in irgendeiner Notlage auf dem Herzen hatte, unge-schminkt vortragen. ‚Mir ist nichts Menschliches fremd. Sagen Sie alles, was Sie bewegte Mit diesen Worten ermutigte er eines Tages einen mei-

ner nächsten Kameraden, der ihm ein schwerwiegendes Bekenntnis machen musste.» Überhaupt habe Hitler am liebsten «im Kreise von Männern» verkehrt, «denen er menschlich besonders zugetan war, in dem er sich [...] in wohliger Stimmung äussern konnte» – mit «leuchtenden Augen bei launig-heiteren Gesprächen». Das «intensive Erleben» Hitlers habe aber auch jenseits der gemeinsam verbrachten Zeit im Theater, in Künstler- oder Männerrunden stattgefunden: bei Gesprächen «unter vier Augen» zum Beispiel, in denen «intimste und persönlichste Frage[n]» zur Sprache gekommen seien und wo Hitlers Gesicht auch schon einmal vor Erregung «glühte», bei «einsamen Spaziergängen mit ihm zu zweit»⁶⁶ – und so weiter und so weiter.

War das bloss das Geschwätz eines Angebers? Nostalgischer Hitler-Kitsch? Dagegen spricht nicht nur der hohe Bildungsgrad des Autors, sondern mehr noch, dass derartige Schilderungen beim bundesrepublikanischen Publikum auf wenig Gegenliebe stossen mussten. Politische Unverbesserlichkeit kann einiges, aber nicht alles zur Erklärung einer solchen unzeitgemässen Hitler-Apotheose beitragen; vielmehr muss man die Ursache hierfür in Zieglers tiefer emotionaler Bindung an Hitler suchen, die sogar dessen katastrophales Scheitern überdauerte. Die Frage liegt nahe, ob die Zuneigung erwidert wurde; ob Ziegler vielleicht gar der «Masseur», der «engste Kamerad» und – wenigstens eine Zeitlang – der persönlichste Grund für Hitlers Liebe zu Weimar gewesen ist. Es gibt durchaus Indizien, die für diese Vermutung sprechen.

Zu solchen Indizien zählen Zieglers Ernennung zum Künstlerischen Leiter des Schauspiels und zum Chefdramaturgen am Deutschen Nationaltheater in Weimar sowie zum Staatskommissar für die thüringischen Landestheater gleich nach der «Machtergreifung», weil sie gegen den erbitterten Widerstand einflussreicher Weimarer Kreise um Carl B.N. von Schirach durchgesetzt wurden, der selbst gern Zieglers Posten gehabt hätte – und der inzwischen durch Sohn und Schwiegertochter ebenfalls über direkte Verbindungen zu Hitler verfügte. Nach Zieglers Beförderung grollte der Unterlegene: «Leider kann ich nun wegen der lei-

digen Partei Rücksichten dem Dr. Ziegler nicht so beikommen, wie ich möchte, denn erstens müsste man ihn eigentlich vor einen Ehrenrat zitieren und aus dem Künstler-Verein werfen. Wir sind übereingekommen, ihn kühl und mit grösster Vorsicht zu behandeln, da er sehr gefährlich ist. Man kann nie wissen, was er hinter dem Rücken über andere verbreitet. Hier ist er wohl schon so ziemlich unmöglich und wird sich selbst bald erledigen»⁶⁷ – eine unmissverständliche Anspielung auf Zieglers Homosexualität. Doch schon im April 1934 wurde Ziegler (kommissarischer) Generalintendant des Deutschen Nationaltheaters,⁶⁸ das Hitler finanziell äusserst grosszügig ausstattete, sogar durch «persönliche» Mittel.⁶⁹ Der grösste Gunstbeweis aber dürfte die Einladung zu einem zweiwöchigen Privatbesuch auf dem Obersalzberg im August 1932 gewesen sein: «Ich glaube ihn in diesen unvergesslichen Tagen besser kennengelernt zu haben, als es viele andere in Jahren vermocht haben»⁷⁰, so Ziegler gut dreissig Jahre später.

Entsprechend viel Platz hat Hitlers Gast den «unvergesslichen Tagen» in seinen Erinnerungen eingeräumt. Der Emphase, mit der er den Aufenthalt rückblickend schildert, entspricht eine Eintragung in das Gästebuch von Ernst Hanfstaengl aus ebenjener Zeit: «Das Haus Hanfstaengl scheint so ein Haus meiner Sehnsucht zu sein. Ich werde wiederkommen. Hans Severus Ziegler, Weimar. Mitternacht nach dem Tannhäuser auf dem Weg zum Obersalzberg.»⁷¹ Hitler hatte seinem Weimarer Gast nämlich gleich nach dessen Ankunft im Hause Wachenfeld vorgeschlagen, ihn zu drei Wagner-Festaufführungen nach München zu begleiten – auf einem «Abendspaziergang» versteht sich, «als gerade der Vollmond von einem Wolkenzug freigegeben wurde»⁷². So ging es zum Auftakt des Opernzyklus am 17. August «mit einem neuen Wagen» zu Hitlers Münchner Wohnung am Prinzregentenplatz, wo der Gastgeber Ziegler seine «reichhaltige Bibliothek» zeigte. «Die zwei Stunden bis zur Aufführung schwanden schnell dahin.» Seine Adjutanten hatte Hitler «beurlaubt». Im Theater gesellte sich Eva Braun zu den beiden, und nach der Aufführung sassen sie noch zu dritt im Cafe «Heck». Doch Hitlers Begleiterin war augenscheinlich nur für die Galerie da: «Nach einem anre-

genden Gespräch von etwa dreiviertel Stunden, das ich mit Hitler noch hatte, bat er mich, noch etwas da zu bleiben und auf ihn zu warten, er wolle nur eben Fräulein Braun nach Hause bringen, und liess eine Taxe bestellen. [...] Nach einer Viertelstunde kehrte er zurück, bestellte sich ein Glas Tee und für mich noch einen ‚Römer‘. Bald ging die Fahrt heimwärts [...] auf den Obersalzberg. Dieser Tagesablauf wiederholte sich in jener Festspielwoche dreimal.»

Fragt sich, warum die beiden nicht gleich in München geblieben sind. Fehlte ihnen etwa «die intime Atmosphäre, wie sie [...] auf dem Obersalzberg eingefangen war»? Zwei Urlaubswochen dort mit Hitler dürften jedenfalls nur den wenigsten seiner Gefolgsleute – selbst aus der ersten Reihe, zu der Ziegler freilich nicht gehörte – zugestanden worden sein. Leider lässt sich der Gast aus Weimar nicht näher darüber aus, womit die lange Zeit angefüllt war. Gewiss, «musische Gespräche» hat es gegeben, bei denen er Gelegenheit erhielt, Hitlers «Bekanntnisse zu den Opern- und Musikdramen Wagners zu erfahren». Des weiteren standen Spaziergänge auf dem Programm. Aber sonst? Ziegler schweigt, doch es ist ein beredtes Schweigen.

Nach dem Obersalzberg-Erlebnis sahen sich die beiden bis Mai 1933 noch fast jeden Monat, bevor der Kontakt nachliess, weil der Partei- und Regierungschef nun andere Verpflichtungen hatte.⁷³ Für Ziegler blieb er «der herrlichste Mensch».

Und dann kam der 30. Juni 1934, der den notorischen Feinden Zieglers in Weimar die willkommene Gelegenheit zu bieten schien, alte Rechnungen zu begleichen. Wir wissen nicht genau, was ihm im einzelnen vorgeworfen wurde, aber die Vorhaltungen müssen derart massiv gewesen sein, dass sich der Thüringer Innenminister bereits am 3. Juli persönlich mit einer öffentlichen Erklärung hinter seinen Theaterreferenten stellen musste. «Unzuständige Stellen» – heisst es darin – «haben sich angemast, in Hinblick auf Punkt 7 des Erlasses unseres Führers vom 30. Juni [der zur ‚Reinigung‘ der Bewegung von Homosexuellen aufrief – L.M.] Erhebungen über die Person des Staatskommissars Dr. Ziegler anzustellen. Ich habe Veranlassung genommen, persönlich allen

Gerüchten nachzugehen, und als Ergebnis einer gründlichen Untersuchung einwandfrei festgestellt, dass unter den Erlass des Führers fallende Handlungen im Sinne des §175 Reichsstrafgesetzbuch nicht in Frage kommen. Ich erwarte, dass angesichts dieser Feststellung jene haltlosen Gerüchte nicht weiterverbreitet werden, und werde unnachsichtlich gegen alle vorgehen, die dieser Weisung zuwiderhandeln.»⁷⁴ Ein solch entschiedenes Wort hätte in derart unsicheren Zeiten kein Landesminister ohne höheres, ja höchstes Geheiss riskiert. Wir dürfen folglich so gut wie sicher sein, dass sich hier Hitler persönlich eingeschaltet hat. Dafür spricht auch, dass er auf dem Weg vom Obersalzberg nach Berlin am 9. Juli 1934 in Weimar Zwischenstation machte und über Nacht blieb.⁷⁵

Aber offenbar war das Beweismaterial, das Zieglers Feinde zusammengetragen hatten, so erdrückend, dass es nicht einmal der «Führer» ohne weiteres vom Tisch wischen konnte; Ziegler sah sich nach eigenen Worten weiter «gehasst und verfolgt». «Was ich diese Monate durchgemacht habe», bekannte er im Januar 1935 gegenüber Ebermayer, «kann ich niemandem sagen.» Aber er «habe erste Schritte zur Klärung der *grundsätzlichen* Seite des Problems getan und werde das letzte und tiefste Bekenntnis vorm Führer selbst ablegen und dann klare Entscheidung fordern. Ich bin der einzige Pg. in der Bewegung, der die Möglichkeit hat, so zu sprechen, von der Warte, von der aus das Thema behandelt sein will.»⁷⁶ Mit dem letzten Satz hat Ziegler zu verstehen gegeben, was er sich als «bekennender» Homosexueller auch innerhalb der von «Röhm und Genossen» «gereinigten» Bewegung noch erlauben konnte. Nur sein unerschütterliches Vertrauen darauf, dass Hitler ihn letztlich nicht im Stich lassen würde, kann ihm soviel Optimismus gegeben haben. Und so endet Zieglers Brief an Ebermayer sogar mit einem gewissen Wohlklang, mit Ratschlägen, die dem arg Bedrängten vielleicht selbst aus berufenem Mund mit auf den Weg gegeben wurden. «Nehmen Sie mir meine Diplomatie nicht übel; Staatsraison muss gelegentlich das Gefühl verdrängen, bei echten Charakteren ergibt das keine Gefahr. [...] Halten Sie sich nach Möglichkeit zurück, heraus aus der Öffentlichkeit,

deren geiler und gemeiner Blick alles Leben von Stil und Niveau entweiht. Ruhe und Vernunft werden wiederkommen und endlich Klarheit.»

Das Verblüffende ist nun, dass Ziegler mit seinem Optimismus tatsächlich recht behalten sollte. Anfang März 1935 war die Sache für ihn durchgestanden, «die Haltlosigkeit der über Dr. Ziegler verbreiteten Gerüchte» einmal mehr zur öffentlichen Kenntnis gegeben und nochmals ausdrücklich «vor der weiteren Ausbreitung böswilliger Gerüchte über Staatsrat Dr. Ziegler» gewarnt.⁷⁷ Damit stand Ziegler unter politischem Schutz. Jetzt wartete er nur noch «auf eine Aussprache mit dem Führer»⁷⁸. Doch die wurde ihm nun nicht gewährt, vermutlich allerdings nicht trotz, sondern wegen seiner früheren Vertrautheit mit Hitler, der erst einmal auf Distanz gehen musste – äusserlich ohnehin, doch auch innerlich. So bekam er Hitlers neue Politik der Doppelmoral unter umgekehrtem Vorzeichen zu spüren: Sie zielte darauf, Leute wie ihn durchaus zu schützen, aber vorläufig nicht mehr an sich herankommen zu lassen. Das liess auch Protégés wie Ziegler jene «nervenzerrüttende Pein» spüren, von der Hans Blüher gesprochen hatte.

Ziegler wartete vergeblich auf ein persönliches Zeichen Hitlers. Bis zum Herbst 1935 hielt er es aus; dann versuchte er es mit einem direkten Vorstoss, einem halbformellen Brief, den er durch Hitlers Adjutanten Brückner überbringen liess. Er tat das in dem Gefühl, «dass ich in dieser besonderen Frage diesen seltenen Weg wählen und dass ich auch Sie um diese persönliche Gefälligkeit bitten darf». Der Vorwand für das Schreiben war die anstehende Neubesetzung der Dresdener Generalintendanz, für die er sich selbst ins Gespräch brachte. Hauptsächlich jedoch ging es ihm darum, eine Einladung «zu einer persönlichen Unterredung» zu erwirken, die ihn «unendlich dankbar und glücklich» machen würde.⁷⁹ Hitler aber wich noch immer nicht von seiner Linie ab und liess den Bittsteller über den Thüringer Gauleiter Sauckel wissen, er möge ruhig in Weimar bleiben.⁸⁰ Doch trotz einer solchen Brüskierung war Zieglers Karriere damit nicht beendet. Im September 1936 wurde ihm die Gene-

ralintendanz des Deutschen Nationaltheaters in Weimar übertragen, und zwei Monate später berief Goebbels ihn in den Reichskultursenat.

Irgendwann 1937 soll es dann zu der so lange ersehnten Audienz gekommen sein. «Als ich [...] zu ihm kam, empfing er mich ganz allein mit einer mich tief beglückenden Güte. Sein Ton war von der gleichen intimen, privaten Art, wie in den früheren Weimarer Tagen.»⁸¹ Allerdings sprach man offenbar nur über Unverfängliches: «weimarisches und thüringische Kulturfragen, die seiner Entscheidung bedurften». Ohnehin war das Treffen nur möglich, weil inzwischen sehr viel Gras über die Ereignisse des «30. Juni» gewachsen war und sich die Doppelmoral des Diktators fest etabliert hatte. Nach aussen wurde der gleichgeschlechtliche Eros tabuisiert und diskriminiert; Hitlers weiterhin geduldete homosexuelle Mitstreiter passten sich dieser Politik an. Wenn sie ihren Einfluss sichern und sich nicht in Gefahr begeben wollten, mussten sie die bigotte Sexualmoral akzeptieren, und diesen Preis waren sie zu zahlen bereit – das gilt für Ziegler ebenso wie für Gustaf Gründgens oder Baldur von Schirach, um nur zwei weitere Beispiele zu nennen.⁸²

Das «Dorado» Bayreuth

Ebermayer hatte, wie zitiert, geschrieben, dass Hitler zu Beginn der dreissiger Jahre nur noch «auf Autoreisen, vor allem im Hotel ‚Bube‘ in Berneck im Fichtelgebirge» Gelegenheit hatte, seinen homosexuellen Neigungen nachzugehen. Und Ziegler erzählt, wie er Hitler einmal behilflich war, unbemerkt aus Weimar herauszugelangen. Hitler habe «rasch einen Abstecher nach Bayreuth machen» wollen, «um im nahen Bad Berneck am Rande des Fichtelgebirges vierundzwanzig Stunden lang Atem zu schöpfen. [...] Irgendwann und irgendwo bedurfte er eines Dorados.» Zwischen 1925 und 1933 sei Hitler «wie in Weimar, so auch ab und zu ganz privat in Bayreuth eingekehrt, um im Kreise der Familie Wagner Entspannung zu suchen und seelische Kräfte für seine aufreibende Tätigkeit zu schöpfen»⁸³. Wie Joachim Fest uns aus den Aufzeich-

nungen seiner Gespräche mit Speer mitgeteilt hat, konnte sich dieser die in der Tat sehr häufigen Abstecher vom Hotel «Bube» zur «Villa Wahnfried» nur mit einer «Affäre» zwischen Hitler und Winifred Wagner erklären. «Er sei sich damals, erklärte er, ‚aufgrund unzähliger kleiner, aber verräterischer Anzeichen ganz sichere gewesen. Dazu habe auch gehört, dass Hitler jeweils bei der Rückkehr ‚seltsam erhoben‘ wirkte, ‚mit irgendeinem Glanz in den Augen – beseligt eben‘. [...] Mehr oder minder sei dies damals auch die Meinung fast aller an den Reisen Beteiligten gewesen. Sie hätten manchmal, wenn Hitler tagelang schlechter Stimmung gewesen sei, ‚im Scherz‘ geäußert, der Führer habe wohl wieder einmal eine ‚Bayreuth-Kur‘ nötig.»⁸⁴

Brigitte Hamann wird in ihrer im Erscheinen begriffenen Winifred-Wagner-Biographie im einzelnen zeigen, dass und warum zwischen Hitler und der Witwe des Wagner-Sohnes nichts gewesen ist, was einen solchen Verdacht irgendwie erhärten könnte.⁸⁵ Dennoch muss die Beobachtung von Speer und anderen aus Hitlers Entourage nicht falsch sein.

Wie auch immer, mit seinen homosexuellen Neigungen war Hitler in Bayreuth jedenfalls nicht allein. Er teilte sie etwa mit dem Sohn Richard Wagners, der seiner Leidenschaft bis zu seinem Tod im Jahre 1930 so offen nachgegangen ist, dass es immer wieder zu Erpressungen und anderen Zudringlichkeiten kam.⁸⁶ In der Tat: Siegfried Wagners beschwingte Freundschaft mit jungen Männern muss Hitler wie eine Ermunterung vorgekommen sein, zumal nachdem er selbst in den Kreis aufgenommen worden war. Denn der Wagner-Sohn schwärmte gleich bei der ersten Begegnung von der «Liebes-Kraft» in Hitlers Augen und sagte ihm lachend ins Gesicht: «Weisst du, du gefällst mir.»⁸⁷ So konnte jenes «vertraute Verhältnis zwischen Hitler und Siegfried» entstehen, über das Syberberg mit Verweis auf einschlägige Briefdokumente berichtet hat.⁸⁸ Ganz besonders muss Hitler «die grosse Familiendisziplin, die im Hause Wahnfried gewahrt wurde», beeindruckt haben; Goebbels betont das gerade im Zusammenhang mit Siegfrieds «Homosexualität», über die sich der Führer «bestens orientiert» zeigte.⁸⁹

Unter solchen Umständen dürfte ihm der Schritt zur Selbstoffenbarung nicht sonderlich schwergefallen sein, denn «damals in der Zeit», sagt Winifred, «hatte er wohl niemand, dem er sich [...] anvertrauen konnte»⁹⁰.

So wuchsen, scheint es, die Wagners mit Hitler zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammen. «Ich war auf du und du mit ihnen», sagte Hitler später, «ich liebe diese Menschen.»⁹¹ Für Winifred Wagner war das keine politisch motivierte,⁹² sondern «eine rein menschliche, persönliche und vertrauliche Bindung zwischen uns». «Über Politik wurde überhaupt nicht geredet.»⁹³ Das ist sicher richtig, aber über die Rolle der Homoerotik als Bindemittel der Beziehung zu Wahnfried hat sie bis zu ihrem Tode Stillschweigen bewahrt. Dabei ist sie so schwer nicht zu entdecken, da sie nicht nur familiengeschichtlich nahelag. Schon Magnus Hirschfeld wusste, dass Bayreuth «ein sehr beliebter Sammelplatz von Uraniern» war, «die teils allein, teils mit ihren Freunden dorthin kommen».⁹⁴ Auch einige der dort wirkenden Künstler waren homosexuell. Das prominenteste Beispiel ist Hitlers Lieblingstenor Max Lorenz, der trotz gerichtsanhängiger Verstöße gegen den Paragraphen 175 straffrei blieb, während seine Sexualpartner verfolgt wurden.⁹⁵

Kein Wunder jedenfalls, dass Hitlers Erinnerungen an die frühen Jahre seiner Begeisterung für Bayreuth noch später ausgesprochen euphorisch klangen: Eine «sonnige Zeit» habe er dort gehabt, nicht nur bei den Wagners in Wahnfried. «Auch im übrigen war es ein fabelhaftes Leben dort. Wenn ich zur ‚Eule‘ hin bin, habe ich bei allen Künstlern und Künstlerinnen sofort Kontakt gehabt.» Auch im «Anker» habe er oft und gern mit den Künstlern zusammengesessen, «oder wir fahren zu ‚Bube‘ nach Berneck».⁹⁶ Das bezieht sich wohlgerne auf die Jahre vor 1933, als Hitler nach eigenen Worten noch «so oft durch Bayreuth» kam und dort «dann immer Besuch gemacht» hat. Ein nie veröffentlichtes, vermutlich um 1930 aufgenommenes Foto zeigt ihn denn auch beim Verlassen des Hotels «Bube»; er gibt sich darauf privat und ein wenig zerstreut. Für die Tochter des damaligen Hotelbesitzers war das ein gewohnter Anblick. Drei- bis viermal im Jahr habe sie ihn vor 1933 so gesehen, sagt Frau Jobst, aber auch in



Hitler vor dem Hotel «Bube» in Berneck bei Bayreuth, in dem er bei seinen Privatreisen vor 1933 immer wieder gern abstieg.

Männerbegleitung, vornehmlich mit Duzfreund Julius Schreck. Frauen hingegen seien nie dagegewesen.⁹⁷

Hitler sei eben zu jener Zeit, so Winifred Wagner zu einem englischen Journalisten, ein einsamer Mann gewesen, und deshalb sei er damals auch häufig bei ihnen erschienen. «But he was not in search for a wife.»⁹⁸ In der Tat lassen die dargelegten Indizien nur den Schluss zu, dass Hitlers häufige Besuche im «magischen Dreieck» Weimar-Berneck-Bayreuth nicht so sehr durch kulturelles Interesse als vielmehr durch sinnliches Verlangen motiviert waren. Doch nach 1934 liess sich diese Neigung dort nicht mehr ausleben. Nun blieb nur noch der Obersalzberg als Refugium.

Zwischen Konjektur und Fiktionalisierung

Einer der wichtigsten, «äusserst zuverlässigen Gewährsmänner», denen Ebermayer sein Geheimwissen über Hitlers Homosexualität verdankte, dürfte dem Gesagten zufolge nun gerade Ziegler gewesen sein. Um so erstaunlicher ist es daher, dass ausgerechnet er sich im ‚Buch der Freunde‘ das 1960, ein Jahr nach den Tagebüchern, zu Ebermayers 60. Geburtstag erschien, nicht verewigt hat. Man kann daraus nur schliessen, dass Ebermayers Enthüllungen Ziegler masslos verärgert haben müssen. Aber er hatte auch nicht den Mut, öffentlich gegen sie anzugehen, und bestätigte sie damit letztlich. Abgesegnet dagegen wurden Ebermayers Aufzeichnungen, wenigstens indirekt, durch Winifred Wagner, die dem «lieben Erich Ebermayer» zum 60. Geburtstag die aufschlussreichen Worte schrieb: «Sie selbst verehrten als Jüngling Siegfried Wagner. Wir beide kennen uns seit 43 Jahren – und nun verbindet uns seit langem eine stille, gute und treue Freundschaft. Also Glückauf zum neuen Jahrzehnt!»⁹⁹ Einen solch verbindlichen, herzlichen Gruss kann man schwerlich als Floskel abtun. Und so dürfen wir wohl auch diese wichtige Figur in Hitlers Privatleben zu den am besten informierten «Gewährsmännern»

des Jubilars zählen, um so mehr, als Ebermayer auch nach 1945 weiterhin sehr engen Kontakt zum Haus Wagner hielt.¹⁰⁰

Ein weiterer Informant war – natürlich – Philipp Bouhler, der «getreue Vetter», über den Ebermayer schon seit 1930 näher an Hitler herankommen wollte.¹⁰¹ Der familiäre Kontakt der beiden fast gleichaltrigen Junggesellen – der NSDAP-Geschäftsführer sollte erst nach dem «30. Juni» Hals über Kopf heiraten¹⁰² – dürfte schon vor 1935 weit intensiver gewesen sein, als Ebermayer das aus Rechtfertigungsnoten in seinem Tagebuch hat durchklingen lassen. Und dass Bouhler, der seit den Anfängen der Nazi-Partei im männerbündischen Milieu um Hitler gross geworden war, wegen seiner guten Kontakte, besonders als langjähriger Vertrauter von Max Amann, über detaillierte Insiderinformationen verfügte, kann als gesichert gelten.¹⁰³

Es gibt also gute Gründe, Ebermayers Ausführungen über Hitlers Homosexualität selbst dort ernst zu nehmen, wo sie aus zweiter Hand stammen. Daran ändert auch seine Mitteilung nichts, dass die ursprünglich in «Wachtuchheften niedergeschriebenen» Tagebuch-Notizen erst zehn Jahre später «ihre literarische Formung» erhielten und dann noch einmal fünfzehn Jahre liegenblieben, ehe sie veröffentlicht wurden.¹⁰⁴ Im Gegenteil: Ebermayer konnte seine Sicht auf die mehr und mehr Geschichte werdenden Ereignisse im Lichte anderer Überlieferungen prüfen und gegebenenfalls weitere Informationen einfliessen lassen, die er später erhielt – durch Gespräche mit Winifred Wagner etwa, aber auch mit Emmy Göring, deren Verteidigung er 1946 übernommen hatte.¹⁰⁵ Freilich liess die Überarbeitung seiner Notizen Ebermayer am Ende regimekritischer erscheinen, als er tatsächlich gewesen ist; er wird sich sorgfältig überlegt haben, was er in welcher Form in Druck gab. Dass er dabei seine eigene Homosexualität nicht offen zu bekennen wagte, kann man ihm schwerlich verübeln, denn das wäre in Deutschland 1959 noch zu riskant, ja unmöglich gewesen. Und dennoch werden wir gerade in seiner Veranlagung den Hauptgrund für seinen Mut sehen müssen, Hitler zu «outen». Ziegler konnte das nicht – oder doch nur versteckt –, weil

dergleichen für ihn einem Verrat gleichgekommen wäre. Solche Skrupel hatte Ebermayer nicht: Sein «Outing» zielte darauf, den Lügner, den Heuchler, den Selbstverleugner in Hitler zu entlarven und sich damit weiter vom Diktator und seinem Regime abzugrenzen.

Die Buchkritik hat 1959/60 auf Ebermayers Versuch höchst unterschiedlich reagiert, aber den Quellenwert des Zeugnisses durchweg nicht in Frage gestellt. «Das Tagebuch Ebermayers ist impulsiv, empfindsam, eitel, liebenswürdig, ergreifend, ahnungslos – es ist unbefangen und darum echt», urteilte die ‚Welt‘. Und auch der Berliner ‚Telegraph‘ schrieb dem Buch «eine starke Bedeutung zu», es sei «aufrecht und aufschlussreich». Für die Kritikerin des Süddeutschen Rundfunks’ handelte es sich um ein «sehr wichtiges Dokument [...], das seinen Wert erst erhält, wenn es der Historiker als Mosaikstein in ein Ganzes einsetzt». Am schärfsten ging noch ‚Das Parlament mit Ebermayer ins Gericht: Es sei zwar ein «gewisses Stimmungsbild der Machtergreifungsjahre [...] entstanden, es wird nur verwischt und getrübt durch die Peinlichkeiten des übrigen Eindrucks», zu denen auch «die eigentümliche Lebensgemeinschaft [...] mit einem Jüngling» zähle, «deren hochgestimmte Darstellung, wie überhaupt die Vorliebe für schöne Knabengestalten, das ganze Buch durchschwingt». Probleme mit der Durchmischung von Privatem und Politischem, von Erotischem und Kulturellem hatte auch der Rezensent des «Mitteldeutschen Jahrbuchsc «Eine Reflexion über das Verhältnis zwischen dem Historischen und dem Persönlichen findet nicht statt.» Allein die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ fand die pikanten Details, die Ebermayer mitteilt, relevant: «Zu dem politisch Bedeutsamen, das man erfährt, gehört der nähere Einblick in die Rolle der Männerfreundschaften der Clique Hitler, Röhm, Hess [..].»¹⁰⁶

Man sieht, wie Ebermayer mit seiner dokumentarischen Collage, mit seinen Anspielungen, Hintersinnigkeiten und Apologien die zeitgenössische Kritik überforderte. Und gewiss ist es nicht leicht, hinter die für all das massgebliche Dialektik von Enthüllung und Verschleierung zu kommen, in der Adenauer-Ara noch mehr als heute. Schliesslich lässt seine bewusst subjektiv gefärbte Rekonstruktion der braunen Vergan-

genheit bestimmte Züge der deutschen Diktatur als Farce erscheinen – und das war sie wohl auch. Angesichts der Tatsache, dass Ebermayer bei dieser Schmierenkomödie zwar keine eigentliche Rolle spielte, aber als Komparse und Kulissenschieber dennoch ganz andere Einblicke in die Regie und Bühnentechnik als der Zuschauer hatte, muss man es ihm hoch anrechnen, dass er uns wenigstens einige seiner Beobachtungen so unverstellt übermittelt hat.

Soweit ich sehe, hat Ebermayer nie den Versuch unternommen, sein genaues Wissen über Hitler zu einem genuin literarischen Porträt auszugestalten, möglicherweise deshalb, weil er als Homosexueller mit Hitlers Homosexualität nicht ins reine gekommen ist. In seinen Dichtungen jedenfalls hat er den gleichgeschlechtlichen Eros vorzugsweise idealisiert, doch natürlich entzog sich eine Gestalt wie Hitler solchem Zugriff, und eine Lösung der damit verbundenen Schwierigkeiten traute sich der Schriftsteller vielleicht nicht zu. Anders sein langjähriger Freund Klaus Mann, den ein solches Kunststück geradezu herausgefordert haben muss. Was er daraus literarisch machte, ist auch darum so interessant, weil bei ihm ganz ähnliche Voraussetzungen vorlagen wie bei Ebermayer: Auch er war homosexuell, auch er konnte auf ein ähnlich fundiertes Wissen über Hitlers Privatleben zurückgreifen, auch er hatte den «Führer» einmal aus der Nähe erlebt. Die Begegnung im Münchner Café «Carlton Tearoom» hat er in einer Tagebuch-Eintragung vom 13. Juli 1932 protokolliert: «Direkt am Nebentisch: Adolf Hitler, in blödester Gesellschaft. Seine geradezu auffällige Minderwertigkeit. Äusserst unbegabt; die Faszination, die er übt, grösste Blamage der Historie; gewisser sexualpathologischer Einschlag kann nicht alles erklären.»¹⁰⁷ Ein solcher Eindruck entspricht dem gängigen Urteil der alteingesessenen Münchner Familien über den braunen Parteiführer und seine Horden: geistlos, albern, inferior, dumm. Und auch Hitlers «sexualpathologischer Einschlag» war dem Dichtersohn offenbar schon bekannt, bevor er den Tischnachbarn in Augenschein nahm.

Nach jener zufälligen Begegnung hat sich Klaus Mann erst wieder im

Dezember 1932 über Hitler geäußert. In der Zeitschrift ‚Das Tagebuch‘ berichtet er in einer winzigen Glosse, dass er ausgerechnet in der Auslage der «Sexualwissenschaftlichen Buchhandlung» am Wittenbergplatz in Berlin ein Hitler-Bild entdeckt habe: «Wollte der Ladenbesitzer auf solche Art innere Zusammenhänge nach aussen sichtbar machen, die unserem freilich immer evident gewesen sind? Jedenfalls: ich denunziere diesen Tatbestand als ärgerniserregend. Das wäre ja noch schöner: die verekeln einem ja noch die ganze Sexualpathologie.»¹⁰⁸

Hinter dieser witzigen Bemerkung steckt indes ein echtes Problem, das auch ein so entschiedener Hitler-Gegner wie Klaus Mann mit dem deutschen Diktator hatte: Für die homosexuellen Intellektuellen war Hitler seiner gleichgeschlechtlichen Orientierung wegen irgendwie einer von «ihnen». Das war psychologisch schwer zu ertragen, eine Zumutung, auf die der antifaschistische Schriftsteller 1934 zunächst mit dem Aufsatz ‚Die Linke und das Laster‘ reagierte.¹⁰⁹ Es sei ganz falsch, heisst es darin, «die Homosexualität und den Faschismus miteinander zu identifizieren, nur weil es in nationalsozialistischen Verbänden viele geben soll, die junge Männer lieben statt Frauen». Schliesslich habe es «zu jeder Zeit hunderterlei verschiedene Typen von Homosexuellen gegeben, auch sehr minderwertige und fatale». Wenn dazu auch ein so «roher, zynischer Halunke» wie Röhm gehöre, besage das gar nichts: «Mit ein paar Banditen die erotische Veranlagung gemeinsam zu haben, macht noch nicht zum Banditen.»

Im grossen und ganzen läuft Klaus Manns Pamphlet auf eine Inschutznahme der Homosexualität gegenüber den gängigen Vorurteilen hinaus. Im Kern aber geht es ihm darum, den von seinem Vater wenig später so genannten «Bruder Hitler» aus dem Bezirk dieses Eros zu verbannen: «Worauf es ankommt, ist nur der Geist [...], nicht der erotische Kitt.»

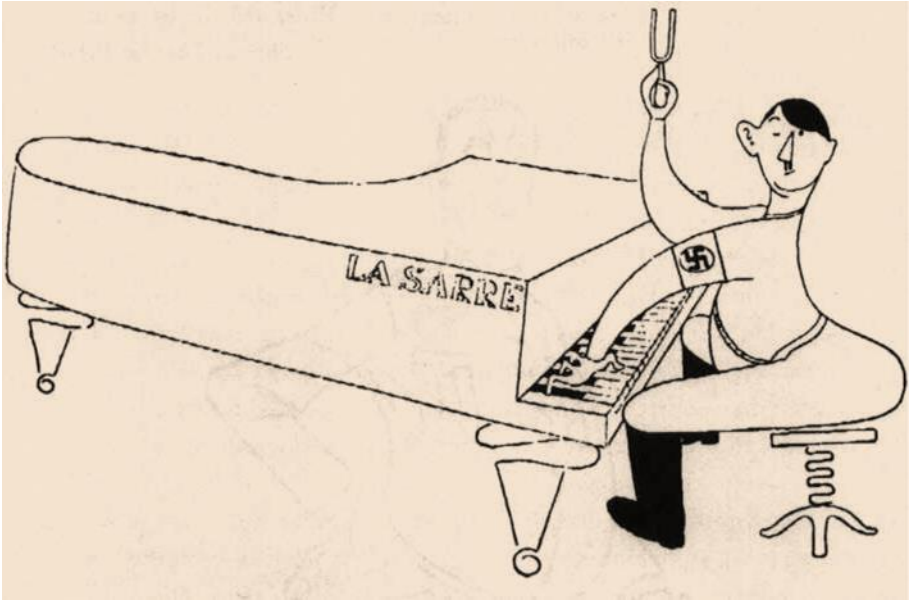
Apropos «Bruder Hitler»: Wenn man die neueste Tendenz der Thomas-Mann-Forschung ernst nimmt, selbst im Allermythischsten seines literarischen Werkes noch einen realen, das heisst: autobiographischen Kern sowie verdeckte Bekenntnisse zu erkennen,¹¹⁰ dann sollte man

wohl auch das «Bruder-Argument» dieser brillanten Hitler-Demontage vom April 1938 – die «reichlich peinliche Verwandtschaft», die den grossen Dichter so «beschämt» – noch einmal überdenken. Thomas Manns Biograph Klaus Harpprecht meint, «dass der leidenschaftlichste und wirksamste Widerstand gegen den Diktator eine gewisse Nähe bedingt – ein Verständnis, das aus der Ahnung des Verwandten resultierte und einen umso brennenderen Hass zu wecken vermochte»¹¹¹. Aber worin mag die «Ahnung des Verwandten», die «gewisse Nähe» bestanden haben? Ist das vielbemühte «Künstlertum» als Erklärung der Gemeinsamkeit nicht am Ende Camouflage? Wie schaffte es der «Zauberer», sich dem «tristen Faulpelz, tatsächlichen Nichtskönner und ‚Träumer‘ fünften Ranges» so weit anzuverwandeln, dass er das «fatale Seelenleben dieses Menschen» so überzeugend freilegen konnte? Was wusste er über den Mann, der nichts konnte, was «Männer können [...], nicht einmal ein Kind zeugen»?¹¹² Den er wenige Monate vor der Abfassung seines Essays mit einem «absolut anstössigen lustknabenhaften Siegfried» assoziiert hatte?¹¹³ Diese Fragen mögen andere Forscher beantworten.

Zwei Jahre nach ‚Bruder Hitler‘ verspürte Klaus Mann ebenfalls das Bedürfnis, sich dieser «trüben Figur» mit dichterischen Mitteln anzunähern, nämlich in seiner Autobiographie ‚Der Wendepunkte Das dort gezeichnete Hitler-Bild war ihm so wichtig, dass er es für die deutschen Leser nach dem Krieg noch einmal mit einigen neuen Farben angereichert hat.¹¹⁴ So ist daraus ein Text geworden, der zwischen Annäherung und Abwehr, zwischen Enthüllung und Verschlüsselung changiert.

Die wesentlichen Passagen sind in der letzten (deutschen) Fassung die folgenden: «Mir wollte es nicht in den Kopf, dass die Deutschen Hitler allen Ernstes für einen grossen Mann, ja für den Messias halten könnten. Der und gross? Man brauchte ihn doch nur anzusehen! Ich hatte wiederholt Gelegenheit, diese Physiognomie zu studieren. Einmal aus nächster Nähe, etwa eine halbe Stunde lang. Das war 1932. [...] Zwei Fragen waren es vor allem, die mich beschäftigten, während dieser dreissig Minu-

Die Saarfrage



„So, das hauen wir abgestimmt. Jeizt kommt Elsass-Lorhringen dran,

In der Auslandspresse fanden sich immer wieder Anspielungen auf die Effeminertheit des «Führers»; hier eine Karikatur aus dem Prager Blatt ‚Der Simplicus‘, April 1934.

ten unheimlicher Nachbarschaft: Erstens, worin lag das Geheimnis seiner Wirkung, seiner Faszination? Und, zweitens, an wen erinnerte er mich, wem sah er ähnlich? Ohne Frage, er glich einem Mann, den ich nicht persönlich kannte, aber dessen Porträt ich oft gesehen hatte. Wer war es nur? Nicht Charlie Chaplin. Beileibe nicht! Chaplin hat das Schnurrbärtchen, aber doch nicht die Nase, die fleischige, gemeine, ja obszöne Nase, die mich sofort als das garstigste und am meisten charakteristische Detail der Hitlerschen Physiognomie beeindruckt hatte. Chaplin hat Charme, Anmut, Geist, Intensität – Eigenschaften, von denen bei meinem schlagrahmschmatzenden Nachbarn durchaus nichts zu bemerken war. Dieser erschien vielmehr von höchst unedler Substanz

THOMAS THEODOR HEINE

HITLER

Liebes „Tage-Buch“, es traf sich gut, daß ich vor einigen Tagen im Hofgarten neben Hitler saß. Er ist ziemlich fett geworden ...

Thomas Theodor Heine



Zeichnung des berühmten Münchner Karikaturisten Thomas Theodor Heine für die linksintellektuelle Zeitschrift ‚Tage-Buch‘ aus dem Jahre 1930.

mit hysterisch getrübttem Blick in der bleich gedunsenen Visage. Nichts, was auf Grösse oder auch nur auf Begabung schliessen lassen konnte! Es war gewiss kein erfreuliches Gefühl, in der Nähe einer solchen Kreatur zu sitzen; und doch konnte ich mich nicht satt sehen an der widrigen Fresse. Besonders attraktiv hatte ich ihn zwar nie gefunden, weder im Bilde noch auf der illuminierten Tribüne; aber die Hässlichkeit, der ich mich nun gegenüberfand, übertraf doch all meine Erwartungen. Die Vulgarität seiner Züge beruhigte mich, tat mir wohl. Ich sah ihn an und dachte: Du wirst nicht siegen, Schicklgruber, und wenn du dir die Seele aus dem Leibe brüllst. Du willst Deutschland beherrschen? Diktator willst du sein mit der Nase? Dass ich nicht kichere! Du bist derartig mies, dass du einem beinahe Leid tun könntest – wenn deine Miesigkeit nicht eben von so besonders abstossender Natur wäre ...[...] Während ich die Kellnerin rief, um meine Konsumtion zu bezahlen, fiel mir plötzlich ein, an wen der Kerl mich erinnerte. Haarmann, selbstverständlich. Wieso war ich darauf nicht schon längst gekommen? Freilich doch, er sah aus wie der Knabenmörder von Hannover, dessen Prozess unlängst Sensation gemacht hatte. Ob er, der österreichische Operettenhabitué am Nebentisch, ebenso tüchtig war wie sein norddeutscher Doppelgänger? Dieser homosexuelle Blaubart hatte es fertiggebracht, dreissig bis vierzig junge Buben in seine gastliche Stube zu locken, wo er ihnen im Liebesakt die Kehle durchbiss und aus den Leichen schmackhafte Wurstware machte. Eine stupende Leistung, besonders wenn man bedenkt, dass der emsige Kinderfreund in einem engen Mietshaus zwischen wachsamen Nachbarn logierte! Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg: Mit zäher Zielstrebigkeit setzt man noch das scheinbar Unmögliche durch ... Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Tatmenschen frappierte mich. Schnurrbart und Locke, der verhangene Blick, der zugleich wehleidige und rohe Mund, die sture Stirn, ja sogar die anstössige Nase. Es war alles dasselbe!»¹¹⁵

Vor allem drei mehr oder weniger verschlüsselte Punkte sind von Belang. Erstens: Ja, Hitler war homosexuell, aber beseelt war seine Sexualphantasie von den bestialischen Mordgelüsten des berüchtigsten Psychopathen des frühen 20. Jahrhunderts, Fritz Haarmann,¹¹⁶ oder – gleich-

sam überzeitlich – jenes Ritters aus dem grausamen Märchen, der es freilich auf Frauen abgesehen hatte. Zweitens: Ein «Bruder» war Hitler beileibe nicht, auch kein noch so peinlicher, vielmehr ein «Schicklgruber»¹¹⁷, ein Hinterwäldler aus Böhmen, ein Entlaufener aus miesen Verhältnissen, ein Magnet für Spott und Hohn aller Männer und Frauen von Welt. Und schliesslich: Es war richtig, Hitler bereits abgrundtief zu hasen, als er das Deutsche Reich noch nicht beherrschte; ihm auch schon damals jede erdenkliche Bösartigkeit zu unterstellen.

Klaus Manns mehr rhetorisch als analytisch scharfer Versuch, das Phänomen Hitler zu erklären, ist ein Paradebeispiel für das verzweifelte und ebenso vergebliche Bemühen, ihm mit – freilich überaus stilvoll arrangierten – invektiven Mitteln auf die Schliche zu kommen. Nein, ein «homosexueller Blaubart» mit der Aura einer schaurigen Märchenfigur war das nicht, dem die deutschen Machteliten 1933 unter begeisterter Akklamation seiner schon nach Millionen zählenden Anhängerschaft zur Herrschaft verholfen haben. Aber homosexuell war er in der Tat, das wollte Klaus Mann nicht unerwähnt lassen, auch wenn es ihm wohl lieber gewesen wäre, das nicht zu wissen und Hitler als Blaubart *sans phrase* präsentieren zu können – eine Wendung übrigens aus Klaus Manns Münchner Kindheit, gängige Rede auch bei den anderen Familienmitgliedern.¹¹⁸ Man lese ausserdem, was Heinrich Mann in seinem Exilbuch ‚Der Hass‘ zu diesem Thema schreibt: «Er [Hitler – L.M.] hatte ganz richtig bei den reifen Frauen angefangen [...]. Seiner Sendung zuliebe verschmähte er sie nicht, bevorzugte freilich bei weitem die männliche Draufgängerei der Knaben. Er selbst bezauberte hauptsächlich mit weiblichen Reizen besonderer Art.» Und: «Einige der Seinen wissen genau, woran sie sind. Es ist ihnen klar, dass er selbst wie auch seine glänzende, erfolgekrönte Bewegung ausgegangen sind von zweideutigen Gegenden der Menschennatur, die eine Aufhellung nur schlecht vertragen würden.»¹¹⁹

An diesem Punkt – den immer gleichen und doch immer verbrämten Anspielungen der Manns auf Hitlers Homosexualität – schliesst sich der Kreis, und der tiefere Grund für die nicht abreisende Beschäftigung mit

dem Thema wird sichtbar. Denn wie die Gräfin Mathilde von Schönwörth 1935 Erich Ebermayer anvertraut hat, wussten die alteingesessenen Münchner Familien «schlechterdings *alles*, auch das Privateste, über das ‚Führerkorps‘. [...] Diesen alten Münchenern ist nichts verborgen. Sie lächeln über die grossen Worte und die Unsumme von Lügen, mit denen das deutsche Volk und die Welt von den neuen Herren überschüttet werden. Sie können das alles mit bestem Willen nicht ernst nehmen, sie fassen es einfach nicht, dass diese Clique politischer Abenteurer, charmanter Schwätzer, erotisch ‚Invertierter‘, die als Führer einer radikalen Oppositionspartei noch hingehen mochten und sogar amüsant waren, nun die unumschränkten Herrscher über Deutschland sind.»¹²⁰ Die vernichteten Tagebücher Thomas Manns aus der Zeit von 1921 bis 1933 hätten uns manchen Aufschluss darüber geben können, was im Münchner Dichterhaus vor 1933 über Hitler alles bekannt war. Doch das hat der Schriftsteller offensichtlich nicht gewollt.

Wie auch immer, im Prinzip sagen alle hier aufgeführten Autoren – die Manns dichterisch verfremdet und verschlüsselt, Ebermayer sehr viel geradliniger und direkter – das gleiche: Hitler war homosexuell, und wir haben es gewusst.

Siebtes Kapitel

Gefährliche Machenschaften: Kurt Lüdecke und Ernst Hanfstaengl

1922 waren Ernst Hanfstaengl und Hitler enge Freunde. Knapp zwei Jahrzehnte später dekuvierte der einstige «Jünger»¹ den «Führer» beim amerikanischen Geheimdienst als «type of egocentric and masturbic Narcissus», der sich, vor allem aus grosser sexueller Frustration heraus, in ein «künstlich dramatisiertes öffentliches Leben» geflüchtet habe.² Es lässt sich nachvollziehen, wie Hanfstaengl zu seinem Urteil gelangte; aber es ist eine lange Geschichte. Sie ist eng verzahnt mit der eines anderen Mannes, der um dieselbe Zeit wie er Hitler kennenlernte und eine nicht weniger schillernde Persönlichkeit war: Kurt Lüdecke. Hitler gab sich zunächst misstrauisch, merkte jedoch gleich, über welche Qualitäten Lüdecke verfügte. Sollte er, meinte Hitler, «ein Spitzel sein, so ist er nicht nur einer der gerissensten, sondern auch einer der gefährlichsten, die je in Deutschland tätig waren.»³ Und noch 19 Jahre später schwärmte der «Führer»: «Der Kerl sprach Französisch, Englisch, Spanisch, Italienisch wie Deutsch; das wäre der richtige Mann [für heikle Auslandsaufgaben – L.M.] gewesen, der hätte alles abgeschnuppert.»⁴

Ernst Hanfstaengl konnte diese Wertschätzung Lüdeckes nicht teilen. 1937 erklärte er «jeden, der es noch wagen sollte, für dieses Dreckssubjekt direkt oder indirekt, im Ernst oder Scherz, einzutreten [...], für einen niederträchtigen Schurken, Strichjungenbeschützer, Parteischädling und Vaterlandsverräter»⁵. Anlass für seinen Zorn war das spektakuläre Buch ‚I knew Hitler‘, das Lüdecke nach abenteuerlicher Flucht aus Deutschland im amerikanischen Exil veröffentlicht hatte. Für Hanfstaengl lebte es von reiner «Erpresser-Phantasie». Dass sich dahinter eine durchaus

reale Geschichte verbarg, die sich aber «unter der Decke des allerengsten, verschwiegenen Kreises [ab]spielte», hat nach dem Krieg Gestapo-Chef Rudolf Diels angedeutet. Und er fügte ebenso vielsagend hinzu, dass ihm «im Falle Lüdecke die Vermutung aufgetaucht war, dass auch Hitler homosexuelle Neigungen habe»⁶. Grund genug, genauer zu verfolgen, wo und wie sich Lüdeckes und Hitlers Lebenswege berührten.

Der Hochstapler Kurt Lüdecke

Lüdecke, 1890 in Berlin geboren, verbrachte seine Kindheit in Oranienburg, wo sein Vater eine Chemiefabrik leitete. Seine Gymnasialzeit in Berlin endete mit einem Fiasko; er wurde der Schule verwiesen und musste nach Braunschweig wechseln, wo er 1907 mit dem «Einjährigen» abschloss. Nach dem Militärdienst ging er zunächst nach London und anschliessend nach Frankreich. Hier will er 1910 durch Glücksspiel zu so viel Geld gekommen sein, dass er es sich leisten konnte, fortan ungebunden und luxuriös zu leben.⁷ Doch die Akten der Staatsanwaltschaft beim Königlichen Landgericht in Berlin sprechen für eine andere Version. Dort wurden nämlich im Januar 1911 auf eine Anzeige hin Ermittlungen gegen Lüdecke eingeleitet, die ihn mit «Erpressungen auf homosexueller Grundlage» in Verbindung brachten. Er sei in «homosexuellen Kreisen» dafür bekannt, sich reiche Freunde zu suchen und diese nach vollzogenem Geschlechtsverkehr zu Zahlungen zu nötigen.⁸

Zu dem Zeitpunkt, als die Anzeige gegen ihn einging, verschwand Lüdecke aus Berlin. Es gibt mithin eine einfache Erklärung für seinen aufwendigen Lebensstil: Er hatte sein Glück nicht beim Roulette, sondern als Gigolo und Erpresser gemacht. So tingelte er durch Europa, bis der Erste Weltkrieg seinem Hochstaplerdasein ein jähes Ende bereitete. Doch Lüdecke verstand es, nach nur zwei Jahren wieder aus dem Militärdienst entlassen zu werden, ohne die Front auch nur von weitem gesehen zu haben.

Die abenteuerlichen Projekte, die ihn bis 1920 um die Welt trieben,

sind im einzelnen nicht mehr zu rekonstruieren. Sie brachten ihm nicht nur einen mexikanischen Pass ein, sondern auch zwei stattliche Dollar-konten. Im Mai 1921 liess Lüdecke sich in München nieder, wo er «eine Ausstellung deutscher Bilder in New York» vorbereitete.⁹ «Geschäftlich habe er mit der Bilderausstellung keinen Erfolg gehabt», heisst es in einem polizeilichen Ermittlungsbericht, doch aus dem Verkauf verschiedener Kunstobjekte habe «er bei seiner Rückkunft nach München – Anfang April 1922 – noch immer über einen Bestand von 1.400 Dollar [...] verfügen können».¹⁰ In der Inflationszeit war das ein Vermögen.

Aber Lüdecke handelte in den USA nicht nur mit Kunst und Antiquitäten. Er arbeitete auch für eine amerikanische Kapitalistenlegende, für Henry Ford, der eine Art privaten Geheimdienst aufgezogen hatte.¹¹ Diese Organisation führte seit 1920 unter anderem eine Schmutz- und Hetzkampagne gegen einflussreiche Juden in den Vereinigten Staaten; um deren Privatleben auszuleuchten, hatte man in New York eigens ein Detektivbüro eröffnet, das mit so viel Geldmitteln ausgestattet war, dass eine ganze Truppe von fanatischen Schnüfflern angeheuert werden konnte. Lüdecke kam hier mit engen Vertrauten des mächtigen Industriellen in Berührung und lernte, dass man mit aggressivem Antisemitismus sogar Geld machen konnte. Gut möglich, dass er für Fords Kampagne einflussreiche Verbündete in Deutschland finden sollte und zu diesem Zweck mit entsprechender finanzieller Ausstattung zurück in sein Heimatland geschickt wurde.

Als er im April 1922 nach Deutschland zurückkehrte, hatte er jedenfalls die von Henry Ford herausgegebene Schrift «The International Jew: The World's Foremost Problem' im Gepäck.¹² Mit seinen genauen Kenntnissen über die Hintergründe dieses antisemitischen Feldzugs und der Inaussichtstellung von amerikanischen Schmieregeldern wollte er nun in der völkischen Bewegung Köder auswerfen. Schon im Mai lernte er in Berlin Ernst von Reventlow kennen, der als Herausgeber der in rechten Kreisen hoch gehandelten Zeitschrift ‚Der Reichswart‘ überall dort Gehör fand, wo auch Lüdecke Anschluss suchte. Im Frühsommer war er

bei den wichtigsten Vertretern des rechtsradikalen Lagers eingeführt, auch bei Hitler. Nun reichte allerdings selbst die persönliche Empfehlung eines Ernst von Reventlow nicht aus, den Argwohn zu überwinden, den Lüdecke mancherorts hervorrief.¹³ Hitlers «erster Eindruck» beispielsweise war ein durchaus «ungünstiger, um so mehr, als wir uns nun erinnerten, vor ihm ja schon gewarnt worden zu sein. Da Lüdecke unterdessen in sämtlichen Verbänden mehr oder weniger Eingang gefunden hatte, erschien eine brüske Ablehnung seiner Person nicht mehr zweckmässig.» Dennoch befahl Hitler seinen engsten Mitarbeitern, ihre «Unterredungen mit Lüdecke protokollarisch niederzulegen».¹⁴

Max Amann, Hitlers Mann für dunkle Geschäfte, hatte nach seiner ersten Begegnung mit Lüdecke folgenden Eindruck: Er «ist ein ganz gerissener, mit allen Hunden gehetzter Hochstapler, der sicher schon alle möglichen Lumpereien auf dem Kerbholz hat. Seine Weltgewandtheit und sein selbstbewusstes Auftreten besagen mir, dass er, wenn er – was meine Überzeugung ist – als Spitzel in unsere Bewegung hineingesetzt worden ist, hierfür jedenfalls von seinen Auftraggebern sehr gut bezahlt wird.»¹⁵ Auch Dietrich Eckart äusserte sich verächtlich über Lüdecke, weil dieser «sich so skrupellos vordränge», dabei «schon auf 6 Schritt nach Parfum stinke, dazu noch einmal [wie] der ärgste Dandy aussehe» und in «solcher Aufmachung» auf dem besten Wege sei, die Partei «in den Grund und Boden hinein zu kompromittieren».¹⁶

Hitler hat all das nicht davon abhalten können, Lüdecke zu engagieren. Mag sein, dass er ihn als Spitzel einsetzte, der die anderen Führer des völkischen Lagers aushorchen sollte, und dass er glaubte, ihn gleichzeitig durch Doppelzüngigkeit und Beschattung in Schach halten zu können. Doch wird noch anderes im Spiel gewesen sein, sonst hätte Hitler mehr Distanz gehalten. Was Lüdecke selbst anlangt, so hat er nie einen Hehl daraus gemacht, dass er sich von Hitler damals verzaubert fühlte.¹⁷ Und der sah in ihm sogar irgendwann einen «an Ehrbegriffen weitherzigen Menschen»¹⁸. Die Zeichnung Friedrichs des Grossen, die Hitler 1922 von seinem Verehrer als Weihnachtsgeschenk erhielt, soll noch für viele Jahre seine Privatwohnung geziert haben. Und in seinem

Parteibüro hängte er das Henry-Ford-Portät auf, das Lüdecke aus Amerika mitgebracht hatte.¹⁹

Bis Januar 1923 konnte Lüdecke zu Recht in dem Gefühl leben, dass Hitler «mein Freund» war,²⁰ was sich auch in der ihm übertragenen politischen Arbeit spiegelte. So fuhr er, durch Hitler und Ludendorff legitimiert, nach Italien, um dort Verbindungen zu dem aufstrebenden Parteiführer der Faschisten, Benito Mussolini, zu knüpfen. Ausserdem durfte er «in seiner Wohnung ein Nachrichtenbüro einrichten»²¹, denn ihm wurde «die Auslandspropaganda übertragen»²². Doch die Freude über diesen Aufstieg währte nicht lange: Am 27. Januar 1923 wurde er, für ihn völlig überraschend, unter dem Verdacht des Landesverrats in Untersuchungshaft genommen. Das war zehn Tage nachdem Hitler den Ermittlungsbehörden den Hinweis gegeben hatte, dass Lüdecke, wenn er denn als Spitzel für eine fremde Macht tätig sein sollte, «bei seiner unzweifelhaft grossen Kenntnis wichtigster innerer Angelegenheiten, besonders Bayerns, eine in meinen Augen geradezu enorme Gefahr [bedeutet]. Eine Inhaftsetzung ohne wenigstens auf längere Zeit garantierte Unschädlichmachung halte ich unter Umständen für ein sehr schweres Verhängnis.»²³ – Wie konnte es zu dieser plötzlichen Wende kommen?

Hitler muss im Winter 1922/23 zu dem Schluss gelangt sein, dass sein Einfluss auf Lüdecke doch sehr viel geringer war, als er zunächst angenommen hatte; dass dieser vielmehr mehreren Herren diene und ihm deshalb selbst gefährlich werden konnte. Vielleicht hatte man ihn inzwischen auch über Lüdeckes Erpresser-Karriere ins Bild gesetzt. Zugleich allerdings war es mit der Verhaftung allein noch nicht getan, schliesslich hätte nur eine erfolgreiche Anklage Lüdecke auf Dauer «unschädlich» machen können. Aber obwohl die Münchner Staatsanwaltschaft zielstrebig auf einen Landesverratsprozess hinarbeitete,²⁴ war Lüdecke bald wieder frei; das Verfahren wurde sang- und klanglos eingestellt.

In den Vernehmungen hatte der Häftling zu erkennen gegeben, dass er gegebenenfalls zurückschiessen werde, weil, so Lüdecke wörtlich,

«meine Geduld jetzt zu Ende ist»²⁵. Da Hitler in der Politischen Abteilung des Münchner Polizeipräsidiums damals einen Beamten gut kannte,²⁶ dürfte er von diesen Drohungen schnell erfahren haben – er liess die ganze Aktion wieder abblasen. Lüdecke wurde sogar wieder in seinen Zirkel aufgenommen, aber zuvor schickte er ihn in einen längeren Erholungsurlaub, damit, wie er suggerierte, erst einmal Gras über die Affäre wachsen könnte. In Wirklichkeit wollte Hitler wohl verhindern, dass Lüdecke den Ursachen seiner Blossstellung nachforschte, und ihn in dem Glauben lassen, von *Gegnern* der NSDAP ans Messer geliefert worden zu sein. Diese «These» lag denn auch der Erklärung zugrunde, die «Pg. Lüdecke» als «überzeugter Nationalsozialist» im ‚Völkischen Beobachten‘ veröffentlichen durfte.²⁷ Während für Hitler die Affäre damit erledigt war, staunte die Münchner Presse nicht schlecht, wie schnell sich die «Landesverratsache Lüdecke» in nichts aufgelöst hatte: «Es wird wohl notwendig sein», schrieb etwa die ‚Münchener Zeitung‘, «dass die zuständige Behörde zu dem überraschenden Ausgang dieser Sache noch einige nähere Aufklärung gibt, namentlich in der Richtung, wie es möglich war, dass der Mann in einen so schweren Verdacht geraten konnte, der sich nachher als vollständig haltlos erweist.»²⁸

In den folgenden Monaten bestand Hitlers Taktik darin, Lüdecke tiefer in seine Sache hineinzuziehen. Im Spätsommer traf er ihn in Salzburg auf einer Konferenz völkischer Verbände und lud ihn im Anschluss daran zu einer kurzen Privatreise nach Linz ein.²⁹ Hier verbrachten sie einen ganzen Tag allein miteinander, nachdem der Rest der Reisebegleitung fortgeschickt worden war. Was folgte, nennt Lüdecke in seinen Erinnerungen eine «intime Begegnung», lässt den Leser aber ansonsten darüber im unklaren, was dort vorgefallen sein mag: «Zu heikel» sei das damals gewesen.³⁰ Nur aufgrund einiger Andeutungen kann man sich ein ungefähres Bild machen.³¹ Angeblich hatte Hitler bei dem Linzer Treffen Lüdecke auf ein erneutes Gespräch mit Mussolini vorbereiten wollen. In Lüdeckes Rückschau freilich dominieren ganz andere Dinge als die Politik, denn er erlebte einen Hitler, wie ihn nur wenige kannten. In

seinen Gesichtszügen habe er förmlich lesen können, und die Sprache des Freundes sei von funkelnder Schönheit, ja fast «poetisch» gewesen. Als sie gemeinsam auf den Poestlingsberg spaziert seien – dorthin, wo Hitler anderthalb Jahrzehnte zuvor schon romantische Erlebnisse mit seinem Jugendfreund Kubizek hatte –, habe Hitler sein Innerstes noch weiter «enthüllt». Schweigend hätten sie nebeneinander gegessen und die schöne Landschaft genossen, Hitler mit «Liebreiz in den Augen» und voller Visionen. Kurzum: Hitlers gefühlsbetonter Auftritt machte Lüdecke geradezu «sprachlos vor emotionaler Erregung». Am Ende trennten sie sich mit wechselseitigen Versprechungen, die Lüdecke später in den Rang von «Gelöbnissen» hob.

Wir können über den tieferen Sinn der Begegnung nur spekulieren, aber zwischen den Zeilen wird doch erkennbar, dass Hitler hier ein Rührstück inszeniert hat, mit dem er Lüdecke verpflichten wollte: auf Verschwiegenheit und Loyalität. Tatsächlich änderte sich das Verhältnis der beiden in den folgenden Jahren: Es war ein wenig sentimental und nie ganz aufrichtig, aber sie schaden einander von nun an nicht mehr.

Seiner politischen Aufgabe, vor allem in Italien um Unterstützung für Hitlers Staatsstreichpläne zu werben, widmete sich Lüdecke im Herbst 1923 trotz grossen Engagements mit nur mässigem Erfolg.³² Nach dem gescheiterten November-Putsch schien er wieder einmal vor dem Nichts zu stehen. Da kam ihm der Umstand, dass er während seines Rom-Aufenthaltes auf Teile des Wagner-Clans stiess,³³ nur gelegen. Dessen überaus freundschaftliche Beziehung zu Hitler hatte durch die Verhaftung des Parteiführers keinen Schaden genommen, im Gegenteil, Siegfried und Winifred Wagner wollten jetzt sogar für ihn im Ausland nach Gönnern suchen, schon Anfang 1924, gelegentlich einer Konzerttournee durch die USA.³⁴ Als Lüdecke von diesen Plänen erfuhr, bot er sich als sprach- und ortskundiger Reisebegleiter an, und tatsächlich brach er im Januar 1924 mit den Wagners an Bord der ‚Amerika‘ von Bremerhaven in die Vereinigten Staaten auf.

Hitler hatte ihn für die Reise mit einem persönlichen Schreiben ausge-

stattet, worin er ihn bat, «für die Interessen der deutschen Freiheitsbewegung in Nordamerika zu werben und besonders finanzielle Mittel hierfür zu sammeln»³⁵. Doch der erhoffte Erfolg blieb aus. Die Eheleute Wagner und Lüdecke wurden zwar von Ford persönlich empfangen, aber Hitlers politisches Fiasko hatte den Geschäftsmann doch stutzig gemacht, und einen Desperado wollte er lieber nicht unterstützen, zumal die Summe, mit der er Lüdecke 1922 nach Bayern geschickt hatte, eine glatte Fehlinvestition gewesen war. Mit leeren Händen kehrte Lüdecke im Mai 1924 nach München zurück, wo sich schnell herausstellte, dass er ohne Hitlers persönliche Protektion ein Nichts war. Von dem nicht einsitzenden Rest der NSDAP-Führungsclique wurde er fallengelassen; lediglich bei Alfred Rosenberg und Ernst Röhm fand er einen gewissen Halt.

Als Lüdecke den inhaftierten Parteiführer in Landsberg besuchte, bemerkte er sofort, dass dieser sich verändert hatte. «Die Erinnerung an unsere intime Begegnung auf dem Poestlingberg [...] brachte Hitler offenbar in die gleiche Verlegenheit wie mich. Gerne vermied ich deshalb dieses Thema.»³⁶ Für ihn selbst sprang bei dem Wiedersehen lediglich eine Hitler-Fotografie mit Widmung heraus sowie die Bitte, sich weiterhin für die Partei nützlich zu machen.

Doch von nun an sah man Lüdecke immer seltener auf dem politischen Parkett, meist nur noch dann, wenn er sich davon auch «geschäftlich» etwas versprechen konnte,³⁷ etwa Ostern 1925 auf einem von Antisemiten organisierten internationalen Kongress in Salzburg. Bei Heinrich Himmler, der als Geschäftsführer des Völkischen Blocks vertreten war, hinterliess er hier einen «üblen» Eindruck: durch sein «lebemannmässiges» Auftreten, mit dem er gezeigt habe, «dass sein moralisches Verhalten alles andere als einwandfrei ist»; durch «sein emsiges und anhaltendes Bestreben, Neuigkeiten und Nachrichten zu erfahren», was ihn ebenso «verdächtig» gemacht habe wie «die guten Informationen, über die er aus allen Ländern verfügt». Himmler hielt Lüdecke für einen «internationalen politischen Hochstapler», der die völkische Bewegung «in direktem Einfluss auf den Führer» in eine «falsche Richtung» drängen solle und dann auch noch mit dem, was er in der Bewegung erfahre,

«bei den Gegnern Deutschlands geldliche Geschäfte» mache. Soviel er aber wisse, so Himmler, sei Lüdecke gleichwohl «auch heute noch in der allernächsten Umgebung Hitlers».³⁸

Kaum jemand aus dem Führungskreis der NS-Bewegung traute Lüdecke über den Weg. Auch Hitler wird ihn durchschaut haben – und doch hat er ihn nicht fallengelassen, eher sogar hofiert. So konnte man im Februar 1925 im «Völkischen Kurier» das Hitler-Wort lesen, dass Lüdecke «ein Idealist» sei und dass es ihm heute noch leid tue, dass er vor einem Jahr «durch meine Schuld in Untersuchungshaft kam»³⁹. Etwa um dieselbe Zeit lud er Lüdecke zu einem Privatbesuch zu sich in die Thierschstrasse ein – ein weiteres Zeichen persönlicher Wertschätzung.⁴⁰ Und er bot ihm einen Arbeitsvertrag als Vertreter des «Völkischen Beobachters» in Berlin an, ja, er bat ihn sogar, als sein persönlicher Kontaktmann in der Reichshauptstadt tätig zu werden.

Man fragt sich, warum Hitler auf einen Mann mit derart zweifelhaften Eigenschaften setzte. Lüdecke selbst hat die Antwort in seinen Erinnerungen gegeben: «Ich war praktisch der Einzige, der ihm Informationen aus erster Hand über Dinge geben konnte, die über Parteiangelegenheiten im engeren Sinne hinausgingen.»⁴¹ Was man wohl dahingehend zu verstehen hat, dass er als Hitlers persönlicher Spitzel agierte: Nicht trotz, sondern wegen seines fragwürdigen Charakters und seiner dunklen Vergangenheit war Lüdecke also ausserordentlich wertvoll. «Wir müssen manchmal ungewöhnliche Methoden anwenden und dubiose Wege gehen, wenn wir im Rennen bleiben wollen», soll Hitler ihm gesagt haben.⁴² Zum Feind durfte er sich Lüdecke auch nicht machen – dafür wusste der zuviel. Lüdecke hat nämlich die «brennende Neugierde» verspürt, möglichst alles über Hitlers «real seif», über Hitlers wahres Gesicht, in Erfahrung zu bringen.⁴³ Mit solchem Geheimwissen war in seinem Milieu ja schon so manche Rückversicherung abgeschlossen worden, und die Beziehungen, die er damals suchte,⁴⁴ etwa zu Röhm, deuten daraufhin, dass er durchaus ahnte, wo entsprechende Informationen am ehesten zu holen waren.

Doch bevor er von seinem Wissen Gebrauch machen sollte, trennten sich seine und Hitlers Wege erst einmal für sieben Jahre. Denn das, was ihm der Parteiführer unmittelbar nach der Wiederbegründung der NSDAP bieten konnte, schien so wenig attraktiv, dass Lüdecke im Sommer 1925 beschloss, sein Glück erneut in Amerika zu suchen.

Hanfstaengl und Hitler: eine gescheiterte Männerliebe

Im Jahre 1923 war die Freundschaft von Hitler und Hanfstaengl noch völlig intakt. Allerdings witterte letzterer Konkurrenz, im Erotischen wie im Politischen. Hanfstaengl wusste, dass es Nebenbuhler gab, und war deshalb bemüht, sich Hitler noch stärker zu verpflichten. Er tat dies zunächst mit der bewährten Liebedienerei, spätestens seit dem fehlgeschlagenen Novemberputsch, aber, nachdem sein grösster Gegner, Alfred Rosenberg, vorübergehend mit der Stellvertretung des inhaftierten Parteiführers betraut worden war, zunehmend auch mit den Mitteln der Intrige. Diesen «unappetitlichen Gesellen» mit seinen «zahllosen widerlichen Liebesaffären» wollte er unbedingt zu Fall bringen.⁴⁵ Und in Hermann Esser fand er einen nicht minder motivierten Verbündeten.⁴⁶

Auch Kurt Lüdecke suchte er auf seine Seite zu ziehen; der jedoch lehnte Hanfstaengls «frivole» Methoden der Palastrevolte ab, hielt zu Rosenberg und machte sich damit den Mann, der Hitlers rechte Hand werden wollte, endgültig zum Feind.⁴⁷ Hanfstaengls Komplott ging so weit, dass Rosenberg schliesslich glaubte, sich nur noch mit einer Beleidigungsklage zur Wehr setzen zu können. Dies hätte einen peinlichen Skandal heraufbeschworen, und Hitler wusste es am Ende zu verhindern.⁴⁸

Ebenfalls 1924 entwickelte Hanfstaengl ein auffälliges Interesse daran, Genaueres über Hitlers Vergangenheit zu erfahren. Er wusste, dass der Putschistenführer am 9. November, nicht anders als Hanfstaengl selbst und mit ihm andere Parteigrössen, «nach Österreich hätte entkom-

men können, wenn er gewollt hätte». Nun setzte er alles daran herauszubekommen, warum Hitler das nicht getan hatte, um so mehr, als es ihm nie gelungen war, «Hitler über seine Vorkriegsjahre zum Sprechen zu bringen». Seinen Zwangsaufenthalt in Österreich nutzte er daher, «um Hitlers Familie in Wien aufzusuchen. Es interessierte mich, möglichst viel über seine Vergangenheit herauszufinden.» Wie erfolgreich er dabei war, darüber schweigt er sich in seinen Erinnerungen aus.⁴⁹

Als Hanfstaengl dann nach Hitlers vorzeitiger Entlassung aus der Festungshaft im Winter 1924/25 erneut Einfluss auf seinen Freund ausüben wollte, musste er – wie Lüdecke auch – erkennen, dass dieser sich in Landsberg stark verändert hatte. Zwar nahm er auch jetzt gern «Putzis» Einladungen an und war in dessen Wohnung ausgelassen und musikbegeistert wie eh und je, aber Hanfstaengl spürte doch «eine wachsende Ernüchterung»⁵⁰. Woran lag das?

Politisch war Hanfstaengl enttäuscht, weil Hitler seine Intrige gegen den verhassten Rosenberg letztlich ins Leere laufen liess. Mehr noch, Hitler versicherte den umstrittenen NS-Ideologen sogar seiner Wertschätzung: «Ich [...] sehe in Ihnen nicht nur einen der wertvollsten Mitarbeiter unserer Bewegung, [...] sondern bin auch von der persönlichen Lauterkeit Ihrer Gesinnung restlos überzeugt», schrieb er ihm im April 1925.⁵¹ Dabei hatte es zunächst den Anschein gehabt, als würde Hitler Rosenberg aus dem inneren Kreis ausschliessen. Zum Neugründungsparteitag der NSDAP am 27. Februar 1925 war der einstige Exeget des Parteiprogramms nicht erschienen, und Hanfstaengl zeigte sich noch zehn Jahre später stolz darauf, «dass der Führer den späten Abend des Neugründungstages mit mir in meinem kleinen Häuschen in der Pienzenauerstrasse zusammen verbrachte»⁵². Dann aber behielt Hitler Rosenberg doch weiter in seiner Führungsmannschaft, ja betraute ihn im April 1925, als der «Völkische Beobachter» wieder erscheinen konnte, abermals mit dessen Hauptschriftleitung. Damit war Hanfstaengls Traum, als Kultur- oder Aussenpolitiker in der Hitler-Partei massgeblichen Einfluss zu gewinnen, erst einmal geplatzt.

Auch privat entwickelten sich die Dinge nicht zu Hanfstaengls Zufrie-

denheit. Schon bei seinen Besuchen in Landsberg hatte er beobachtet, dass Rudolf Hess «nur zögernd von Hitlers Seite wich, wenn ich mit ihm sprach». Hanfstaengl war über die Annäherung der beiden Männer «äusserst besorgt», denn «das Band zwischen ihnen», wie er richtig bemerkte, war «sehr eng. Hier hörte ich sie zum ersten Mal das vertrauliche Du zueinander gebrauchen.»

Er reagierte darauf mit dem, wie er selbst sagte, «etwas hilflosen» Versuch, den monarchistischen Kreis um Polizeirat Rupprecht für eine baldige Haftentlassung des «gefährdeten» Freundes zu gewinnen. Doch schlug die aus Eifersucht geborene Aktion ebenso fehl wie seine sonstigen Bemühungen, Hitler fester an sich zu binden. Gleich bei ihrem ersten Wiedersehen nach Hitlers Rückkehr aus Landsberg Weihnachten 1924 liess dieser «die Gefühlsstärke in der Freundschaft, die er zu Hess entwickelt hatte», so deutlich durchschimmern, dass sich Hanfstaengl zurückgesetzt fühlte.⁵³

Hanfstaengl muss sich 1925 wie ein gehörnter Liebhaber gefühlt haben. Vielleicht war er es, der deshalb das Gerücht verbreitete, Hitler werde sich mit seiner, Hanfstaengls, Schwester Erna verloben, vielleicht hat er auch tatsächlich versucht, seinen Freund zu verkuppeln, um auf diese Weise seinen Einfluss zu sichern. Kurios jedenfalls das Dementi Hitlers, nachdem bereits überregionale Zeitungen die Verlobungsmeldung gebracht hatten: «Ich bin mit der Politik dermassen verheiratet, dass ich nicht daran denken kann, mich auch noch ‚zu verloben‘.»⁵⁴ Und noch kurioser, dass sein «Privatsekretariat: gez. R. Hess» das Dementi ein halbes Jahr später aufgrund von «Anfragen zu dieser Angelegenheit aus den eigenen Reihen» noch einmal ausdrücklich bestätigen musste.⁵⁵

Von alledem war Hanfstaengl «sehr enttäuscht». So enttäuscht, dass er sich revanchierte: Er forderte alle Gelder, die er der Partei im Lauf der Jahre zur Verfügung gestellt hatte, zurück. Gleichzeitig liess er Hitler wissen, dass er an engeren Beziehungen zu ihm «nicht interessiert» sei, «solange Rosenberg und Hess ihren Einfluss [...] behaupteten». Damit war die Freundschaft 1925 an ihr Ende gekommen: «Die Beziehungen zwischen uns waren für einige Zeit mehr oder weniger abgebrochen.»

Hanfstaengl hatte sich gerächt – und resignierte: «Ich habe sein Vertrauen nicht mehr.»⁵⁶ Vermutlich liess Hitler Hanfstaengl fallen, weil der ihm mit seinen Intrigen und Schnüffeleien lästig wurde. Auch brauchte er für sein neues politisches Konzept jetzt weniger exzentrische Mitarbeiter. Hanfstaengl zog sich daraufhin beleidigt zurück, musste allerdings schon bald zu der Einsicht kommen, «dass es mir trotz aller Enttäuschungen noch keineswegs geglückt war, den Eindruck, den Hitler in mir hinterlassen hatte, zu tilgen». Das änderte nichts an der Distanz, und ihre vereinzelt Begegnungen waren «kaum von wechselseitiger Sympathie bestimmt».⁵⁷

Der «Führer» hat Hanfstaengl gewiss viele Rätsel aufgegeben, aber das grösste davon scheint die Frage nach seiner sexuellen Identität gewesen zu sein. Die liess Hanfstaengl jedenfalls auf Jahrzehnte nicht los, und beinahe hätte er auf der Suche nach einer Antwort sogar sein Leben riskiert.

Das erste Mal äusserte sich Hanfstaengl dazu im Sommer 1942 in einem Dossier für den amerikanischen Geheimdienst.⁵⁸ Ob er Hitlers Kriegsgegnern alles verriet, was er wusste, sei dahingestellt, ernst zu nehmen aber ist das Dossier zweifellos.⁵⁹ Denn es beruht erwiesenermassen auf Hanfstaengls eigenen Beobachtungen, Recherchen und Zeugenbefragungen. Noch in der Nachkriegszeit legte er besonderen Wert auf die Feststellung, dass es ihn Jahre gekostet habe, «die Tiefen seines [Hitlers] persönlichsten Problems aus[zuloten]. Und was war Hitlers «persönlichstes Problem»? Dass seiner Selbstverwirklichung «ein sehr wichtiger Faktor fehlte»: Er hatte, so Hanfstaengl, «kein normales Geschlechtsleben».⁶⁰

Was Hanfstaengl damit meinte, hat er am bündigsten dem Historiker Fritz von Siedler 1951 gesagt: «Hitlers Potenz war teils beschränkt und teils ins Anormale pervertiert. Grundlage für das Anormale müssen schon die Erlebnisse in den Männerasylen von Wien gebildet haben. Ein Verhältnis mit Hess [...] ist unbezweifelbar.» Damit sind die beiden Pole benannt, um die Hanfstaengls «Diagnose» kreiste: die, wie er sagte, «teilweise Impotenz» und «175er Neigung» Hitlers.⁶¹ Dieser habe in ei-

nem «sexuellen Niemandsland» gelebt, wo es keinen gab, «der ihm hätte Erlösung bringen können» – weder Mann noch Frau.⁶² An anderer Stelle nennt Hanfstaengl Hitlers verkümmertes Liebesleben «a sort of bisexual narcissus-like vanity»⁶³. Fatale Auswirkungen hatte diese Gefühlsprägung wegen des «Übermass [es] an männlicher Energie», die aber «keinen normalen Ausweg fand». «Nicht normal» hiess für Hanfstaengl, dass Hitler «weder völlig hetero- noch völlig homosexuell» war.⁶⁴ Man beachte das Wort «völlig». Woher wollte Hanfstaengl das wissen, wenn nicht aufgrund eigener persönlicher Erfahrungen mit Hitler?

Hanfstaengl wird aber auch deshalb so genau gewusst haben, wovon er sprach, weil sein eigenes Empfinden dem Hitlers offenbar nicht ganz unähnlich war. Das liesse sich beispielsweise anhand seiner Freundschaften mit dem gleichgeschlechtlich veranlagten Prinzen «Auwi» von Preussen⁶⁵ oder dem schon erwähnten Schriftsteller Hanns Heinz Ewers zeigen. Doch Hanfstaengl hat sich zu seiner Leidenschaft nie offen bekennen wollen, und man kann durchaus vermuten, dass er geglaubt, gehofft, gewünscht hat, Hitler würde ihm bei der Lösung des Problems helfen. Vielleicht hatte er sich auch umgekehrt eingebildet, eine ähnliche Rolle für Hitler zu spielen. Der allerdings ging darauf nicht ein, was Hanfstaengl wiederum vermuten liess, dass einiges von dessen «schwebender, fremdartiger Sexualverfassung [...] in der Gegenwart von Hess [...] während der Gefangenschaft in Landsberg aktiviert worden [war]»⁶⁶. Wie auch immer: Es ist der tief ins Persönliche gehende Hintergrund, der Hanfstaengls Aussagen über Hitlers Sexualität so interessant und wertvoll und darüber hinaus besonders glaubwürdig macht, weil Hanfstaengl Hitler nicht dessen Homosexualität vorwirft, sondern den Umstand, dass er sie nicht richtig auslebte; an einer Stelle spricht er geradezu enttäuscht von Hitlers «sehr verdünnter sexueller Inversion».

Im übrigen lag er mit seiner «Diagnose» gewiss nicht falsch, sie bedarf aber der Objektivierung. Hitler war homosexuell, gewiss; doch er interessierte sich auch für Frauen, war für deren Reize empfänglich, obwohl er sie körperlich nicht begehrte. Hinzu kam, dass sich seine Lei-

denschaften derart mit seinem Narzissmus verschränkten, dass seine Sexualität einen stark autoerotischen Einschlag erhielt. Das war das «sexuelle Niemandsland», von dem Hanfstaengl sprach. Wie also hätte Hitler je emotionale Stabilität erreichen sollen?

Einer zuviel: Lüdecke und Hanfstaengl buhlen um Hitlers Gunst

In Amerika tat Lüdecke das, was er immer schon getan hatte: Er suchte seinen Vorteil und sein Vergnügen. 1927 heiratete er eine Amerikanerin,⁶⁷ obwohl er kurz davor in New York die hübsche junge Frau des Geschäftsmannes Günther Quandt kennen- und schätzengelernet hatte: die spätere Magda Goebbels. Als er im Sommer 1930 während eines kurzen Deutschland-Besuches diese Bekanntschaft erneuerte, scheinen die beiden so etwas wie eine Affäre gehabt zu haben.⁶⁸ Fortan gingen sie jedenfalls sehr vertraut miteinander um,⁶⁹

Lüdecke versuchte auch wieder, Kontakt zur Führung der NSDAP aufzunehmen, die aber aus Amerika nur Schlechtes über ihn gehört hatte.⁷⁰ Als er im Herbst 1931 um Aufnahme in die Partei bat, wies man ihn brüsk zurück: «Mit Rücksicht auf seine stark umstrittene Person legt die Reichsleitung keinen Wert auf seine Mitgliedschaft.»⁷¹ Im Frühsommer 1932 kam Lüdecke erneut nach Deutschland und konnte den Vormarsch von Hitler und seiner NSDAP hautnah miterleben. Nachdem er die Lage sondiert hatte, traf er sich Mitte August mit seiner inzwischen verheirateten Freundin Magda Goebbels in deren Berliner Wohnung zu einem längeren vertraulichen Gespräch.⁷² Gern hörte er dabei, dass Hitler über ihn schon des Öfteren in freundschaftlicher und anerkennender Weise gesprochen habe und ihm sicherlich eine zweite Chance geben werde.

Diese Nachricht beflügelte Lüdecke in seinem Plan, eine Art «Auswärtiges Amt» der NSDAP zu begründen – mit Rosenberg an der Spitze und ihm selbst als dessen rechte Hand. Anfang September 1932 hatte er

Gelegenheit, mit Hitler darüber zu sprechen. Der schien nicht abgeneigt, verlangte aber, dass ein Arrangement mit Hanfstaengl getroffen werde. Als der Versuch einer Verständigung jedoch kläglich gescheitert war, setzte Lüdecke ganz auf Rosenberg.

Am 12. September kam es im «Kaiserhof» noch einmal zu einer ausführlichen Unterredung mit Hitler. Es ging besonders um Aussenpolitik und um eine mögliche Verwendung von Lüdecke auf diesem Feld, etwa in Amerika, aber auch um private Dinge. So berichtete Lüdecke freimütig, er wisse, dass Magda Goebbels am liebsten Hitler und nicht ihren jetzigen Mann geheiratet hätte. Hitler wehrte das Thema ebenso ab wie das von Lüdecke angeschnittene Problem der Homosexualität in der SA-Führung: «Ach, was geht mich das Privatleben meiner Anhänger an! [...] Ich liebe Richard Wagners Musik – muss ich etwa meine Ohren davor verschliessen, weil er ein Päderast war? Die ganze Sache ist doch absurd.»⁷³ Ende September durfte Lüdecke Hitler wieder aufsuchen – diesmal in dessen Wohnung. Der Parteiführer zeigte sich dem Gast in alter Sentimentalität, im Innersten bewegt und sogar mit feuchten Augen. Lüdecke konnte zufrieden sein. Als er wenige Tage später in die Vereinigten Staaten aufbrach, hatte er tatsächlich einiges erreicht: Er war nicht nur in die Partei aufgenommen worden,⁷⁴ er hatte auch eine von Rosenberg unterschriebene Vollmacht zur «aussenpolitischen Vertretung» der NSDAP in den USA in der Tasche.⁷⁵ Doch vor allem: Er hatte bei Hitler wieder ein offenes Ohr gefunden.⁷⁶

Lüdeckes schärfster Rivale und Mitbuhler um Hitlers Gunst war Ernst Hanfstaengl. Er hatte sich in den Jahren 1926 bis 1928 hauptsächlich um sein Geschichtsstudium gekümmert und stiess erst 1929 wieder zur NSDAP-Führung: Auf dem Nürnberger Parteitag schloss er Freundschaft mit Prinz August Wilhelm von Preussen, der damals gerade seine Begeisterung für den Nationalsozialismus entdeckte; «wir mochten einander bald sehr gern», schreibt «Putzi» über seine Gefühle zu «Auwi», der seither «als gerngesehener Gast bei mir abzusteigen [pflegte]» – bisweilen auch in Begleitung von Göring. «Jedenfalls war es vor allem Prinz

Auwi, der meine Hoffnungen auf die Zukunft der Partei neu belebte.»⁷⁷ Wie weit diese Wiederannäherung im Herbst 1929 bereits gediehen war, verrät eine Tagebucheintragung von Joseph Goebbels nach einem Kaminabend in Hanfstaengls Villa: «Hanfstaengl ist klug und geistreich. [...] Während wir über Aussenpolitik debattieren, liegt Göring auf dem Sofa und schnarcht.» Nicht verborgen blieb Goebbels freilich auch, wie «scharf» sich Hanfstaengl «gegen Hitler» wandte, weil dieser «zu Rosenberg hält, den Hanfstaengl hasst».⁷⁸

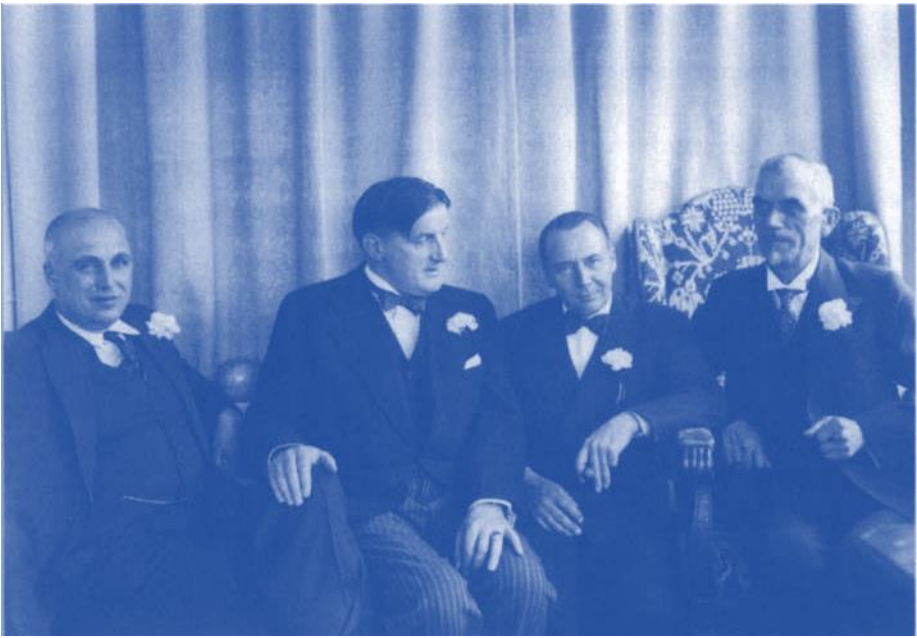
Wir wissen nicht genau, warum Hanfstaengl im November 1931 wieder in den engsten Kreis um Hitler drängte. Wahrscheinlich weil er jetzt, wo Hitler immer aussichtsreicher auf die Eroberung der politischen Macht zusteuerte, nicht länger abseits stehen wollte.⁷⁹ Aber es lag ebenso in Hitlers Interesse, den früheren Freund stärker einzubinden; er war in jener Phase seiner Karriere mehr denn je darauf angewiesen, sich der Loyalität alter Vertrauter zu versichern, und nach dem unschönen Ende ihrer Beziehung, auch angesichts seiner generellen Unberechenbarkeit, mag Hanfstaengl ihm als Sicherheitsrisiko erschienen sein. So hat er ihn sich gleichsam zwangsverpflichtet. Das wird nicht ohne Versprechungen abgegangen sein. Von einem Sitz im Münchner Stadtrat, einem Reichstagsmandat, ja sogar einem Botschafterposten war später die Rede.⁸⁰ Jedenfalls ernannte Hitler seinen früheren Weggefährten im November 1931 erst einmal zum Auslandspresseschef der Partei⁸¹ und lud ihn hin und wieder ein, sich, so Hanfstaengl, «am Flügel zu produzieren, aber das geschah nicht mehr so häufig wie früher oder wie man allgemein vermutete»⁸². Dennoch: Er gehörte wieder dazu und sah sich nun am Anfang einer grossen Karriere.

Während der Wahlkampagnen des Jahres 1932 wurde er zu einem wichtigen Mitglied in der Entourage des «Führers». Hitler brauchte ihn, um den richtigen Ton bei den Journalisten aus dem neugierig gewordenen Ausland zu treffen, die Hanfstaengl mit seinem derben Charme bestens zu bedienen wusste. Er brauchte ihn aber auch als Tröster, als jemanden, der ihn zerstreuen und «aufmöbeln» konnte, wenn es ein Stimmungstief gab.⁸³ Entsprechend wurde Hanfstaengl in der Öffentlichkeit

wie auch parteiintern viel mit dem «Führer» gesehen. Und obwohl Hitler sich nie wieder wirklich auf ihn einliess, hatte es den Anschein, als ob die beiden Freunde seien. Hanfstaengl konnte es dabei nur recht sein, wenn die Leute glaubten, «dass ich bei Hitler Gehör fand»⁸⁴, denn er lebte davon, für einflussreich gehalten zu werden: finanziell durch die Vermittlung von Hitler-Interviews und den Verkauf von exklusiven Informationen, politisch durch Wichtigtuerei, die ihm wertvolle Verbindungen erschloss, wie etwa zum Chef der preussischen Sicherheitspolizei Rudolf Diels. «Rudi» nennt Hanfstaengl den zwielichtigen Mann einmal verräterischerweise in seinen Memoiren. Er sei einer der «nützlichsten Kontakte» gewesen, die er damals gehabt habe.⁸⁵

Nur durch die unverkennbare Zugehörigkeit zu Hitlers Stab konnte Hanfstaengl seinen Status sichern, und deshalb tat er alles, um in der Gunst des «Führers» nicht zu sinken, ganz besonders nach der «Machtergreifung», die Hanfstaengl eine wichtige Position einbrachte. Das ist vielfach beschrieben und ironisiert worden, und in allen Zeitzeugnissen begegnen wir einem nach Anerkennung heischenden Funktionsträger, der nie etwas auf Hitler kommen liess.⁸⁶ Doch das war der einzige Zwang, den Hanfstaengl sich auferlegte; sonst trug er durchaus den Dolch im Gewände. Rosenberg und Lüdecke sollten es alsbald erfahren.

Von «Rudi» Diels hatte sich Hanfstaengl damals Belastungsmaterial gegen seine beiden ärgsten Feinde besorgt – polizeiliche Erkenntnisse, die besagten, dass der fanatische Antisemit Rosenberg ein Verhältnis mit der Tochter eines jüdischen Redakteurs habe und Lüdecke schon seit 1911 als Erpresser und Hochstapler agiere. Hanfstaengl suchte solche Beweise offenbar, weil Rosenberg im März 1933 von Hitler zum Leiter des Aussenpolitischen Amtes der NSDAP ernannt und diesem direkt unterstellt worden war. Zwar kam dem neuen Posten noch keinerlei politisches Gewicht zu, aber Rosenberg durfte jetzt Hoffnungen auf eine bedeutende Machtposition hegen.⁸⁷ Gefährlich wurde die Sache für Hanfstaengl besonders dadurch, dass die Einrichtung auf eine erneute Initiative Lüdeckes hin entstanden war.



Hitlers Auslandspresseschef Ernst Hanfstaengl (2. v. l.) im Kreise von Freunden in seiner Berliner Wohnung, vermutlich 1933; auf dem Bild links von ihm: der Militärattaché an der US-Botschaft Truman Smith.

Auf die Nachricht von Hitlers Machtübernahme war Lüdecke rasch nach Berlin zurückgekehrt. Bald darauf empfing Hitler ihn in der Reichskanzlei zu einem längeren Gespräch.⁸⁸ Lüdecke knüpfte bewusst an jene Punkte an, mit denen er schon vor einem halben Jahr in München versucht hatte, den «Führer» aus der Reserve zu locken. «Obwohl Hitler gelernt hat, sich selbst auf wunderbare Weise unter Kontrolle zu halten», erinnerte er sich später, «ist er von Natur aus zu impulsiv, um auch seine Augen und seinen Mund zu kontrollieren [...], so kann derjenige, der ihn aus seinen frühen Tagen kennt, eine ganze Menge in den Ausdrücken seiner lebhaften Gesichtszüge lesen.» Auf diese verräterischen Reaktionen hatte es Hitlers Mann aus Amerika angelegt, als er in seinen Bericht über die dortige Kritik an den Nationalsozialisten ganz gezielt einfließen liess: «besonders beliebt ist in der aktuellen Verleumdungskampag-

ne Ihre Brandmarkung als Homosexueller. Es ...', Tste ... Tste ...'. Hitler unterbrach mich und sah verärgert aus. Unglaublich!' Es wurde deutlich, dass er davon partout nichts mehr hören wollte.» Lüdecke hatte aber sein Ziel erreicht: nämlich Hitler wissen zu lassen, was er an seiner Verschwiegenheit habe. Jetzt konnte er um so direkter zu der Frage kommen, welcher Preis ihm dafür vorschwebte, und Hitler nahelegen, ihn als Presse-Attaché bei der Deutschen Botschaft in Washington zu akkreditieren. Das sichere ihm diplomatische Immunität, und er könne dort zugleich als Informant nützliche Dienste leisten. Dafür brauche er natürlich eine Anlaufstelle in der Partei, am besten in Gestalt eines «Aussenpolitischen Büros» – und eine Menge Geld.

Hitler sperrte sich nicht gegen den Vorschlag, und Lüdecke versuchte sogleich, durch Besuche bei Pressechef Walter Funk, Rosenberg und Hess das Projekt unter Dach und Fach zu bringen. Freilich hatten es jene, die dieses Amt ins Leben rufen wollten, darauf angelegt, Machtkompetenzen an sich zu reißen, und das bedeutete, sie anderen Stellen und Personen aus der Hand zu nehmen.⁸⁹ So sollten Informationen über die im Dienst des Auswärtigen Amtes stehenden Personen gesammelt, die Privatdiplomatie einzelner Parteiführer unterbunden, die Unterredungen auswärtiger Gäste mit Hitler exklusiv vom neuen Amt organisiert und über deren Berichterstattung im Ausland gewacht werden. Durch Anmassungen wie diese mussten sich nicht allein Hanfstaengl, sondern auch Aussenminister von Neurath und Hermann Göring, der ebenfalls aussenpolitische Ambitionen hatte, stark herausgefordert fühlen. Richtig bedrohlich wurde die Lage, als es Lüdecke im April 1933 gelang, bei einer grossen Veranstaltung im «Kaiserhof» von verschiedenen Wirtschaftsführern mehrere hunderttausend Reichsmark an Spendengeldern einzuwerben, die für Propaganda im Ausland verwendet werden sollten. Mit diesen Geldern konnte aus dem parteiamtlichen «Papiertiger» über kurz oder lang ein funktionstüchtiger Machtapparat werden.

Hanfstaengl holte zum Gegenschlag aus. Seinen eigenen Angaben zufolge war ihm Material über eine von Lüdecke in Amerika begangene

Erpressung in die Hände gespielt worden: Er soll einem deutschen Arzt in New York mit Anzeige wegen Abtreibung gedroht und auf diesem Wege einige hundert Dollar erhalten haben. «Das betreffende Material [...] wurde pflichtgemäss von mir nach oben weitergegeben.»⁹⁰ Wir wissen nicht genau, ob dies der einzige Grund war, der Göring veranlasste, Lüdecke verhaften zu lassen. Jedenfalls sassen er und auch Rosenbergs jüdische Geliebte am 9. Mai 1933 im Gefängnis. Zur gleichen Zeit versuchte Hanfstaengl sich an einem Rufmord und lancierte einen Leitartikel in die ‚New Yorker Staatszeitung‘, der am 12. Mai 1933 unter der Überschrift «Lüdecke auf Anklage der Hochstapelei und der Erpressung festgenommen» gedruckt wurde.⁹¹ Damit schien der Rivale definitiv erledigt.

Aber Hanfstaengl hatte die Rechnung ohne Hitler gemacht. Der wies Göring nämlich an, den Inhaftierten unverzüglich freizulassen und sich für den Übergriff zu entschuldigen. Lüdecke hat in seinen Memoiren mit Genugtuung geschildert, wie der mächtige preussische Ministerpräsident diese unangenehme Aufgabe hinter sich brachte. Göring sei über den gewaltigen Bonus, den Lüdecke bei Hitler besass, mehr als erstaunt gewesen. Dessen offenkundige Skrupel schenkten Lüdecke zwar die Freiheit, verleiteten ihn aber gleichzeitig dazu, die Geduld des «Führers» zu überschätzen.

Denn Lüdecke war keineswegs gewillt, so bald wie möglich nach Washington zu verschwinden, wie ihm das nun von verschiedenen Seiten nahegelegt wurde. Obwohl Hitler seine Attachierung an die Deutsche Botschaft in Washington mittlerweile verfügt hatte, wollte Lüdecke ihn noch unbedingt dazu bewegen, sich vor der Partei offen zu ihm zu bekennen. Bei ihrer nächsten Begegnung liess der Reichskanzler ihn jedoch vollständig auflaufen, und der gereizte Wortwechsel zeigte, dass Hitler eine eingehende Untersuchung und weitere Thematisierung des «Falls Lüdecke» keineswegs wünschte.

Aber der Düpierte liess nicht locker, versuchte, auf andere Weise Satisfaktion zu erhalten. Gelegenheit dazu bot ihm der besagte Leitartikel der ‚New Yorker Staatszeitung‘, dessen Urheberchaft Lüdecke natür-



Kurt Lüdecke beim Picknick mit Hitler; Schnappschuss aus dem Jahre 1933.

lich schnell in Erfahrung brachte. Wild entschlossen, es Hanfstaengl mit einer Verleumdungsklage heimzuzahlen, setzte er sich mit dem bekannten Rechtsanwalt Dr. Alfons Sack in Verbindung und sagte ihm ganz offen, dass er per Prozess eine «heisse Zone des Nazitums» durchleuchten wolle. Der Anwalt schreckte vor dieser Aussicht nicht zurück, obwohl er sich, nicht anders als sein Mandant, von vornherein darüber im klaren war, dass Hitler einen Skandalprozess kaum zulassen würde. Dennoch, so Lüdeckes Kalkül, würde seine Initiative Hitler zwingen, zumindest politisch entschiedener für ihn einzutreten, und wenn nicht, dann wäre er eben ein elender Heuchler. Für diesen Fall wollte sich Lüdecke durch eine Art Geheimbund absichern, den er nun mit Ernst Röhm anstrebte.

Unterdessen wurde der Verhandlungstermin für Mitte Juli 1933 festgelegt. Hinter den Kulissen wirkte Max Amann auf Rosenberg ein, er möge Lüdecke überreden, aus der Politik auszusteigen und stattdessen

einen lukrativen Posten beim Eher Verlag zu übernehmen. Rosenberg war Lüdeckes Eskalationskurs sowieso nicht mehr geheuer. Er riet ihm dringend ab, die Dinge vor ein Gericht zu zerren. Doch Lüdecke wollte nicht hören; mit der Folge, dass er am 5. Juli 1933 erneut in Schutzhaft genommen wurde – diesmal allerdings auf persönliche Anordnung Hitlers.

Schon aus Lüdeckes eigener Darstellung, der wir bis hier gefolgt sind, wird ersichtlich, dass er Politik auf eigene Rechnung und auf verschiedenen Seiten betrieben hat. Das wird Hitler selbstverständlich zugetragen worden sein, und so muss der neue Staatslenker in Lüdecke unweigerlich einen gefährlichen Intriganten gesehen haben, gefährlich deshalb, weil er zuviel wusste und in seinem Karrierewahn unberechenbar geworden war. Infolgedessen erschien es geboten, ihn erst einmal aus dem Verkehr zu ziehen, seine persönlichen Papiere zu beschlagnahmen und zu beobachten, was nun passieren würde.

Die Reaktion liess nicht lange auf sich warten. In – nicht überlieferten – Protestbriefen an Hitler, Göring und Himmler deutete Lüdecke an, dass er keineswegs so hilflos sei, wie man vielleicht annehme,⁹² und drohte, im Ausland deponiertes Enthüllungsmaterial über die Nazi-Führung zu veröffentlichen. Doch Hitler zeigte Nervenstärke und liess Lüdecke einige Wochen unter verschärften Haftbedingungen in Plötzensee schmoren. Erst Anfang September 1933, nachdem er ins Konzentrationslager Brandenburg deportiert worden war, erschien bei ihm ein Abgesandter Rosenbergs, der ihm erklärte, dass sich in seinem Fall «Hitler persönlich» die Entscheidung vorbehalten habe.⁹³ Lüdecke blieb nur noch die Kehrtwendung: Er bat Hitler um Vergebung für seine Verstösse gegen «Takt und Rhythmus der Bewegung»⁹⁴ und versicherte seine unbedingte Loyalität. Einen ähnlichen Tenor hatte sein Schreiben an Parteirichter Buch. Doch Hitler machte immer noch keine Anstalten, seinem einstigen Mitstreiter zu helfen. Einen «gefährlichen Bruder» soll er ihn im Dezember 1933 Röhm gegenüber genannt haben.⁹⁵ Insofern war es durchaus gewollt, wenn bei seinem Gefangenen nach achtmonatiger Haft das Ge-

fühl aufkam, dass er in «quälender Ungewissheit und seelischer Zermürbung [...] allmählich zu Grunde»⁹⁶ gehe.

Aber Lüdecke suchte nach weiteren Auswegen aus seinem Dilemma. Er verstand es, die Wachmannschaften des Konzentrationslagers Oranienburg zu bestechen, in das er inzwischen gesperrt worden war, und den Lagerkommandanten für sich einzunehmen.⁹⁷ So konnte er sich des Nachts schon einmal für einige Stunden davonstehlen, und im Januar 1934 soll es ihm sogar gelungen sein, Röhm zu treffen und mit diesem ein Komplott zu schmieden. Parallel versuchte er, sich über seinen Freund Rosenberg eine Hintertür zu Hitler offenzuhalten.

Am 19. Februar 1934 konnte er tatsächlich einen offiziellen Hafturlaub erwirken und in Begleitung eines Wachmannes nach Berlin reisen, wo er eine lange Unterredung mit dem Reichsleiter hatte.⁹⁸ Den eigentlichen Zweck des Besuches allerdings, nämlich mit seinem Anliegen direkt an Hitler heranzukommen, erreichte er nicht: Hitler hatte sich bei Rosenberg jede Einmischung in diese Angelegenheit ein für allemal verboten. Lüdecke wusste nun, was er zu tun hatte: Bei seinem zweiten Hafturlaub am 1. März 1934 floh er in die Tschechoslowakei und von dort in die Schweiz. Aus Genf schickte er dann am 10. April 1934 ein «persönlich-dringendes» Schreiben an Hitler, mit Durchschlägen an Rosenberg, Amann, Heinrich Hoffmann, Hitlers Adjutanten Brückner sowie an Magda Goebbels.⁹⁹

In dem sechseinhalb Seiten langen Brief wollte Lüdecke mit Hitler «offen und freimütig als Mensch zu Mensch» reden, «zumal [...] wir mehr als einmal vertrauliche Dinge besprochen haben». Es schein ihm – und der folgende Passus ist in seinem Brief unterstrichen –, «dass gerade Sie mir gegenüber besondere Vorsicht walten lassen müssen, ehe Sie es erlaubten, dass mir ein so grausames Unrecht» zugefügt werde. Wenn er nicht von Hitler persönlich schnellstens rehabilitiert werde, so sei er entschlossen, dies zu «erzwingen». Für seine «*völlige* Rehabilitation und Genugtuung» stellte er daraufhin ein Ultimatum von 14 Tagen. Danach müsse er «in jeder Beziehung die Konsequenzen ziehen», und

er bekannte «freimütig, dass ich – alle Eventualitäten abwägend – mich dementsprechend eingerichtet und gesichert habe».

Erst im Licht dieses Briefes, der einem Lehrbuch der Erpresserkunst entstammen könnte, ist es möglich, den «Fall Lüdecke» noch einmal im Zusammenhang zu betrachten. Das Schreiben war Chef- und Verschlusssache des Diktators, in die er nur eine Handvoll Vertraute einweihte. Hitler wusste, dass ihm all das hauptsächlich von Hanfstaengl eingebrockt worden war; er selbst hätte Lüdecke lieber nach Amerika abgeschoben. Und er ahnte auch, dass der Oberste SA-Führer irgendwie in den Fall verwickelt war. Das machte die Sache besonders gefährlich, da er Röhm inzwischen ja argwöhnisch belauerte und der Kampf um die absolute Macht 1933/34 noch keineswegs ausgefochten war.

Auf der anderen Seite hatte Lüdecke mit seinem Wissen über Hitler ein Drohpotential präpariert, das ihn glauben liess, den Diktator in der Hand zu haben. Lüdecke war in das Metier zurückgekehrt, das er von Haus aus noch immer am besten beherrschte; Hitler musste den Erpresser schon deshalb ernst nehmen. Das zeigte sich bereits Anfang Mai 1934, als im «Evening Star» ein offenbar von Lüdecke lancierter Artikel über seine spektakuläre Flucht aus Deutschland erschien – mit der vagen Andeutung, dass einflussreiche Parteiführer ihm dabei geholfen hätten, weil sie sich von seiner Tätigkeit im Ausland etwas für ihre eigene Sache versprächen.¹⁰⁰ Einer späteren Quelle ist zu entnehmen, dass die Gestapo damals etwaige Fluchthelfer aus der Führungsriege der NSDAP verhörte und darüber «ein interessantes Sonder-Faszikel besonderer eidesstattlicher Erklärungen» anlegte.¹⁰¹ Im Oktober 1934 wurde der Fall dann einer «eingehenden Durchsicht unterzogen»¹⁰², um die Himmler sich höchstpersönlich kümmerte.¹⁰³ Bei alledem ging es Hitler wohl darum zu erfahren, was Lüdecke tatsächlich gegen ihn in der Hand hatte. Die entsprechenden Akten sind nicht erhalten.

In den kommenden Monaten rührte sich Lüdecke nicht, und daraus muss man schliessen, dass es Hitler gelungen war, den Erpresser ruhigzustellen. Wahrscheinlich wurden Schweigegelder gezahlt, wie auch Hans Mend in seinem «Protokoll» von 1939 andeutet.

Dort heisst es, ein gewisser «Liedtke» sei kurz vor dem «Röhm-Putsch» mit Tagebüchern des SA-Chefs «nach Amerika geflüchtet und hat von dort aus die Parteileitung erpresst». Und Mend ergänzt: «Rudolf Hess hat damals Hanfstaengl angerufen, als Liedtke wieder Geld verlangte, und zwar 50.000 Dollar in bar und für 50.000 Dollar ‚Medikamente‘, vermutlich um sie in Amerika mit Gewinn wieder zu verkaufen.»¹⁰⁴ Der verfremdete Name darf uns nicht weiter irritieren: Schon die ‚Münchener Post‘ hatte Lüdecke in ihren Artikeln irrtümlicherweise «Liedtke» genannt.¹⁰⁵ Alles andere aber passt durchaus ins Bild: die Röhm-Tagebücher zu Lüdeckes Ruf als Erpresser und die Schiebergeschäfte zu seinem gauerhaften Geschäftssinn. Auch das Telefongespräch von Rudolf Hess und Ernst Hanfstaengl lässt sich erklären. Doch zunächst müssen wir uns wieder mit Hanfstaengls Karriere befassen.

Erpresser unter sich

Dass Hanfstaengl im Frühjahr 1933 seinen ganzen Ehrgeiz darangesetzt hatte, Rosenberg und Lüdecke auszuschalten, um grösseren Einfluss auf die Aussenpolitik zu gewinnen, hatte seine Position innerhalb der Nazi-Führung keineswegs gefestigt. Goebbels nannte ihn einen «Wirkopf», nachdem er wieder einrätel «fürchterlich» über Rosenberg geschimpft hatte.¹⁰⁶ Er selbst hat eine deutliche Warnung Hitlers aus jener Zeit überliefert: «Hanfstaengl, Sie treiben Ihre Kritik gegen den Parteigenossen Rosenberg zu weit. Wenn das nicht aufhört, werde ich Sie entlassen.»¹⁰⁷

Trotz dieser Abmahnung versuchte Hanfstaengl im Februar 1934, sich durch eine diplomatische Privatinitiative aufs neue zu profilieren: In Rom bot er Mussolini nicht nur das italienische Copyright für einen Nazi-Propagandafilm an, sondern auch ein baldiges Treffen mit dem deutschen Diktator. Hitlers Reaktion auf das eigenmächtige Vorpreschen seines Auslandspressechefs muss eine ähnliche wie im Herbst 1933 gewesen sein, als er ein von Hanfstaengl vorgelegtes deutsch-österreichisches Friedensprogramm schlicht « eine Idiotie » nannte.¹⁰⁸

Bis in die Berliner Diplomatenkreise drang die Nachricht, dass Hanfstaengl bei Hitler nun «kein Vertrauen mehr» genieße.¹⁰⁹

Dabei hätte man ihm keineswegs eine «falsche» Gesinnung vorwerfen können, denn in seinem offiziellen Wirken präsentierte sich Hanfstaengl stets als linientreuer Nationalsozialist: angefangen bei der Hitler-Büste auf dem Schreibtisch¹¹⁰ über seine Bekenntnisse zur nationalistischen «Blutkur» für den deutschen Menschen¹¹¹ bis hin zu plump-antisemitischen Äusserungen auf diplomatischem Parkett¹¹² und gleichzeitiger Propaganda für Hitlers «gewaltiges Friedenswerk»¹¹³. Es war nicht mangelndes Engagement für das Nazi-Regime, welches das Zerwürfnis mit der NSDAP-Führung heraufbeschwor. Es war einzig und allein Karrierismus.

Die Flucht von Kurt Lüdecke war so ziemlich das Schlimmste, was Hanfstaengl passieren konnte. Nicht nur weil er selbst massgeblich dazu beigetragen hatte, den Rivalen so zu provozieren, sondern auch, weil Lüdecke in seinem Erpresserbrief Hitler ausdrücklich vor ihm warnte und schrieb, dass er, Hanfstaengl, «nicht nur gegen Rosenberg [...] und gegen mich in unqualifizierbarer und strafbarer Weise hetzte und intrigierte, sondern auch gegen Sie gelegentlich eine sehr bedenkliche Haltung eingenommen hat»¹¹⁴. Hanfstaengl ahnte wohl, dass Hitler in dieser Andeutung mehr als eine billige Retourkutsche sah. Zudem bestand auch noch die Gefahr, von Lüdecke im Ausland öffentlich angeprangert und damit moralisch vernichtet zu werden. In dieser Situation erreichte Hanfstaengl, der in Harvard studiert hatte, im März 1934 eine Einladung zur Jubiläumsfeier seines Examensjahr gangs, die dem Fall eine neue Wendung gab.

Mit Freuden sagte Hanfstaengl zu – um allerdings wenig später zu erklären, wegen dringender Amtsgeschäfte käme eine Amerikareise für ihn derzeit nicht in Frage.¹¹⁵ Hitler hatte ihn augenscheinlich zurückgepfiffen. Seit Lüdeckes Erpresserbrief, dem Anfang Mai wohl noch ein weiterer gefolgt war,¹¹⁶ wurde Hanfstaengl an der kurzen Leine gehalten, bis er Mitte Juni 1934 plötzlich dann doch in die Vereinigten Staaten

fahren durfte, Hals über Kopf, ohne jede Presseankündigung und nicht wie üblich von Bremerhaven, sondern von Cherbourg aus, wohin ihn eigens ein Flugzeug hatte bringen müssen. Just um diese Zeit lief vom selben Hafen ein kanadisches Schiff aus, das Kurt Lüdecke in die USA brachte.¹¹⁷

So waren die Intimfeinde Anfang Juli 1934 beide in New York, wo Hanfstaengls Assistent Voigt schon seit einiger Zeit das Terrain sondierte.¹¹⁸ Eine Reise zu seinem Privatvergnügen dürfte das folglich nicht gewesen sein. Dennoch gelang es Hanfstaengl mit einigen Ablenkungsmanövern, gegenüber amerikanischen Presseleuten den eigentlichen Zweck des Unternehmens zu verhüllen: nämlich, so die These, Lüdecke auf Befehl Hitlers von Dummheiten abzuhalten.

Weder über den Auftrag noch darüber, wie Hanfstaengl ihn erledigte, ist irgend etwas Schriftliches überliefert. Aber dass es sich um eine geheime Mission handelte, dafür sprechen verschiedene Anhaltspunkte: Da ist zunächst einmal die Tatsache, dass sich Lüdecke nach Hanfstaengls Besuch monatelang nicht rührte, eine Zurückhaltung, die bei diesem Charakter eigentlich nur mit Geldzahlungen und, psychologisch gewiss ebenfalls wirkungsvoll, dem Canossagang seines schärfsten Widersachers zu erklären ist. Nichts anderes dürfte Hitler ja von Hanfstaengl verlangt haben, als er ihn auf die Reise schickte. Unterdessen demonstrierte er mit der Mordaktion gegen Röhm auf brutalste Weise, wie er mit «Verrätern» aus dem eigenen Lager umzugehen gedachte. Als Hanfstaengl von den Vorgängen in Deutschland erfuhr, wäre er deshalb am liebsten gleich in Amerika geblieben: «Mir wurden die Knie weich, [...] die Bilder schwammen mir vor den Augen», er war «völlig verwirrt und empört».¹¹⁹ Aber Aussenminister Neurath persönlich beorderte ihn nach Deutschland zurück. Am 14. Juli 1934 traf er in Bremerhaven ein und wurde sofort zur Berichterstattung nach Heiligendamm zitiert,¹²⁰ wohin sich Hitler und Goebbels zur Sommerfrische begeben hatten.

Goebbels erwähnt den Besuch Hanfstaengls vom 15. Juli 1934 in seinem Tagebuch nur kurz.¹²¹ Vermutlich war er nicht eingeweiht, denn

Hitler empfing den Besucher allein. Dafür ist Hanfstaengl in diversen Memoiren-Versionen um so ausführlicher auf die Begegnung eingegangen, war sie für ihn doch das Schlüsselerlebnis, auf das er nach dem Krieg seine vermeintliche Trennung von Hitler datieren konnte. Zu seiner Mission selbst dagegen kein Wort. Das einzige, was man seiner märtyrerhaft stilisierten Darstellung halbwegs verlässlich entnehmen kann, sind die kühle Reserviertheit und die beissende Ironie, mit denen Hitler Hanfstaengls Rapport zur Kenntnis nahm, was wiederum zu der These passt, dass dieser in Amerika ein heisses Eisen angepackt hatte. Ob Hanfstaengl Hitler tatsächlich über alles informierte, was er in den USA in der Angelegenheit Lüdecke unternommen hatte, bleibt dahingestellt. Fest steht aber eines: Es muss sich um eine politisch überaus bedeutende Frage gehandelt haben, wenn Hitler ihn unverzüglich in sein eben erst bezogenes Feriendomizil beorderte. Der «Führer» hatte in diesen aufregenden Tagen bestimmt Besseres zu tun, als sich über Harvard-Jubiläen vortragen zu lassen.

Nach der Begegnung in Heiligendamm, schliesst Hanfstaengl seinen späteren Bericht, «war für mich nichts mehr zu erhoffen»¹²². Doch muss er noch eine Instruktion des Kanzlers für den Aussenminister erwirkt haben. Anders ist nicht erklärbar, warum das Auswärtige Amt schon tags darauf die Deutsche Botschaft in Washington anwies, etwaigen politischen Umtrieben Lüdeckes unmittelbar mit Verweis auf dessen Kriminellenkarriere öffentlich entgegenzutreten.¹²³ Hanfstaengls nächster Schritt bestand darin, den amerikanischen Zeitungsmagnaten William Randolph Hearst, der sich gerade in Deutschland aufhielt,¹²⁴ für seine Interessen einzuspannen. Im August 1934 meldete der ‚Völkische Beobachter in grosser Aufmachung, dass der Auslandspressechef «eine Reihe privater Unterredungen» mit dem berühmten Verleger «über die augenblickliche politische Lage» gehabt habe und ausdrücklich autorisiert sei, darüber ein Statement zu veröffentlichen. Demzufolge erklärte sich Hearst solidarisch mit dem «Kampf» des deutschen Volkes «für seine Befreiung von den frevelhaften Bestimmungen des Versailler Vertrages». Mit «ganzem Herzen» billige er «alles, was Deutschland förder-



Hanfstaengl has ideas about
culture.

Hitler's "Putzy" Is Here

DR. ERNST "PUTZY")
HANFSTAENGL, intimate
friend of Leader Hitler
and Harvard-educated head
of the Nazi Foreign Press
Department, is in London.

He is staying at Claridge's
Hotel.

Dr. Hanfstaengl holds emphatic
opinions on the subject of
culture.

When he visited Harvard last
month he gave busts of Goethe
and Schopenhauer to his old
university.

Recently William Ormonde Thomp-
son, one-time partner of the great
American lawyer Clarence Darrow
was shown through the Nazi
"People's Court" by Dr. Hanf-
staengl.

According to the account in the
journal "Time" of September 19,
"When persistent lawyer Thomp-
son started quoting the opinions of
British jurists on the subject of
Nazi justice, harassed Harvardman
Hanfstaengl grew highly excited,
and finally incoherent.

"Roared he, 'Damn those Oxford
professors! I'll send some of our
swine to burn down their Oxford!'"

Im September 1934 erschien in der
englischen Zeitung «Daily Express»
ein anzüglicher Artikel über
Ernst «Putzy» Hanfstaengl:
«Hitler's 'Putzy' Is Here».

lich» sei.¹²⁵ Eine solche Sympathieerklärung aus dem Munde eines massgeblichen amerikanischen Meinungsmachers war nach der vernichtend schlechten Presse, die das Nazi-Regime seit den Röhm-Morden im Ausland hatte, natürlich ein beachtlicher Prestigegewinn. Nicht zuletzt für Hanfstaengl, der auch sogleich nachsetzte und ein Treffen zwischen Hitler und Hearst arrangierte.¹²⁶

Als Belohnung für seine gute Arbeit durfte Hanfstaengl Mitte September einer Privateinladung Hearsts Folge leisten und den Verleger für ein paar Tage auf dessen Landsitz nach Wales begleiten. Auf dem Weg dorthin machten sie Zwischenstation in London, wo der englische Zeitungslord Beaverbrook auf den Gast aus Nazi-Deutschland aufmerksam wurde. Am 19. September 1934 nahm ihn das Beaverbrook-Blatt ‚Daily Express‘ mit der Schlagzeile «Hitler’s ‚Putzy‘ Is Here» aufs Korn und nannte ihn den «intimate friend of Leader Hitler».¹²⁷ Als Hanfstaengl am folgenden Tag von einem Reporter jener Zeitung befragt wurde, wandte er sich daher sogleich vehement gegen die Bezeichnung «Putzy», da dies im Englischen wie «Pussi» klinge – und das war, wie er Jahre später erklärte, «der ironische Spitzname für widernatürlich veranlagte Männer»¹²⁸. Doch der Reporter machte aus seinem Interview einen weiteren Artikel voller bissiger Anspielungen, die den Eindruck erwecken mussten, dass mit diesem Deutschen etwas nicht stimmte.¹²⁹ Sollten Hanfstaengls homoerotische Neigungen in gut informierten Journalistenkreisen ein mehr oder weniger offenes Geheimnis gewesen sein? In der konkreten Berichterstattung jedenfalls lag das Pikante darin, dass eine intime Verbindung zu Hitler unterstellt wurde; zu jenem Mann mithin, der der Homosexualität mit den Röhm-Morden eben erst den entschiedensten Kampf angesagt hatte.

Hanfstaengl erkannte, dass ihm die Angriffe trotz aller Unannehmlichkeiten zugleich eine Riesenchance boten: nämlich Hitler persönlich in die Sache hineinzuziehen. Deshalb reichte er sofort und ohne Rücksprache mit Berlin eine Verleumdungsklage gegen den Besitzer des ‚Daily Express‘ ein, was der mit der trockenen Bemerkung quittierte, er freue sich auf den Prozess.¹³⁰

Als Hanfstaengl Ende September nach Berlin zurückkehrte, hatte er endlich etwas in der Hand, womit er bei Hitler Druck machen konnte. Wir wissen nicht, wie dieser reagierte, aber allein aus der Tatsache, dass der Prozessbeginn über Monate hinweg immer wieder verschoben wurde und die Verhandlung dann ausging wie das Hornberger Schieszen, kann man schliessen, wie hinter den Kulissen gerungen worden sein muss.¹³¹

Auch kam erneut Bewegung in den «Fall Lüdecke». Aus einem Schreiben, das das Auswärtige Amt im September 1934 an das Geheime Staatspolizeiamt gerichtet hatte, geht hervor, dass Lüdecke womöglich schon bald vor einem Ausschuss des Amerikanischen Repräsentantenhauses öffentlich vernommen werden sollte, um Auskunft über die NS-Propaganda in den USA zu geben. Da sei es angezeigt, «vorsorglich Gegenmassnahmen gegen die zu erwartende Auswirkung der Aussagen Lüdeckes in die Wege zu leiten»; man brauche dazu jedoch «eine erschöpfende Darstellung der strafbaren Handlungen, deren Lüdecke beschuldigt wird».¹³² Auf ein solches Zeichen hatte Hanfstaengl schon lange gewartet. Nun schien es für ihn endlich eine Rechtfertigung zu geben, den verhassten Gegenspieler zu vernichten.

Obwohl niemand ihm einen Auftrag dazu erteilt hatte, nutzte Hanfstaengl im Oktober 1934 seine guten Beziehungen zur Gestapo, um dort «mit dem Kriminalkommissar Braschwitz die Akten über Kurt Lüdecke» zu rekonstruieren.¹³³ Zudem lancierte er in seiner Eigenschaft als Mitglied im sogenannten Aufklärungsausschuss Hamburg-Bremen – einer «vertraulich arbeitende [n] Organisation, die den Reichsministerien zur Verfügung steht, um die Auslandspresse mit für Deutschland günstigen Artikeln und Nachrichten zu durchdringen»¹³⁴ – kompromittierende Äusserungen über Lüdecke in die deutsch-amerikanischen Presse.¹³⁵

Doch über kurz oder lang mussten solche Eigenmächtigkeiten zum Eklat mit Hitler führen. Ende Oktober 1934 wurde Hanfstaengl denn auch tatsächlich wegen seiner «konsequenten Bekämpfung Lüdeckes im Auftrag des Führers aus der Reichskanzlei verwiesen, und zwar mit den Worten: ‚Der Führer wünscht, dass Sie erst wieder in die Reichskanzlei

kommen, wenn der Fall Lüdecke bereinigt ist. »¹³⁶ Das war mehr als ein einfacher Rausschmiss: Wie sich bald herausstellen sollte, war Hanfstaengl jetzt ein für allemal in Ungnade gefallen. Und obwohl er seinen Bruch mit Hitler später auf rein politische Differenzen zurückzuführen versuchte, hat Hanfstaengl selbst ein Detail mitgeteilt, das das rein Persönliche des Konfliktes erkennen lässt. Während einer hitzigen Auseinandersetzung bei einem Mittagessen in der Reichskanzlei über die Frage, wie man sich Lüdecke gegenüber zu verhalten habe, sei Hitler ihm ganz «bleich vor Zorn» mit den Worten über den Mund gefahren: «Das alles ist Ihr Fehler, Hanfstaengl. Sie hätten ihn diplomatischer behandeln sollen.»¹³⁷ Hitler ärgerte es offenbar masslos, dass er durch Hanfstaengls Vorpreschen unter Zugzwang gesetzt worden war, machte ihn deshalb zum Sündenbock und wollte fortan in der Angelegenheit alles weitere allein entscheiden.

Nun war aber der Erpressungsfall Lüdecke-Hitler auch ein Erpressungsfall Lüdecke-Hanfstaengl. Und Hanfstaengl glaubte, sich vor einer Demontage nur schützen zu können, wenn er trotz Hitlers Zurechtweisung weitere Nachforschungen über Lüdecke anstellte, notfalls auf eigene Faust. Am 1. November 1934 legte er dem Auswärtigen Amt vorab einen Untersuchungsbericht der Gestapo vor, den er mit dem Briefkopf «Reichsleitung der NSDAP» an den zuständigen Ministerialdirektor Dieckhoff persönlich adressierte. Der Bericht enthielt alle wesentlichen Auszüge aus Lüdeckes Sündenregister seit 1911 und entlarvte ihn als einen «Schwindler und Hochstapler [...], der seine zweifelhafte Tätigkeit für die NSDAP als Mittel zum Zweck benutzte, nämlich sich auf diese Weise grössere Einnahmequellen zu verschaffen»⁸. In dem offiziellen, fast gleichlautenden Schreiben, das das Geheime Staatspolizeiamt darauffolgenden Tag an das Auswärtige Amt schickte, fehlte der Satz, auf den es Hanfstaengl offenbar besonders ankam: Lüdecke, so war nur bei Hanfstaengl zu lesen, «soll auch mit anderen Männern intime Beziehungen unterhalten und dafür Zuwendungen empfangen haben». Dies lässt erkennen, was er eigentlich beabsichtigte: Lüdecke als eine Art Strichjungen, als Homosexuellen derart blosszustellen, dass jede Sexual-

denunziation aus *dessen* Mund von Vornherein absolut unglaubwürdig erscheinen musste.

Auch den bayerischen Justizminister Hans Frank, der als früherer Anwalt Hitlers und als Beisitzer im Parteigericht der NSDAP mit dem Fall Lüdecke gleich mehrfach zu tun gehabt hatte, versorgte Hanfstaengl mit seinen Gestapo-Erkenntnissen und band ihn so in seine Kampagne ein.¹³⁹ Nach aussen erweckte er dabei stets den Eindruck, als arbeite er im Auftrag des «Führers», der ja allgemein noch immer als guter Freund von ihm galt; auf diese Weise konnte er es sich erlauben, beispielsweise das Auswärtige Amt in den Dienst seines Kriegszugs gegen Lüdecke zu stellen¹⁴⁰ oder etwa den zuständigen Ministerialrat im bayerischen Justizministerium zu ermahnen, «die Ermittlungen im Falle Lüdecke nach Möglichkeit zu beschleunigen, da Eile geboten ist»¹⁴¹. Und es gelang ihm, in beiden Ministerien vertrauliche Unterlagen einzusehen und Abschriften davon anfertigen zu lassen (dabei hat er übrigens auch in Akten, die die Münchener Polizeidirektion über ihn selber führte, Einblick genommen,¹⁴² ein Anhaltspunkt dafür, dass er nicht zuletzt in eigener Sache ermittelte). Ausserdem trug er schriftliche Zeugenaussagen zusammen, in denen frühere Bekannte Kompromittierendes über Lüdecke zu Protokoll gaben.¹⁴³ So lag bereits Ende November ein Dossier vor, wie es kein professioneller Geheimdienst besser hätte erarbeiten können.

Hitler dagegen wollte im Fall Lüdecke vorsichtiger taktieren. Man kann sich deshalb ausmalen, wie der Diktator reagiert haben wird, als er Ende November erfuhr, dass Hanfstaengl den Privatkrieg gegen Lüdecke trotz seines eindeutigen Vetos unverdrossen fortgeführt hatte. Als er beim bayerischen Justizministerium anfragen liess, warum Hanfstaengl beglaubigte Abschriften von amtlichen Schriftstücken erhalten hatte, musste er hören, dass dieser sein Verlangen nach Akteneinsicht damit begründet habe, er solle «den Führer über die Person des Lüdecke ins Bild setzen»¹⁴⁴. Hitler war also hintergangen worden, und niemand weiss, wie Hanfstaengl es geschafft hat, diesen Fehltritt zu überstehen. Jedenfalls wurde nun auf Anordnung Hitlers sämtliches Aktenmaterial

über Lüdecke eingezogen und in den Giftschränken seiner Adjutantur verwahrt.¹⁴⁵

Und doch war der Fall noch immer nicht geklärt. Im Dezember 1934 liess Lüdecke wieder von sich hören, und zwar auf eine Weise, die ihn einmal mehr als Meister seines Faches auswies. Er brachte amerikanische Fürsprecher dazu, ihre Verbindungen zu Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht in seinem Sinn zu nutzen, weshalb Anfang Januar 1935 ein ganzes Konvolut hochbrisanter Schriftstücke in Berlin einging,¹⁴⁶ die ausnahmslos Lüdecke verfasst hatte, auch wenn einige davon als neutrale Berichte seiner Helfer ausgegeben wurden. Schacht, so heisst es in dem Anschreiben, werde «sicherlich darauf hinwirken, dass Herr Hitler tatsächlich das Nötige veranlasst, den Fall L. wie vorgeschlagen regeln zu lassen».

Dieser «Vorschlag» hatte es in sich. Lüdecke setzte ein Ultimatum, bis zu dem folgende Forderungen erfüllt sein mussten: eine im ‚Völkischen Beobachter‘ veröffentlichte Entschuldigung der NSDAP-Reichsleitung für seine ungerechtfertigte Internierung, verbunden mit der Erklärung, dass er «seine nationalsozialistischen Aufgaben und Arbeiten in einwandfreier Weise erledigt hat», und ausserdem eine «Entschädigung von \$ 50.000», wovon «mindestens \$ 25.000» in bar ausgezahlt und die andere Hälfte in Form von «erstklassigen Qualitätswaren» übergeben werden sollten. Nehme man seinen «Vorschlag» nicht an, werde er «skrupellos und rücksichtslos mit allen Mitteln vorgehen [...], um sich an seinen Feinden zu rächen». Er habe es nämlich in der Hand, «in einem grossen öffentlichen Prozess [...] seinen ganzen Fall in sensationellster Weise vor das grosse Publikum zu bringen, was natürlich ein Skandal ersten Ranges werden würde». «Besonders dem Prestige Hitlers» könne er durch Enthüllungen «grossen Schaden zufügen». Ausdrücklich warnte er davor, ihn «auf gewaltsame Weise entfernen oder unschädlich machen zu wollen, da er auch dieses voraussehend sich [...] in jeder Beziehung gesichert hat», oder ihn «als völlig bedeutungslos oder als Lügner hinstellen, was auf Grund seines dokumentarischen Beweismaterials mit Photographien und auf Grund der Ereignisse v. 30. Juni keinen Glauben finden würde»¹⁴⁷.

Das Hervorstechende an diesem Dokument ist sicher die Dreistigkeit seiner Diktion. Aber noch aufschlussreicher ist, dass es die Glaubwürdigkeit des «Mend-Protokolls» untermauert. Hans Mend kann seine Informationen, so scheint es, nur von Hanfstaengl gehabt haben, der inzwischen augenscheinlich dabei war, auch Leute wie ihn «anzupapfen».

Hanfstaengl und Hitler reagierten umgehend auf die Drohung aus New York. Der Auslandspressechef instruierte seine Verbündeten in Amerika, in einer Flugschrift «Auszüge aus deutschen Akten» zu veröffentlichen, und wollte so die kriminelle Vergangenheit Lüdeckes zum Thema machen. Der Aktenauszug war identisch mit dem oben erwähnten Gestapo-Bericht.¹⁴⁸ Hitler dagegen tat etwas ganz anderes. Er liess den Chef seiner Kanzlei, Philipp Bouhler, ein ungemein verbindliches Schreiben an Lüdeckes Vertrauensmann aufsetzen und um Vermittlung der Nachricht an «Herrn Lüdecke» bitten, «dass seine Angelegenheit nunmehr von mir so rasch wie möglich bearbeitet werden wird. [...] Sie dürfen versichert sein, dass hier alles getan wird, um die Angelegenheit zu bereinigen.»¹⁴⁹

Mit diesem Versprechen hielt Hitler sich erst einmal alle Türen offen, und tatsächlich muss es ihm bald gelungen sein, mit Lüdecke einen *modus vivendi* zu finden, denn dieser rührte sich von nun an zwei volle Jahre nicht mehr. Es gab keinen Skandalprozess, keine Sensationsartikel, keine weiteren Erpresserschreiben, und das, obwohl Lüdecke sich noch Anfang Januar 1935 in New York zu der öffentlichen Äusserung hatte hinreissen lassen: «Wenn mich dieses Gericht [das Parteigericht der NSDAP – L.M.] nicht für unschuldig erklärt, dann werde ich meine Ehre zu reinigen wissen, selbst wenn Hitler und seine nationalsozialistische Partei dabei draufgehen.»¹⁵⁰ Wie es der deutsche Diktator im einzelnen anstellte, den Sprengsatz Lüdecke zu entschärfen, werden wir vermutlich nie erfahren, doch sicherlich nicht ohne erhebliche materielle Zuwendungen.

Hitler konnte nicht wissen, dass sich Lüdecke trotz aller Vergleichsbemühungen 1936 von dem New Yorker Verlagshaus Charles Scribner's Sons für eine Buchpublikation unter Vertrag nehmen liess, in der

er über seine Erfahrungen mit Hitler und der Nazi-Bewegung berichten sollte.¹⁵¹ Seinem Lebensprinzip folgend, wollte er das eine tun, ohne das andere zu lassen: Schweigegelder kassieren und gleichzeitig sein Wissen für teures Geld verkaufen. Und nachdem ihm Hitler offenbar nur einen Teil von dem zu geben bereit war, worauf er glaubte, einen Anspruch zu haben, nämlich: «völlige Rehabilitierung und Genugtuung», versuchte Lüdecke nun, sich mit einem Enthüllungswerk auch noch den Rest zu holen.

Der Titel des Buches, ‚I knew Hitler‘, war mehr als Reklame. Für Lüdeckes Gegner muss er wie eine Drohung geklungen haben. Den darin liegenden Hintersinn allerdings erkennt man erst richtig, wenn man auch den Untertitel ernst nimmt: ‚Die Geschichte eines Nazi, der dem Massaker [des sogenannten Röhm-Putsches – L.M.] entkam‘, sowie die Widmung «für Hauptmann Ernst Röhm». Gleich im ersten Satz stellt Lüdecke klar, dass nur sein «Gewissen und Erwägungen des guten Geschmacks» ihm bei der Darstellung der «ungeschminkten Wahrheit» Beschränkungen auferlegt hätten. An anderer Stelle erwähnt er eine geheime Unterredung mit Röhm aus dem Frühjahr 1934 und erklärt, dass die Zeit noch nicht reif sei, heute schon den ganzen Inhalt dieses Gespräches publik zu machen.¹⁵² Am raffiniertesten ist die Darstellung jedoch an den Stellen, an denen auf Hitlers Sexualität angespielt wird. Was Lüdecke etwa Magda Goebbels über Hitlers merkwürdiges Verhalten gegenüber Frauen sagen lässt,¹⁵³ ist so voller Anzüglichkeiten, dass man daraus als Leser nur folgern kann: Der «Führer» hatte ein grundlegendes sexuelles Problem mit dem anderen Geschlecht. «Hitler was perfectly charming», versichert Frau Goebbels, «but somehow ...» Und dass Lüdecke die Darstellung an diesem Punkt unmittelbar auf die Homosexualität von Ernst Röhm lenkt, macht seine ganze Durchtriebenheit deutlich: Wenn Hitler, so suggeriert er, nur platonischer Beziehungen zu Frauen fähig war, gleichzeitig aber den homosexuellen Röhm, einen seiner engsten Mitarbeiter, nach aussen deckte und protegierte, dann musste ja an den Gerüchten über Hitlers homoerotische Neigungen etwas dran sein, um so mehr, als der «Führer», wie man weiter liest, auf

eine entsprechende Nachfrage von Lüdecke mit grösster Barschheit reagiert haben soll. Und dann ist da noch Röhm's Wut auf Hitlers Heuchelei in diesem Punkt: Seine «Abnormität», habe der SA-Chef zu Lüdecke gesagt, gehe niemanden etwas an. «In meinen eigenen vier Wänden tue ich, was mir gefällt» – und Röhm fügte hinzu: «wie jeder andere auch ...»¹⁵⁴

Hitler muss in der Buchveröffentlichung einen erneuten Erpressungsversuch gesehen haben, denn dass er seinen persönlichen Adjutanten Wiedemann sogleich nach New York schickte, war gewiss kein Zufall.¹⁵⁵ In seinen Erinnerungen hat sich Wiedemann zu dieser Mission nicht geäußert, aber allein die Tatsache, dass sie nach aussen als privater Urlaub getarnt und intern als Dienstreise abgerechnet wurde, macht einen geheimen Auftrag Hitlers mehr als wahrscheinlich.¹⁵⁶ Einige Monate später meldete die Deutsche Botschaft in Washington jedenfalls, dass Lüdecke nach eigenen Angaben «endgültig aus der Politik ausgeschieden sei und in Zukunft beabsichtige, nur für sich selbst zu leben»¹⁵⁷. Der Erpresser muss wohl erneut – auf welche Weise auch immer – ruhiggestellt worden sein. Darauf deutet auch der Umstand, dass Lüdecke seine Beleidigungsklage gegen die ‚New Yorker Staatszeitung‘ Ende 1937 zurückzog, obwohl dabei immerhin eine Schadensersatzforderung von 100.000 Dollar zur Verhandlung stand.¹⁵⁸

Damit war für Hitler der «Fall Lüdecke» so gut wie ausgestanden. Hinzu kam, dass die britische Presse mit dessen Elaborat kaum etwas anzufangen wusste, jedenfalls nichts Bedrohliches.¹⁵⁹ Zwar sah man in der Veröffentlichung «the most intimate book yet about the Nazis», aber man benutzte sie nicht als Aufhänger für eine Kampagne gegen den deutschen Diktator.¹⁶⁰ Ähnlich war es in den Vereinigten Staaten, wo das Buch ein geteiltes Echo fand.¹⁶¹ Deshalb durfte Hitler Anfang 1939 auch Lüdeckes letzten Versuch, aus seinen Erinnerungen Kapital zu schlagen, souverän zurückweisen. Der hatte nämlich dem deutschen Botschafter in Washington allen Ernstes vorgeschlagen, dass ihm die NSDAP sämtliche Rechte an ‚I knew Hitler‘ für einen «substantiellen» Betrag abkaufen sollte, und zwar mit Verweis auf «ein deutsches Inter-

esse» daran, «dass die weitere Verbreitung des Buches verhindert wird». Wie für den Gesandten unschwer erkennbar, «handelt es sich hier um einen einfachen Erpressungsversuch»,¹⁶² weshalb er sich auch weigerte, Lüdecke den Empfang des Briefes zu bestätigen. Dennoch erschien ihm der Vorstoss immerhin so brisant, dass er das Schreiben unverzüglich dem Auswärtigen Amt zugehen liess, welches es wiederum an Hitlers Reichskanzlei weiterreichte. «Der Führer billigt das Verhalten der Botschaft in Washington durchaus», schrieb deren Chef Lammers an das Auswärtige Amt zurück.¹⁶³ Hitler blieb gelassen, zumal eine Verbreitung des Buches in deutscher Sprache nach dem «Anschluss» Österreichs ohnehin ein Ding der Unmöglichkeit war. Und das Exemplar des Auswärtigen Amtes wurde «in verschlossenem Umschlag im Tresor»¹⁶⁴ aufbewahrt.

Eine weitere Drohung

Für die verbissene Art, mit der er 1933/34 die Vernichtung seines Rivale Lüdecke betrieben hatte, musste Hanfstaengl einen hohen Preis zahlen: Er hatte die Gunst Hitlers verloren. Rosenberg war heilfroh, als er nach «mehrere [n] Besuchen beim Führer» im Frühjahr 1935 erfahren durfte, dass dieser «jetzt endlich einen so kranken und böartigen Schädling wie Dr. Hanfstaengl fallenlässt».¹⁶⁵ Immerhin wurde Hanfstaengl nicht entlassen und konnte sich dadurch eine gewisse Handlungsfähigkeit bewahren, selbst wenn er nicht mehr zu Hitlers Entourage zählte und sein Auslandspresseamt unter Kuratel stand.

Sein ganzes Bestreben war jetzt darauf gerichtet, die Solidarität des «Führers» zu erzwingen. Das zeigte sich deutlich Ende 1935, als er beim Reichsschatzmeister der NSDAP, Schwarz, zeitgleich die Verleihung des «Goldenen Ehrenzeichens» und des «Blutordens» beantragte, und zwar mit Verweis auf seine lange Zugehörigkeit zur und seine Verdienste um die Partei.¹⁶⁶ Doch Schwarz liess ihn abblitzen.¹⁶⁷ Hanfstaengl erneuerte sein Gesuch, richtete sich diesmal an den «lieben Parteigenossen Schwarz» persönlich und rechtfertigte sein Ansinnen auf ausgesprochen

hinterlistige Weise: «Ich habe an der Neugründung der Partei im Jahre 1925 im Bürgerbräukeller teilgenommen. Auf Wunsch und mit wiederholter Billigung des Führers habe ich die ganzen Jahre davon abgesehen, die offizielle Zugehörigkeit zur Partei zu erwerben. Die Gründe hierfür dürften Ihnen bekannt sein.» Dann fährt er fort: «Dass der Führer den späten Abend des Neugründungstages mit mir in meinem kleinen Häuschen in der Pienzauer Strasse zusammen verbrachte, sei in diesem Zusammenhang in Erinnerung gebracht.»¹⁶⁸ Es bedarf keiner blühenden Phantasie, um hier bereits den Ansatz einer Drohung zu erkennen, den Versuch, aus der früheren Intimität Ansprüche abzuleiten. Und auch wenn sich Schwarz unbeeindruckt zeigte und süffisant anheimstellte, sich doch «in dieser Angelegenheit unmittelbar an den Führer zu wenden»¹⁶⁹, können wir davon ausgehen, dass Hanfstaengl nun im Begriff stand, in die Fussstapfen seines Erzrivalen Lüdecke zu treten und seinerseits die Erpresserkarte auszuspielen.

Um diese Zeit muss er damit begonnen haben, kompromittierendes Material gegen Hitler zusammenzutragen. Jedenfalls wurden Hitler entsprechende Aufzeichnungen Hanfstaengls zugespielt oder sonstwie übergeben – die genaueren Hintergründe sind nicht bekannt.¹⁷⁰ Was wir aber wissen, und zwar von Hanfstaengl selbst, ist, dass er daraufhin von Adjutant Schaub in die Reichskanzlei zitiert und dort rüde zurechtgewiesen wurde: Woher er die Frechheit nehme, nach wie vor bei bestimmten Instanzen von Partei und Staat gegen Lüdecke zu stänkern? Und wie er dazu komme, so gemeines Material über Hitler zu sammeln? Schaub lautstarke Vorwürfe gipfelte schliesslich in der Drohung, wenn er sich jetzt nicht vorsehe, werde ein Dossier über ihn zusammengestellt, das ihn ein für allemal erledige.¹⁷¹ Das war mehr als eine Einschüchterung, das war ein lebensbedrohliches Ultimatum. Hanfstaengl fürchtete ein auf Lüdecke zurückgehendes Komplott und reagierte in dieser verzweifelten Lage nicht viel anders als – Hans Mend: Er band nun jedem auf die Nase, was er Hitler zum Vorwurf machte und warum er dessen Wohlwollen ungerechtfertigterweise verloren habe.

Wir wissen all das von Hertha Frey, einer ehemaligen Sekretärin Hitlers, die im Sommer 1936 dessen Adjutanten Wiedemann Folgendes über Hanfstaengl schrieb: Im April des Jahres habe sie ihn zufällig in Starnberg getroffen, wo er sich in «geradezu haarsträubenden Suaden» über Hitler ausgelassen habe, die sie aus ihrer «Pflicht dem Führer gegenüber» nun «nach langem Überlegen» zur Kenntnis bringen müsse. Hanfstaengl habe ihr seine Einstellung so begründet: «Dieses Schwein, dieser Lüdecke, den Sie ja auch kennen, ist in Berlin gewesen und hat sich dort in allen Kreisen breitgemacht. Sie wissen ja, was dies für ein Hochstapler, Zuhälter usw. ist. Das Auswärtige Amt, Herr Meissner [Chef der Präsidialkanzlei – L.M.], die Gesandtschaft usw., alle wissen, wie es um den Kerl bestellt ist, und Hitler hält ihn. Rosenberg, der ein ganz unsauberes Privatleben führt, [...] deckt den Kerl, weil dieser weiss, dass er ein Verhältnis mit der Tochter von Georg Bernhard [einem jüdischen Publizisten – L.M.] hat oder hatte und fürchtet, dass Lüdecke das preisgibt. Auch bei Dr. Goebbels geht Lüdecke ein und aus, trotzdem auch dieser Bescheid über ihn weiss, da Frau Goebbels mit Lüdecke früher liiert war und auch da Sorge besteht, dass dieser Kerl Missbrauch damit treibt.’ Daraufhin gebrauchte Dr. Hanfstaengl wörtlich die Redewendung: ‚Das ist eben die Schweinerei vom Hitler, dass er diese Menschen um sich duldet [...], dass er alles weiss und nichts tut.‘» Und die Denunziantin ergänzte: «Ich fürchte, dass Hanfstaengl sich natürlich anderen Leuten auch so gegenüber äussert.»¹⁷²

Wiedemann konnte das in seinem Antwortschreiben an die «liebe gnädige Frau» nur bestätigen: «An sich ist uns die unbeherrschte Art des Dr. Hanfstaengl nicht neu, und ich glaube, dass der Führer wiederholt schon darüber unterrichtet wurde.» Er versuchte, die Angelegenheit herunterzuspielen, wollte «gelegentlich einmal Herrn Hess von dem Inhalt Ihres Schreibens Kenntnis geben»¹⁷³. In Wahrheit löste das Denunziations-schreiben im Kreis der Hitler-Getreuen ein kleines Erdbeben aus. Rosenberg suchte eine Unterredung mit seinem alten Feind Goebbels, um ihm die «unangenehme Sache mit Lüdecke» zu erzählen, in die ja auch

dessen Frau verstrickt war. Als Goebbels sie daraufhin zur Rede stellte, gestand sie ihm nach einigem Zögern, «dass [die] Sache mit Lüdecke stimmt». Goebbels war wie vor den Kopf gestossen: «Ich werde lange brauchen, bis ich mich davon erhole», schrieb er in sein Tagebuch.¹⁷⁴

Wären Hanfstaengls Beschwerden über Hitler reinem Selbstmitleid entsprungen, so hätte man ihn wohl jammern lassen. Aber er hatte eben grösstenteils die Wahrheit gesagt – über Dinge, die nicht nur diskret zu behandeln, sondern sogar tabu waren. Insofern lag Hertha Frey – wenn auch in einem anderen Sinne, als sie meinte – mit ihrer Sorge ganz richtig: «Sich in dieser gemeinen Weise über den Führer und andere zu äussern, ist doch schliesslich schon im Interesse des Führers unmöglich und auch gefährlich.» Den abwieglerischen Standpunkt Wiedemanns, «dass es sich lediglich um ‚Unbeherrschtheiten‘ handelt», konnte sie nicht teilen. «Schliesslich erzählt ja der gute Mann auch gross und breit, dass er doch zu den ältesten und besten Freunden des Führers gehörte, dieser ihn nun links liegen lässt und leider Gottes alle Dankbarkeit ausser Acht lässt’.»¹⁷⁵ Mit anderen Worten: Hanfstaengl liess sich nicht nur über Punkte aus, über die man im Dritten Reich nicht ungestraft reden durfte, er tat es zudem in seiner Rolle als Hitler-Intimus.

Es ist schwer zu beurteilen, ob sich Hanfstaengl aufgrund der Schläge, die er einstecken musste, nicht mehr unter Kontrolle hatte oder ob sein Verhalten eine mehr oder weniger durchdachte Flucht nach vorn war. In jedem Fall kämpfte er mit dem Rücken zur Wand. Sein Lebensentwurf stand auf dem Spiel: der Traum eines verkrachten Bildungsbürgers, der seine Karriere ganz auf das Hakenkreuz, das ihm «heilige Symbol eines neuen Deutschland»¹⁷⁶, und natürlich auf seine persönliche Beziehung zu Hitler gebaut hatte.

Doch auch der «Führer» musste handeln. Sein Auslandspresseschef war zu bekannt, als dass er ihn einfach hätte beseitigen können, andererseits aber durfte er dem Treiben nicht tatenlos zusehen. Schliesslich konnte er nicht wissen, zu was sich der einstige Freund noch hinreissen lassen würde. Zunächst schickte Hitler den gehörnten Goebbels vor, der Hanfstaengl nicht nur den Geldhahn zudrehte, sondern ihm ausserdem

den Staatsanwalt auf den Hals hetzte. «Hanfstaengl wird nun vernommen. Sein Handwerk gelegt», notierte der Propagandaminister giftig am 16. August 1936. Fünf Tage später konnte er Erfolg melden: «Hanfstaengl ganz gebrochen.»¹⁷⁷ Und als sich Helene Hanfstaengl um die gleiche Zeit von ihrem Mann trennte, soll Hitler ausgerufen haben: «Ich muss ihr ein Telegramm schicken und sie beglückwünschen.»¹⁷⁸ Fortan durfte sich Hanfstaengl seines Lebens nicht mehr sicher sein. Das zeigte sich spätestens im Februar 1937, als Hitler ihm eine weitere grausame Lektion erteilte.

Einen Tag vor Hanfstaengls 50. Geburtstag befahl er ihn zu einem Treffen mit deutschen Pressevertretern nach Spanien, wo der Bürgerkrieg tobte. Nachdem das Flugzeug in Berlin abgehoben hatte, wurde Hanfstaengl jedoch der «wirkliche» Zweck seiner Mission mitgeteilt: Er müsse mit einem Fallschirm über den «roten Truppen» hinter der Front abspringen. Hanfstaengl witterte einen Mordanschlag. In Todesangst gelang es ihm nach einer Zwischenlandung, in die Schweiz zu entkommen.¹⁷⁹ Seit dem Sommer 1936 hatte er die Flucht erwogen, doch ergriff er sie letztlich eher unfreiwillig. Immerhin verfügte er nun über die Freiheit, ohne Umschweife jene Mittel einzusetzen, mit denen er sich, so glaubte er wenigstens, im Nazi-Reich eine Machtposition zurückerobern könnte. Ein zweieinhalbjähriger Kampf begann, ein erbittertes Tauziehen.

Schon wenige Tage nachdem Hanfstaengls Flucht bekannt geworden war, versuchte die aufgeschreckte Führung, den Abtrünnigen «nach Deutschland zurückzulocken», zuerst Goebbels mit dem «Köder eines grossen Honorars für Filmmusik»¹⁸⁰, kurz darauf Göring mit einem Schreiben, das sein Adjutant Bodenschatz Hanfstaengl eigenhändig nach Zürich überbrachte. Das Himmelfahrtskommando, so stand darin, zu dem man ihn geschickt habe, sei ein Denkkzettel für seine unbedachten Äusserungen gewesen, aber wenn er jetzt nach Deutschland zurückkehre, sei er ein freier Mann.¹⁸¹ Als der Abgesandte ihm jedoch unangenehme Folgen für den Fall ankündigte, dass er das Angebot ablehne, ging

Hanfstaengl sofort zum Gegenangriff über: Er besitze geheime Dokumente über die nationalsozialistische Elite aus der Zeit seit 1922, deren Veröffentlichung die politische Führung schwer kompromittieren würde, sie befänden sich in mehreren Kopien in sicheren Händen und würden gegebenenfalls der Weltpresse übergeben.¹⁸² Hitler, Göring und Goebbels waren perplex und in Sorge: «Hoffentlich wird er kein Emigrant.»¹⁸³ Aber auch mit grosszügigeren Offerten, etwa der vollständigen Wiedererlangung seiner beruflichen und materiellen Position, war Hanfstaengl nicht einzufangen. Vielmehr wusste er jetzt, dass er tatsächlich über ein äusserst wirksames Druckmittel verfügt.

Im April 1937 siedelte er nach London über und drohte von dort aus «mit Enthüllungen», wie Goebbels ganz bestürzt notierte. «Wenn der auspackt, das wird alle anderen Emigranten weit in den Schatten stellen.» Deshalb war man auch so erpicht darauf, ihn umzustimmen und zur Rückkehr zu bewegen. «Wenn wir ihn haben, müssen wir ihn sehr bald dingfest machen. Und nie wieder loslassen.» Er, Goebbels, habe dieses «Schwein» ja «nie anders eingeschätzt»; der «ist zu allem fähig».¹⁸⁴ Die Gestapo beschlagnahmte nun die persönliche Habe von Hanfstaengl, doch Freunde hatten vorher einige Dinge beiseite schaffen und ihm zukommen lassen können.¹⁸⁵ Auch drohte man ihm mit einer Anklage wegen Hochverrat. Heydrich selbst leitete die Ermittlungen.¹⁸⁶ Aber schon Mitte Mai richtete Bodenschatz Hanfstaengl wieder Versöhnlicheres von Göring aus, der ihn, bei freiem Geleit, zu einer Unterredung nach Berlin einlud. Auch ein Abgesandter des sogenannten Verbindungsstabes tauchte in London auf und beschwor Hanfstaengl, kein «Schwein» zu werden. Der konterte, indem er sagte, die Leute in der Reichskanzlei seien nicht «sauber», auch Hitler nicht. Ein «Schwuler und Erpresser», gemeint war natürlich Lüdecke, zähle dort mehr als er. Das zeige wohl zur Genüge, welcher Geist dort herrsche.¹⁸⁷

So waren nach einem Vierteljahr die Positionen Hanfstaengls und der Reichskanzlei festgeschrieben. Der blieb auf Lüdecke fixiert, wollte partout, dass Hitler diesen öffentlich desavouierte und sich anschliessend

bei ihm, Hanfstaengel, in aller Form entschuldigte. Auf der anderen Seite standen mit Hitler, Goebbels und Göring die politischen Köpfe des Nazi-Regimes, die vor Hanfstaengls «Enthüllungen» heillose Angst hatten. Mit allen Mitteln wollten sie verhindern, dass ihr ehemaliger Auslandspresseschef seine Drohung wahr machte – und zugleich ihr Gesicht nicht verlieren.

Als im November 1937 Lüdeckes Buch ‚I knew Hitler‘ herauskam, sah Hanfstaengl sich in jeder Hinsicht bestätigt. Zwar erkannte er, dass der Autor «sein ganzes Pulver noch nicht verschossen [hat]»¹⁸⁸, und dürfte sich auch im klaren darüber gewesen sein, dass der Erzrivale ihm hier einmal mehr die Wurst vom Brot nahm. Gleichwohl stürzte er sich mit Verve auf die Enthüllungen, um der Partei- und Staatsführung gehörig die Leviten zu lesen: Schliesslich sei er der einzige Nationalsozialist gewesen, der sogar seine Stellung riskiert habe, um dieses «bisexuelle Schwein», das sich nun auch noch als Parteigänger Röhm entpuppt habe, aus Hitlers Mitarbeiterkreis zu entfernen.¹⁸⁹ Er drohte mit der Veröffentlichung seines Lüdecke-Dossiers von 1934, wenn er nicht unverzüglich rehabilitiert werde. Und als sich Hitler davon unbeeindruckt zeigte, verschickte Hanfstaengl an nicht weniger als 45 prominente Nationalsozialisten einen Kurzbericht, in dem unter der Überschrift «I knew Lüdecke» die vermeintlich heikelsten Passagen aus Lüdeckes Buch zusammengefasst waren. Er zielte damit freilich weniger auf diesen selbst als auf jene, «die mich Jahre lang verkannt, verleumdet, bekämpft und schliesslich aus ‚Treue‘ zu Lüdecke um meine Stellung und ins Exil gebracht haben». Es gebe jetzt nur «das Eine: sich bei mir vom ersten bis zum letzten Mann zu entschuldigen»¹⁹⁰.

In einem solch larmoyanten Tonfall erkannte die Nazi-Führung, und insbesondere Hitler, das Bellen des Hundes, der nicht beisst. «Hanfstaengl möchte gern nach Deutschland zurück», prognostizierte Goebbels erleichtert im Januar 1938. «Er hat bisher nichts gegen uns unternommen.»¹⁹¹ Als Hanfstaengl wenig später ausgerechnet den «lieben Herr [n] Himmler» um Unterstützung seines Anliegens bei Hitler bat, brachte dieser den Stand-



Hitler beim Baubeginn der Reichsautobahn Salzburg-Wien im Jahr 1938 in seiner Lieblingspose als «viriler Führer».

punkt des Diktators in Erfahrung: «Hanfstaengl solle bleiben, wo er ist. Führer ist desinteressiert.»¹⁹² Das Äusserste, das der Verstossene bis Ende März 1938 überhaupt noch vom Dritten Reich erwarten konnte, war die Aussicht auf eine straffreie Rückkehr ohne irgendwelche «Genugtuungs»-Forderungen «und lediglich in der Absicht, ein stilles Dasein ohne politische Rolle zu führen».¹⁹³ Für einen zwölfmonatigen nervenaufreibenden Kampf war das ein niederschmetterndes Ergebnis. Allerdings hatte Hanfstaengl seine beste Trumpfkarte, sein Wissen um Hitlers Homosexualität, auch noch nicht ausgespielt, vielleicht aus Skrupel oder aus Angst vor den Konsequenzen, vielleicht auch nur aus Mangel an Gelegenheit.

Die bot sich ihm dann spätestens im April 1938 in Form eines kurzen Artikels in der Zeitschrift ‚The New Republics und Hanfstaengl zögerte keinen Augenblick, sie nach allen Regeln der Erpresserkunst zu nutzen. Es ging um folgenden Satz: «Dr. Hanfstaengl was famous as Hitler’s boyfriend until he became the victim of a palace intrigue.»¹⁹⁴ Die Zuschreibung «Hitler’s boyfriend» war für ihn der willkommene Anlass, endlich den Beleidigungsprozess zu führen, den er schon drei Jahre zuvor wegen der Bezeichnung «Hitler’s Putzy» hatte anstrengen wollen. Nun beabsichtigte er, noch einmal in die Offensive zu gehen, und er war sich sicher, den deutschen Diktator an seinem neuralgischen Punkt zu treffen.

Hanfstaengl fädelte seinen Coup über verschiedene Kanäle ein. Zunächst versuchte er den neuen deutschen Botschafter in London, Herbert von Dirksen, davon zu überzeugen, dass der in Frage stehende Satz eine «schockierende Beleidigung der Wesensart des Führers» beinhalte. Die Verleumdung sei wahrscheinlich erst der Anfang einer grossangelegten Schmutzkampagne interessierter Kreise.¹⁹⁵ Ähnlich äusserte er sich einige Wochen später auch seiner Mutter gegenüber, weil er sie dazu bringen wollte, bei Göring vorstellig zu werden. Der Artikel sei nicht nur eine sehr ernste Herausforderung für ihn selbst, sondern auch für Hitler, denn er «beschädige» dessen «Reputation als Mann». Sollte die deutsche Regierung ihn, Hanfstaengl, im Kampf für seine Ehre im Stich lassen, so würde ihn das zu einem gerichtlichen Vorgehen zwingen, das gewiss

einen riesigen Skandal ins Rollen brächte: «Homosexualität in Verbindung mit A.H. in einem Gerichtssaal! Meine Haare stehen zu Berge, wenn ich an die Presse denke. Aber was kann ich machen?»¹⁹⁶ Die Mutter, die das Heuchlerische im Ansinnen ihres Sohnes sofort erkannte, war entsetzt. Ein Prozess, wie er ihn anstrebe, könne doch nur für alle Beteiligten schlechteste Resultate zeitigen: «Ich kann Deine Aktion nicht verstehen.»¹⁹⁷

Zwei Tage später schrieb ihm dann auch Göring. Er könne ihm als Freund nur dringend raten, umgehend nach Deutschland zurückzukehren. Er dürfe dort unbehelligt leben, darauf gebe er ihm sein Wort als Reichsmarschall. Den besagten Artikel solle er getrost ignorieren; solche «Tintenkulis» könnten die Ehre Hitlers überhaupt nicht tangieren. «Ich glaube, ich muss Dich nicht daran erinnern, dass Du damals selbst Aufzeichnungen der weniger feinen Art über den Führer gemacht hast und der Führer sich deshalb von Dir distanziert hat.» Göring schloss seinen Brief mit der beschwörenden Formel: «Hör auf mit diesem Unsinn! [...] Und komm vor allem von dieser verrückten Prozessiererei los!»¹⁹⁸

Doch dieses Mal liess sich Hanfstaengl weder beirren noch einschüchtern. In einem mit «Heil Hitler» unterzeichneten Antwortbrief an Göring vom 9. September 1938 betonte er zwar seine Loyalität gegenüber Hitler und bot an, der nationalsozialistischen Sache weiter treu zu dienen. Die Voraussetzung dafür jedoch sei ein persönlicher Entschuldigungsbrief Hitlers, in dem dieser ihn bitte, nach Deutschland zurückzukehren, und einen attraktiven Posten anbiete. Erfülle man seine legitimen Ansprüche nicht, so werde er im Ausland bleiben und einen Verleumdungsprozess führen.¹⁹⁹ Als vier Wochen später statt einer Antwort ein Scheck über umgerechnet 20.000 Reichsmark bei der Deutschen Botschaft für ihn einging – zusammen mit der Aufforderung, unverzüglich nach Deutschland zurückzukommen –, wusste Hanfstaengl, dass er den richtigen Ton und den richtigen Nerv getroffen hatte. Er wies das Bestechungsgeld zurück und verschärfte gleichzeitig den Druck, indem er am 17. November 1938 seine Anwälte die Klage gegen den Verleger der ‚New Republic‘ einreichen liess. Scheinheilig schrieb er am näch-

sten Tag an Göring und Ribbentrop, dass nunmehr die «Ehre und das Privatleben des Führers» zur gerichtlichen Verhandlung stünden – und fragte, ob es Instruktionen aus Berlin für sein Verhalten in dieser Sache gebe.²⁰⁰

Diesmal erreichte ihn über Umwege die Nachricht, dass er im Falle einer Rückkehr nach Deutschland auf Lebenszeit eine grosszügig bemessene Pension erhalten werde. Das ermutigte ihn, sich nun direkt an Hitler zu wenden, um diesen weiter zu verunsichern. In einem nur als Entwurf bekannten Schreiben warnte er den «Führer» vor einer «üblen Attacke» der «Gegenpartei», die offensichtlich mit belastendem Material aus Hitlers früherem Freundeskreis geführt werden solle. Nicht zuletzt gehe es dabei auch um die Frage, warum er, Hanfstaengl, die Reichskanzlei verlassen musste. Die jüdische Presse werde sich sicherlich auf den Prozess stürzen und ihn für eine unerbittliche Agitation gegen Hitler nutzen; er selbst werde natürlich, wie bislang auch, alles in seinen Kräften Stehende tun, um Hitlers Ansehen vor «Befleckung» zu schützen.²⁰¹

Eine Antwort auf diese Provokation erhielt Hanfstaengl am 2. Dezember 1938 durch Bodenschatz, Görings rechte Hand. Der richtete aus, dass sein Chef in dem Begriff «boyfriend» keine Beleidigung und schon gar keine sexuelle Anspielung erkennen könne. Es handele sich doch lediglich um den deutschen Begriff «Jugendfreund». Warum also der Prozess? Hanfstaengl erwiderte am 14. Dezember 1938 und redete nun endlich Klartext: In dem Prozess gehe es darum, «ob die Gegenseite in der Lage sei, Beweismaterial für die verleumderische Unterstellung vorzulegen, dass der Führer und ich strafbare Beziehungen im Sinne des § 175 unterhalten haben oder nicht». Da das Beweismaterial wohl kaum erbracht werden könne, bediene sich die Gegenseite gewiss einer indirekten Methode, indem sie homosexuelle Kampfgenossen Hitlers aus früheren Zeiten (Röhm, Heines etc.) oder jetzige moralisch umstrittene Mitarbeiter des «Führers» ins Spiel bringen werde. Seine Aufgabe sei es, Hitlers Ehre gegen derartige Angriffe zu verteidigen. Eine Rücknahme der Klage würde auf das Bekenntnis hinauslaufen, «dass der Führer des Verbrechens der Homosexualität schuldig ist»²⁰².

Das war nun zweifellos ein ungeheuer starkes Geschütz, das Hanfstaengl da in Stellung brachte; so etwas hatte sich aus Hitlers Entourage noch niemand getraut: den «Führer» mit dem Paragraphen 175 in Verbindung zu bringen! Das konnte nur jemand wagen, der dem Zugriff des Regimes entzogen und sich seiner Sache völlig sicher war. Wenn Hitler nicht genau gewusst hätte, dass Hanfstaengl für den Ernstfall auch scharfe Munition besass, wären dessen Briefe reine Lachnummern geblieben, das Phantasieprodukt eines Irren gewesen. Stattdessen wurden sie Gegenstand höchster Geheimdiplomatie und beschäftigten fast die gesamte Nazi-Führung. Mit einem Wort: Hier sah man eine wirkliche Gefahr. Kein Wunder, dass jetzt das Gerücht aufkam, Hanfstaengl erpresse die deutsche Regierung und werde mit Schweigegeldern zufriedengestellt.²⁰³

Bis Ende des Jahres 1938 hatte Hanfstaengl mit seinem erpresserischen Vorgehen schon einiges erreicht, wie er kurz darauf noch einmal durch ein herzliches Schreiben Winifred Wagners erfuhr, die Hitler das Versprechen abgenommen hatte, dass Hanfstaengl bei einer Rückkehr nach Deutschland nicht nur nichts geschehen würde, sondern dass er auch jede Art von Karriere fortsetzen könnte.²⁰⁴ Doch Hanfstaengl war das nicht genug. Er wollte Garantien, und zwar von Hitler persönlich. Deshalb wandte er sich Anfang Februar 1939 erneut mit einem handgeschriebenen Brief an den «Führer»: «Ich bin, wie Sie sehr wohl wissen, vor einiger Zeit der Homosexualität mit Ihnen bezichtigt worden. Da ich nicht willens bin, diese Beleidigung hinzunehmen, habe ich Klage erhoben. Der Termin zur mündlichen Verhandlung ist auf Mitte März festgesetzt. Für die Verhandlung selbst sind zwei Tage vorgesehen.» Er werde, fuhr er fort, dabei unter anderem «über meine früheren und derzeitigen Beziehungen zu Ihnen» Auskunft geben müssen. «Will ich nun im kommenden Prozess meine und damit Ihre Ehre verteidigen, muss ich zum Mindesten wissen, ob ich als ein von Ihnen verleugneter Exilant oder als ein in seiner Ehre und seiner Stellung voll rehabilitierter Nationalsozialist vor Gericht stehe. Sollte ich daher bis Anfang März Ihre diesbezüglichen, eindeutigen Weisungen samt umfassender Rehabilitation nicht in Händen haben, so müsste ich zu meinem Leidwesen

London, Sonntag, den 12. I. 1939

An den Führer und Reichskanzler

Berlin

Sehr geehrter Herr Hitler!

Der 21te Februar, mein 52. Geburtstag ist nunhergeganen.
Ich stehe nunmehr auf der Schwelle meines dritten Jahres
im Exil. . . . Ich hatte gerade
gestern gehofft, ein Zeichen von Ihnen zu erhalten, aus dem
ich hätte entnehmen können, dass mir endlich Gerechtigkeit
& Genugtuung würde. Ich habe ein solches Zeichen nicht
erhalten.

Im Herbst 1934 wurde ich eines Lüdecke
halber von Ihnen, Herr Hitler, aus der Reichskanzlei
verbannt. Zwei Jahre später würde ich — es war am
10. II. 1937, dem Ababend meines 50. ten Geburtstags —
von Ihnen, Herr Hitler, durch Verkündung einer Mission

Zu Nr. 12. 88/199 U.

Einer der handgeschriebenen Drohbriebe von Ernst Hanfstaengl an Hitler.

daraus folgern, dass Sie noch immer nicht gesonnen sind, mir Gerechtigkeit werden zu lassen. Ich müsste aber daraus noch weiterhin den Schluss ziehen, dass Ihnen, Herr Hitler, nicht nur meine seit Jahren bewiesene Anhänglichkeit und Treue, sondern auch meine Ehre und Zukunft total gleichgültige Dinge sind. Sollte sich dies als Ihre Einstellung erweisen, so werde ich wissen, was ich zu tun habe.»²⁰⁵

(2)

nach Salamanca in eine Lage gebracht, derenhalber ich Deutschland zu verlassen gezwungen war. . . .
Zwei weitere Jahre sind seither vergangen, während welchen ich trotz des Vorgefallenen, im Gegensatz zu manchen andern, eine peinlich loyale Haltung eingenommen habe.

Ich bin, wie Sie sehr wohl wissen, vor einiger Zeit der Homosexualität mit Ihnen bezichtigt worden. Da ich nicht willens bin, diese Beleidigung hinzunehmen, habe ich Klage erhoben. Der Termin zur mündlichen Verhandlung ist auf Mitte März festgesetzt. Für die Verhandlung selbst sind zwei Tage vorgesehen.

Ich werde in diesem Prozess u. a. Aufschluss zu geben haben:

- 1) über meine früheren & derzeitigen Beziehungen zu Ihnen;
- 2) über die Gründe meiner Verbannung aus der Reichskanzlei;
- 3) über die Gründe meiner Abreise von Deutschland.

Mit Rücksicht hierauf muss ich Sie, Herr Hitler, nunmehr zum letzten Mal um eine unverzügliche Klärung

Auch dieser Brief war ein Meisterwerk der höheren Erpresserkunst und wurde von allen Beteiligten sofort als solches erkannt. Auf Betreiben Görings, der ihn genausogut hätte verschwinden lassen können, gelangte er zunächst an den Chef der Reichskanzlei, der ihn erst Ende Februar an Hitler weitergab, weshalb Hanfstaengl am 27. Februar 1939 über andere Kanäle noch ein weiteres Schreiben folgen liess, das leider nicht überliefert ist. Gleichviel: Die mächtigsten Männer des Regimes waren im Februar/März 1939 durch Hanfstaengls Drohung auf Trab ge-

(3)

meiner Angelegenheit bitten. Seit vollen zwei Jahren haben mich verschiedene Persönlichkeiten der Partei mit allgemeinen Versicherungen abgesehen gesucht, um mich zur Heimkehr nach Deutschland zu bewegen; die erbetene Rehabilitation durch Sie, Herr Hitler, ist mir jedoch bis zur Stunde konsequent verweigert worden.

Will ich nun im kommenden Prozess meine od. damit Ihre Ehre verteidigen, muss ich zum Mindesten wissen, ob ich als ein von Ihnen verurteilter Exilant oder als ein, in seiner Ehre und seiner Stellung voll rehabilitierter Nationalsozialist vor Gericht stehe. Sollte ich daher bis Anfang März Ihre diesbezüglichen, eingehenden Weisungen sowie umfassender Rehabilitation nicht in Händen haben, so müßte ich zu meinem Leidwesen daraus folgern, daß Sie noch immer nicht geneigt sind mir Gerechtigkeit wider zu lassen. Ich müßte aber daraus noch weiterhin den Schluss ziehen, dass Ihnen, Herr Hitler, nicht nur meine seit Jahren bewiesene Loyalität und Treue sondern auch meine Ehre & Zukunft total gleichgültige Dinge sind. Sollte sich dies als Ihre Einstellung erweisen, so werde ich wissen, was ich zu tun habe.

Mit deutschem Gruß!

Ernst Hanfstaengl

bracht worden, Hitler, Himmler, Göring und deren rechte Hände Bormann, Heydrich und Bodenschatz, der weiterhin die Mittlerdienste versah. Die Zugeständnisse, die man Hanfstaengl «im Auftrag des Führers» schliesslich machte, konnten sich sehen lassen: die Übernahme sämtlicher Kosten, die das unfreiwillige Exil verursacht hatte; die Wiedererlangung einer angemessenen Position im Dritten Reich; keine Sanktionen.²⁰⁶ Hanfstaengl sah sich kurz vor dem Ziel. Nun fehlte als Voraussetzung für seine Rückkehr nach eigenen Worten «nur noch [...] das vom

Führer geschriebene [...] Rehabilitierungsschreiben»²⁰⁷. Doch Hitler wollte zunächst den Prozessbeginn abwarten. Er kannte Hanfstaengl und ging wahrscheinlich davon aus, dass dieser vor Enthüllungen letztlich doch zurückschrecken würde. Und so war es denn auch.

Der Prozess vom 18. und 19. Mai 1939 lief nicht gut für Hanfstaengl. Die betreffende Artikelpassage wurde zwar von der beklagten Partei als möglicherweise herabsetzend bedauert, von einer Sexualdenunziation und von Hitlers Privatleben aber war nicht die Rede. Hanfstaengls Schadensersatzforderung wurde mit der Begründung zurückgewiesen, dass ja gar kein Delikt begangen worden sei. Und so musste der Kläger die Prozesskosten sogar selbst tragen.²⁰⁸ Hanfstaengl hatte sich nicht getraut, den letzten und entscheidenden Schritt zu tun: Die angekündigte Presse-sensation blieb aus. Den Eingeweihten war nun klar, dass seine Drohungen nicht mehr wirken würden. Hanfstaengl freilich brauchte mehr als fünf Wochen, in denen er neue Briefe an Hitler-Vertraute schrieb, bis er das begriff.

Dann wusste er, dass er die Sache überzogen hatte. Und so stand am Ende seiner verzweifelten Bemühung um Hitler ein Brief, der an den Anfang ihrer Beziehung anknüpfte: «Sie kennen mich, Hpr Hitler, und Sie wissen genauso gut wie ich, was mich in den Jahren 1922-1923 zu Ihnen geführt hat: Sie, und Ihnen allein als dem Auserwählten habe ich mich damals verschrieben. Niemand anders hat das Recht einen Anspruch auf meine Loyalität und meinen Gehorsam vorzubringen. So lange, wie es Sie gibt, werde ich nur auf Ihre Stimme hören, und auf keine andere. Nur Sie können mich zurückrufen. Ich schrieb aus meinem Herzensgrund; machen Sie dasselbe. Ich bitte Sie darum.»²⁰⁹

Dass solche persönlichen Töne Hitler immer noch erreichen konnten, beweist ein Schreiben Bormanns an Himmlers Adjutanten Wolff, in dem es heisst, Hitler habe «beabsichtigt, an Hanfstaengl kurz zu schreiben»²¹⁰. Offenbar jedoch war dies nur ein sentimentaler Anflug, denn Hanfstaengl erhielt nie eine Antwort. Aber im September 1939, kurz nachdem er begonnen hatte, Europa mit Krieg zu überziehen, erinnerte sich Hitler dann doch noch einmal an den Fall: «Der Führer bittet, dass

die uns in London vertretende ausländische Mission sofort gebeten wird, sich mit Hanfstaengl in Verbindung zu setzen, um ihn zu veranlassen, nach Deutschland zurückzukehren. Geldmittel in Devisen, auch zur Rückzahlung der Verschuldungen dort, sollen gleich zur Verfügung gestellt werden.»²¹¹ Es war zu spät: Wenige Tage nach Kriegsausbruch wurde Hanfstaengl von den Engländern interniert und später nach Kanada gebracht. Und im Sommer 1942 gab er dann tatsächlich einen beträchtlichen Teil seines Wissens über Hitler preis – dem amerikanischen Geheimdienst.

Epilog

Entkommen in die Geschichte

Ab Mitte der dreissiger Jahre scheint Hitler seine Homosexualität nur noch in sehr sublimen Formen ausgelebt zu haben. Zumindest sind keine Quellen bekannt, die uns für diese Zeit eine ähnlich genaue Rekonstruktion seines Doppellebens erlauben würden, wie dies für die drei vorhergehenden Jahrzehnte möglich ist.

Über Albert Speer hat man gesagt, er sei Hitlers «unglückliche Liebe» gewesen, aber die hinter dieser Formulierung stehende Geschichte ist alles andere als transparent.¹ Unbestreitbar: Einige Zeitzeugnisse legen nahe, dass die Beziehung zwischen dem «Führer» und seinem Chefarchitekten mehr als bloss Freundschaft und Architektur-Schwärmerei war. Für den Schriftsteller Günther Weisenborn etwa, der die beiden im Sommer 1939 im Saal des Münchner Künstlerhauses beobachtete, «sah Speer eine Art Bewunderter, Geliebter» von Hitler zu sein; der Diktator sei ihm in auffälliger Weise zugetan gewesen und habe ihn anders behandelt als seine sonstigen Paladine.² Doch der Historiker Joachim Fest, der die Biographie Speers wohl am besten kennt, warnt vor zu weitreichenden Schlussfolgerungen: «Als ich ihn [Speer – L.M.] einmal auf die homoerotische Beziehung zu Hitler ansprach, da hat er sehr unwillig reagiert. Er hat wohl vermutet, ich wollte auf ein homosexuelles Verhältnis anspielen. Das ist natürlich ganz sicher nicht der Fall gewesen. Aber ich glaube, er hat sich darüber nie Rechenschaft abgelegt. Und es gibt auch in seinen Erinnerungen nicht den geringsten Hinweis darauf, dass er [...] diesen Charakter ihres gegenseitigen Verhältnisses erkannt hat.»³ Fest spricht von einer «zweifelloso homoerotischen Männerfreundschaft», in der Speer der Dominantere, Stärkere und Hitler der Abhängigere, Schwächere gewesen sei, aber er insistiert darauf, dass

Liebling die «erotische Komponente seltsamerweise nicht wahrgenommen [hat], die zwischen ihnen im Spiel war».⁴ Vielleicht hat sich Hitler nach der barbarischen Abrechnung mit Röhm ja tatsächlich diszipliniert, vielleicht war Speer die Wahrheit aber auch schlicht zu peinlich. So wird es bei Mutmassungen darüber bleiben müssen, in welcher Weise und in welchem Grad das Verhältnis von Hitler und Speer «homoerotisch» geprägt war.

Eines aber ist sicher: Die grosse Emotionalität ihrer Freundschaft zahlte sich für Hitler politisch aus, bis zum «Endkampf». Als Rüstungsminister trug Speer wesentlich dazu bei, die sich abzeichnende totale Niederlage des Regimes hinauszuzögern,⁵ und als er mit dem Diktator 1945 wegen des sogenannten Nerobefehls – im Frühjahr hatte es Order gegeben, bei militärischen Rückzügen auch im Heimatland «verbrannte Erde» zu hinterlassen – in Konflikt geriet, lenkte er nach einer persönlichen Unterredung doch wieder ein, und überhaupt unterstützte Speer Hitler im grossen und ganzen in dessen ebenso unsinnigem wie verbrecherischem Durchhalte wahn. Zu einem Bruch ist es nie gekommen, im Gegenteil: Noch am 19. März 1945 hat Hitler ihm bei ihrer vorletzten Begegnung ein Erinnerungsfoto mit der Versicherung «immerwährender Freundschaft» überreicht. Und wenige Tage vor Hitlers Selbstmord schlug sich Speer aus, wie er sagt, «romantischen» Beweggründen zum bereits umkämpften Führerbunker im Zentrum Berlins durch, um dem besiegten Gewaltherrscher seine persönliche Loyalität zu bekunden. Ausgerechnet diese Geste, eine bizarre Mischung aus Unterwerfung, Abschied und Liebesbeweis, soll Hitler noch einmal zu Tränen gerührt haben.⁶ War sie eine letzte Inszenierung oder der sentimentale Schlusspunkt einer homoerotischen Lebenslinie? Beides ist denkbar.

Dieses Schlaglicht wäre der Schluss unserer Darstellung, wenn es nicht hier noch eine andere Beziehung zu berücksichtigen gäbe, die ebenfalls Mitte der dreissiger Jahre verbindliche Formen annahm, um dann im Frühjahr 1945 unter dramatischen Umständen an ein für beide Seiten



Hitler und sein «Favorit» Albert Speer in einem Moment sichtbarer Verstimmung.
Die Aufnahme entstand auf dem Obersalzberg, vermutlich im Sommer 1939.

tödliches Ende zu gelangen: Hitlers Beziehung zu einer Frau, zu Eva Braun.

Um es vorwegzunehmen: Eva Braun scheint die einzige von Hitlers Frauen gewesen zu sein, die sich der Rolle, die sie zu spielen hatte, mehr oder weniger bewusst gewesen ist. Vielleicht brachte sie dafür sogar echtes Talent mit – ihr Kindheitstraum war, Schauspielerin zu werden. Das Posieren wenigstens hat sie bei ihrem ersten Arbeitgeber Heinrich Hoffmann lernen können, und Hitlers Hoffotograf war es auch, der die beiden um 1930 miteinander «verkuppelte». Bis zu ihrem ersten Selbstmordversuch im Jahre 1932 dürfte Hitler der Liaison nicht allzu grosse Bedeutung beigemessen haben, und danach, als er ihr nicht nur eine Münchner Villa, sondern auch mehr Aufmerksamkeit schenkte, musste er wieder zu der Pathosformel von seiner historischen Mission greifen,

um weitere Begehrllichkeiten der 20jährigen abzuwehren und die hoffnungsvolle «Braut» hinzuhalten.

Erst 1936, als er Eva Braun in der Fassadenwelt seiner «bürgerlichen» Privatexistenz auf dem «Berghof» einen festen Platz einräumte, scheint sich sein «Tschapperl» in ihr Schicksal gefügt zu haben. Darauf jedenfalls deuten Gespräche hin, die sie mit Hitlers Dolmetscher Eugen Dollmann geführt hat: «Er ist ein Heiliger», soll sie zu Dollmann gesagt haben, «schon der Gedanke an einen körperlichen Kontakt würde für ihn eine Befleckung seiner Mission bedeuten.» Nur zu oft habe Hitler ihr auseinandergesetzt, «dass seine einzige Liebe Deutschland sei und dass ein Vergessen, wenn auch nur für einen kurzen Moment, die mystische Energie seiner Mission zerstören würde». Aber an gleicher Stelle zitiert Dollmann Hitlers spätere Frau auch mit den Worten: «Immer die Mission, die Mission, die Mission, das Opfer und die Entsagung. Auf diese Weise haben wir das reine Männerreich geschaffen. Natürlich glauben die Leute, dass mein Leben [an Hitlers Seite] ganz anders abläuft – wenn die wüssten.»⁷ Spätestens 1938 dürfte ihr klar gewesen sein, für welche Inszenierung sie benötigt wurde. Dass sie die Rolle der «Mätresse» trotzdem annahm und sogar recht gut spielte, verweist auf ihre Unfähigkeit, ein selbstbestimmtes Leben zu führen.

Und Hitler? Bei der Beziehung zu Eva Braun handelte es sich um die endlich geglückte Realisierung eines Wunsches, den er seit langem hegte: ein platonisches Konkubinat. Mit der jungen, hübschen Angestellten aus dem Hoffmannschen Fotoatelier setzte er fort, was er schon mit Geli Raubal begonnen hatte, nur mit dem Unterschied, dass er die Sache diesmal zu verbergen schien. Es gab allerdings von Beginn an «Mitwisser», die die Verbindung schnell zum offenen Geheimnis machten. Und das war auch ganz im Sinne Hitlers.

Dieses Modell erlaubte Hitler, ein wenig näher an etwas wie «Normalität» heranzukommen. Er hatte nun eine «Freundin», die ihm zuhörte, sich um ihn kümmerte und doch so zurückhaltend und diskret blieb, wie es seinen Vorgaben entsprach. So banal und trivial es klingen mag: Hitler verschaffte sich hier manche Atempause.

Insofern spiegelt das persönliche Engagement, mit dem er seinen privaten Mikrokosmos in den Griff zu bekommen und zu halten suchte, nur wider, worauf er es auch in der Welt der Politik anlegte, nämlich fremde Ressourcen zum eigenen Vorteil auszubeuten. Am unverblühtesten tritt das in seinem Spruch zutage: «Einem Mann muss es möglich sein, jedem Mädchen seinen Stempel aufzudrücken. Die Frau will auch nichts anderes.»⁸ Der Sieg, den Hitler in Anwendung dieses Prinzips über ein so schlichtes Gemüt wie Eva Braun errang, ist in seiner Lebensbilanz vielleicht nicht besonders hoch zu veranschlagen, aber doch unbedingt symptomatisch. Symptomatisch für seine immer wieder angewandte Doppelstrategie, Menschen durch Verzauberung und Unterwerfung in seine Gewalt zu bringen.

Bezeichnend für die seltsame Unbestimmtheit, die zwischen Eva Braun und Hitler herrschte, ist auch die ausweichende Antwort, die sein Vertrauter Schaub in einer Vernehmung nach dem Krieg auf die Frage gab, warum der «Führer» sein «Fräulein Braun» erst in den letzten Stunden im Führerbunker geheiratet habe: «Das war seine Auffassung so, wir haben uns oft gefragt, warum, wir haben das nicht verstanden. Wir waren doch auch verheiratet und nicht bei unseren Frauen. Er hat eben seine eigenen Gedanken gehabt [...], sonst kann ich darüber nichts sagen.» Und auf die Nachfrage, was denn Hitlers «eigene Gedanken» gewesen seien: «Er hat sich nicht ausgelassen, warum. Ins Detail ist er nie gegangen.» – «Hat er sie sehr geliebt?» – «Er hat sie sehr gern gehabt.» – «Was heisst das, [...] wenn Sie in München sagen ‚Er hat sie gern gehabt Hat er sie geliebt?‘ – «Er hat sie lieb gehabt.»⁹ Man mochte sich.

Herbert Döring, Verwalter auf dem Obersalzberg, erinnert sich ebenfalls nur an eine «dahinplätschernde, gute Bekanntschaft, mit Höhen und Tiefen». Gefragt, ob das Verhältnis auch sexueller Natur gewesen sei, erwidert er: «Nein, das hat's nie gegeben, soweit ist dieses Verhältnis nie gegangen. Niemals! Niemals!»¹⁰ Ähnlich Heinrich Hoffmann: «Bei dem geflüsterten Klatsch, der in der Umgebung Hitlers herrschte, hätte ich eigentlich etwas hören müssen, und sei es nur von den Zimmermäd-

chen.»¹¹ Eine Reihe weiterer Zeugnisse erhärtet diese Vermutung,¹² und dass Eva Braun der Aussenwelt etwas anderes vormachte, steht dazu nicht im Widerspruch. Alles andere hätte ja nicht nur Hitler kompromittiert, sondern auch ihre eigene Würde als Frau noch mehr verletzt, als ihre Lebenswirklichkeit es ohnehin schon tat.

Somit hat Hans Severus Ziegler die Beziehung wohl recht zutreffend charakterisiert, als er von Hitlers «fast väterlich-freundschaftlicher Art» Eva Braun gegenüber sprach. «Eva Braun», so Ziegler, «ist, wie sich Männer ritterlich-kameradschaftlichen Empfindens öfter ausdrücken, ‚ein feiner Kerl‘ gewesen, den jeder gut leiden konnte.»¹³ Mehr nicht. Aber immerhin ein weiblicher «Kerl», und das war entscheidend. Bei Bedarf sollte sie in seiner Nähe sein, so wie er es ja stets auch von seiner Nichte verlangt hatte, und überhaupt darf man annehmen, dass sie ihn stark an Geli Raubal erinnert hat, in ihrer jugendlichen Unbekümmertheit etwa oder in ihrer Sportbegeisterung. Nicht umsonst ist von Braun wie von Raubal gesagt worden, sie sei ein «wildes Kind» gewesen, und ein Bekannter aus Eva Brauns Jugendzeit meinte sogar, an ihr «sei ein Junge verlorengegangen»: Nie habe sie mit Jungs geflirtet, ausserdem habe sie grossen Spass an Verkleidungen gehabt und sei mit Vorliebe in «Hosenrollen» geschlüpft.¹⁴ Auch arbeitete sie, so scheint es, bewusst daran, die Hitler-Nichte nachzuahmen, bis in Frisur und Kleidung hinein.

Als Gefährtin des «Führers» indessen habe Eva Braun, wie Hitlers Sekretärin Christa Schroeder monierte, im Grunde zu wenig Format gehabt. «Aber sie genügt mir!» sagte Hitler.¹⁵ Und Eva Braun hatte sich durch die teilweise Legalisierung des Verhältnisses im Jahr 1936 zudem beschwichtigen lassen; sie war zu der Einsicht gelangt, dass ihre Situation als «Freundin» Hitlers «gute Seiten und Vorteile» hatte. «Stellen Sie sich nur vor», sagte sie in einem Anflug von lebensklugem Zynismus zu Dollmann, «wie bequem es für eine Frau ist, nie eifersüchtig auf eine andere sein zu müssen.»¹⁶ Trotzdem war Eva Braun lange Zeit eifersüchtig gewesen, und sie hatte schrecklich gelitten, wie ihre beiden Selbstmordversuche zeigen. Doch irgendwann merkte sie wohl, dass sie



Hitler mit «Fräulein Braun» auf der Freitreppe des Berghofs, vermutlich wenige Monate vor ihrer obskuren Hochzeit.

mit ihrer Eifersucht einem Phantom aufgesessen war, und versuchte von da an, das Beste aus ihrer Lage zu machen. Ihren Kummer, nicht wirklich geliebt zu werden, überwand sie womöglich im Kreis ihrer Freundinnen, wie sie überhaupt alle Möglichkeiten zur Kompensation nutzte, die ihr zur Verfügung standen.

Hitler wird dergleichen nicht weiter beunruhigt haben. Solange Eva Braun den Schein wahrte und es so aussah, als ob sie seine Geliebte sei, war ihm ihre Lebensweise nicht allzu wichtig. Sie durfte das verwöhnte Kind spielen und sich mit allem möglichen ausstaffieren, mit Schmuck,

mit schönen Kleidern, mit Schuhen von Ferragamo. So lebte auch sie eine Art Doppelleben: Hitler liebte sie nicht, entschädigte sie aber mit mancherlei Zuwendungen und liess ihr die Freiheit, sich nach Lust und Laune zu vergnügen – nur nicht mit anderen Männern. Insofern, so liess sie sich sagen, wurde sie zu einer echten Partnerin des «Führers»: Gemeinsam bedienten sie die Chimäre einer entsagungsvollen Liebesbeziehung.

1945 war Hitlers «Mission» definitiv gescheitert. Gleichwohl verstand er es auch jetzt noch, der Beziehung zu Eva Braun einen Sinn abzugewinnen: Er wollte, dass das von ihm geschaffene Trugbild auch nach seinem Tod – der Selbstmord war bereits fest geplant – bestehen blieb, und so erhielt die mehr als ein Jahrzehnt währende Partnerschaft für die Nachwelt noch die höheren Weihen einer «richtigen» Ehe – einer Ehe freilich, die nie vollzogen wurde. Dazu war die späte Vermählung nicht bloss eine Belohnung Eva Brauns für treue Dienste am Hitler-Mythos, sondern lieferte ebendiesem Mythos gleichzeitig einen weiteren wichtigen Baustein – eine letzte geniale Lüge. So nämlich umgab den zum Gatten gewordenen «Führer» am Ende seines Lebens doch noch ein Hauch von Normalität. Mit Hans Blüher gesprochen: «Seine Trauung in extremis muss eine mechanische Rückbesinnung auf bürgerliche Ehrbarkeit gewesen sein – sie erscheint uns als Schlusseffekt der tragischen Kömodie, die er der Welt vorgespielt hatte.»¹⁷

Bis zur «Machtergreifung» stand Hitlers Leben hauptsächlich unter dem Diktat seines Verfolgungswahns. Schon 1924 glaubte er zu wissen, dass «mir heute durch meine politischen Gegner in liebevoller Aufmerksamkeit mein Leben durchprüft wird bis in die Zeit meiner [...] Jugend». Und er sah dabei «Raubritter» am Werk, die in «infame[r] jüdische[r] Art [...] bis in die geheimsten Familienangelegenheiten hineinschnüffeln und nicht eher ruhen, als bis [ihr] Trüffelsuchinstinkt irgendeinen armseligen Vorfall aufstöbert, der dann bestimmt ist, dem unglücklichen Opfer den Garaus zu machen»¹⁸. Als er sich 1933 gegen die «Ehrabschneider» unter seinen politischen Gegnern und 1934 gegen die Erpresser aus dem

eigenen Lager durchgesetzt hatte, wurde aus seinem Verfolgungswahn Grössenwahn. Fortan arbeitete er fieberhaft an der Verwirklichung seiner Welteroberungs- und Rassenvernichtungspläne. Die Folgen sind bekannt. Seine private Existenz geriet dabei mehr und mehr aus dem Blickfeld, wurde aber auch besser abgeschirmt als je zuvor. Ab 1936 war der Schutz seiner Privatsphäre nahezu perfekt, und wenn man von den erpresserischen Provokationen im Stile Lüdeckes und Hanfstaengls absieht, durfte sich der Diktator jetzt einigermaßen sicher fühlen.

Es war der nahende Zusammenbruch im Frühjahr 1945, der Hitler wieder auf das Kardinalproblem seines Daseins zurückwarf: sich verstellen, sich tarnen zu müssen. Mit dem Selbstmord und dem Befehl, seine Leiche zu verbrennen, war es nicht getan; erst durch die systematische Vernichtung seiner Privatpapiere beziehungsweise der von ihm beschlagnahmten Akten, durch die Hochzeit mit Eva Braun, durch sein Testament und vor allem durch die masslose Zerstörung, die er zu verantworten hatte, konnte er die Züge seiner Privatperson verwischen wie noch kein Herrscher zuvor. Damit ist er in die Geschichte entkommen – und als Menetekel zurückgekehrt. Doch dies darf nicht das letzte Wort sein: Wenn wir Hitlers Leben Geheimnisse entreissen können, so müssen wir es tun.

Nachbemerkung

Hitlers Homosexualität ist in der politischen Geschichte des 20. Jahrhunderts eines der letzten tabuisierten Themen. Das Nichtwissenwollen, ja das merkwürdige Phänomen der Diskursverweigerung zieht sich von der unmittelbaren Nachkriegszeit bis heute.

1949 erschienen in Italien die Erinnerungen von Eugen Dollmann unter dem wenig sensationsheischenden Titel ‚Roma Nazista‘¹. Es war nicht die wissenschaftliche Reputation des gelehrten Historikers, die den Verlag bewog, diese Memoiren zu veröffentlichen; es war das Insiderwissen eines der einflussreichsten Repräsentanten, die das Dritte Reich zwischen 1938 und 1945 in Rom hatte. Dollmann war nicht nur persönlicher Beauftragter Himmlers, sondern auch eine Art Vertrauensdolmetscher Hitlers, insbesondere bei dessen Unterredungen mit Mussolini. Er wusste viel und war – anders als die meisten Mitwisser, die überlebt hatten – auch bereit, einiges davon der Nachwelt preiszugeben. Das machte sein Buch brisant und zu einem Erfolg – allerdings nur in Italien.

Der Rezensent des ‚Corriere della Sera‘ sah in Dollmann «eine wahre und wirkliche Graue Eminenz». Seine Memoiren seien «ein wertvolles Zeugnis» und vor allem deshalb von so grossem Nutzen, weil sie uns das «äussere und innere Wesen bekannter Persönlichkeiten» schilderten, und zwar «auf dem Wege messerscharfer Enthüllungen und mit Kommentaren, die von einem tiefen psychologischen Studium Zeugnis geben».² Gleich im ersten Kapitel kommt Dollmann auf Hitlers Homosexualität zu sprechen.³ Als einer der wenigen, der erklärermassen «das delikateste Geheimnis in Hitlers Leben kannte», fühlte er sich verpflichtet, diese «grundlegenden Fakten offenzulegen». Einschränkend fügte er

sogleich hinzu: «Es konnte nicht meine Aufgabe sein, die mass-losen Verirrungen des nationalsozialistischen Diktators in seiner ersten Lebenshälfte zu beleuchten [...]. Wenn überhaupt, dann wäre dies die Aufgabe ganz anderer Kenner der intimen Geheimnisse des Führers gewesen.»⁴ Die damals noch lebenden «Kenner» werden Dollmanns Aufforderung, sofern sie sein Buch überhaupt kannten, wahrscheinlich als Zumutung empfunden und sich darin bestärkt gefühlt haben, ihr Geheimwissen strikt zu leugnen. Allein Hans Blüher, der bis 1934 einflussreiche Sexualtheoretiker und Apologet der Homoerotik, besass 1949 den Mut, den homosexuellen Kontext von Hitlers Karriere anzusprechen.⁵

Im Bereich der Kunst war es Jean Genet, der mit seinem Roman ‚Pompes Funèbres‘ 1947 das Thema aufgriff.⁶ In drastischer Weise zeichnet er Hitler als «Tunte». Genet suchte die Provokation, um damit zu schonungsloser Offenheit aufzufordern. Dasselbe hatte Fritz von Unruh in dem 1947 erschienenen Roman ‚Der nie verlor‘ im Sinn;⁷ sein ebenfalls stark sexualisiertes Hitler-Porträt beruhte allerdings nicht allein auf fiktionalen Elementen, sondern auch auf eigenem Erfahrungswissen. Unruh hatte lange zum persönlichen Kreis um die Hohenzollern-Prinzen Oskar und August Wilhelm gehört und wusste, wovon er redete.⁸ Doch obwohl der Autor im Nachwort ausdrücklich darum bat, die Stimme, die er dem Diktator gegeben hatte, als «Memento» zu hören, hat seine dichterische Rekonstruktion des «wahren» Hitler keine öffentliche Kontroverse ausgelöst.⁹ Wenn man ihn überhaupt beachtete, so wurde er verspottet.

All das war symptomatisch. Dollmanns Buch ist nie in deutscher Sprache erschienen, der erst 1980 verstorbene Autor nie befragt worden. Dabei hätte seine Darstellung Anstoss für weitere Nachforschungen sein können, ja müssen. Aber die «Vergangenheitspolitik» noch der späten Bundesrepublik war in diesem Punkt auf Verdrängung gerichtet, und die Erinnerung an den «Führer» selbst wollte man erst recht abschütteln. Deshalb löste auch Erich Ebermayer, der 1959 mit seiner Tagebuchveröffentlichung erneut Hitlers Sexualleben zur Sprache brachte, keine Diskussion aus.¹⁰

Zudem müssen damals viele die Vorstellung, nicht bloss einem politischen Verbrecher, sondern einem – im sexualmoralischen Verständnis der Adenauer-Zeit – «Perversen» hinterhergelaufen zu sein, als unerträglich empfunden haben. Das hätte die Schande der ohnehin schon unverzeihlichen Gefolgschaft um ein Stigma ergänzt, das die Schmach auf alle Zeiten zu besiegen drohte. Womöglich hat sich aber auch die Vorstellung von Hitler als diabolischem Verführer so fest im kollektiven Gedächtnis verwurzelt, dass der Gedanke seiner Homosexualität, wo immer er zur Sprache kam, sogleich verbannt wurde. Insofern war das Nichtwissenwollen integraler Bestandteil der nationalen Psyche der Nachkriegsdeutschen – die kollektive Weigerung, weitere Identitätszerstörungen zuzulassen.

So wurde das Tabu von einer Gesellschaft von Mitläufern als ein letzter Ausdruck dafür aufrechterhalten, dass die Deutschen ihrem «Führer»-Glauben noch immer nicht ganz abgeschworen hatten. Man suchte und fand in Hitlers Biographie «nur» das, was man wissen *'wollte'*, die politisch-ideologischen Gründe und bestenfalls noch die eine oder andere psychopathologische Ursache für seinen Aufstieg und sein katastrophales Scheitern. Dazu passte, dass in der Wissenschaft der Zeit die Beschäftigung mit der «persönlichen» Dimension historischen Geschehens nicht sonderlich geschätzt wurde. Viel hat sich seitdem verändert, aber wer glaubt, das gelte auch für Hitlers Homosexualität, täuscht sich. Dollmann, Ebermayer, das alles liegt heute lange zurück und ist dennoch – der neueste Stand der Dinge. Dies zeigte erst jüngst die Resonanz, die Manfred Koch-Hillebrecht mit seinem Buch «Homo Hitler» gefunden hat, nämlich: gar keine.¹¹ Gewiss, die These des Werkes ist nicht nur vom Ansatz her verfehlt, sie ist auch gefährlich: Hitlers Vernichtungspolitik lässt sich *nicht* aus dessen verdrängter Homosexualität erklären. Ausserdem sind die Mutmassungen des Autors weder lebensgeschichtlich vermittelt noch aus quellenkritischer Analyse geschöpft. Dennoch hat er einige Indizien für Hitlers «Homosexualität» zusammengetragen, die die Zuschreibung an sich nicht völlig absurd erscheinen lassen. Warum, fragt man sich, hat sich an alledem keinerlei Diskussion entzündet?

Mit einer Fortschreibung dieses Nachkriegstabus ist der kritischen Auseinandersetzung mit Hitler nicht gedient. Hitlers Veranlagung liefert nicht *den* Schlüssel zu seiner Vita, aber das Wissen um sie eröffnet neue Deutungsmöglichkeiten. Deutungsmöglichkeiten, die Hitlers Schuld und Hitlers Verbrechen in keinster Weise mindern, seine Politik in kein besseres Licht setzen, diese in Teilen jedoch präziser erklären können. Und zuletzt: Das Private kann hochpolitisch sein. Einen besseren Beweis als den, den Hitler mit seiner Lebensgeschichte erbringt, dürfte es dafür nicht geben.

Anhang

Anmerkungen

Einleitung

- 1 Joachim Fest, Hitler. Eine Biographie, München 2000 (3. Auflage der Neuausgabe 1995), S. 13.
- 2 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 1.10.1998.
- 3 Ebd.
- 4 So Hans-Ulrich Wehler in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 23.11.1995.
- 5 Vgl. Guido Knopp, Hitler. Eine Bilanz, München 1997, S. 9.
- 6 John Lukacs, Hitler. Geschichte und Geschichtsschreibung, München 1997, S. 75.
- 7 Ron Rosenbaum, Die Hitler-Debatte. Auf der Suche nach dem Ursprung des Bösen, München/Wien 1999, S. 11.
- 8 Robert Goldmann hat dieses Credo jüngst noch einmal in folgende Worte gefasst: «Das grosse Verbrechen der dreissiger und vierziger Jahre ‚rational‘ zu erklären [...] führt zur Verletzung des Andenkens und zur Entehrung der Geschichte. Trotz aller Versuche der Erklärung wird es unverständlich bleiben. Und gerade durch diese erdrückende Unverständlichkeit kann es neuem Unglück vorbeugen.» Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 31.7. 2000.
- 9 Alan Bullock, Hitler. Eine Studie über Tyrannei, Kronberg 1977 (Neuausgabe der Ausgabe Düsseldorf 1967). Der Titel der englischsprachigen Originalausgabe von 1952 lautet: Hitler. A Study in Tyranny.
- 10 Ebd., S. 358.
- 11 Ebd., S. VIII.
- 12 Alan Bullock, Hitler und Stalin. Parallele Leben, Berlin 1991, S. 196 ff. und 461.
- 13 Ebd., S. 1258 f.
- 14 Rosenbaum, Die Hitler-Debatte, S. 285.
- 15 Bullock, Hitler und Stalin, S. 947.
- 16 Fest, Hitler, S. 19. Siehe auch ebd. das zweite Kapitel des sechsten Buches (S. 724-769), das explizit den «Blick auf eine Unperson» eröffnet.

- 17 Ebd., S. 5 und 29.
- 18 Ebd., S. 67.
- 19 Ebd., S. 69.
- 20 Ebd., S. 467.
- 21 Ebd., S. 13.
- 22 Siehe hierzu Rosenbaum, Die Hitler-Debatte, S. 211 ff.
- 23 Douglas M. Kelley, Twenty-Two Celis in Nuremberg. A Psychiatrist Examines the Nazi-Criminals, New York 1972, S. 235 f.
- 24 Bela Grunberger/Pierre Dessuant, Narzissmus, Christentum und Antisemitismus, Stuttgart 2000, S. 451 ff.
- 25 Rosenbaum, Die Hitler-Debatte, S. 263.
- 26 Als Beispiel für diesen Versuch ziehe ich zwei exemplarische Aufsätze heran: Hans Mommsen, Adolf Hitler in der Sicht von Gefolgsleuten und Zeitgenossen. Anmerkungen zur Hitlerismus-Debatte, in: ders., Von Weimar nach Auschwitz. Zur Geschichte Deutschlands in der Weltkriegsepoche, Stuttgart 1999, S. 73-91 (ursprünglich in: Jahrbuch des Wissenschaftskollegs zu Berlin 1983/84, Berlin 1985, S. 229-246); ders., Hitlers Stellung im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, in: ders., Von Weimar nach Auschwitz, S. 214-247 (ursprünglich in: Gerhard Hirschfeld/Lothar Kettenacker, Der «Führerstaat»: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches, Stuttgart 1981, S. 43-72).
- 27 Mommsen, Hitlers Stellung im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, S. 246.
- 28 Ian Kershaw, Hitler, Bd. 1:1889-1936, Stuttgart 1998; ders., Hitler, Bd. 2: 1936-1945, Stuttgart 2000.
- 29 Ebd., S. 2 2f.
- 30 Ebd., S. 23.
- 31 Spiegel-Interview, Nr. 34/2000, S. 63.
- 32 Klaus Hildebrand, Nichts Neues über Hitler. Ian Kershaws zünftige Biographie über den deutschen Diktator, in: Historische Zeitschrift, Bd. 270 (2000), S. 389-397.
- 33 Paul Matussek/Peter Matussek/Jan Marbach, Hitler. Karriere eines Wahns, München 2000, bes. S. 25 ff.
- 34 Ebd., S. 9.
- 35 Ludolf Herbst, Der Fall Hitler – Inszenierungskunst und Charismapolitik, in: Wilfried Nippel (Hg.), Virtuosen der Macht, München 2000, S. 172 ff.
- 36 Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 22.
- 37 Stephan Porombka, Felix Krulls Erben. Die Geschichte der Hochstaplei im 20. Jahrhundert, Berlin 2001, S. 88 ff.
- 38 Vom 7.10.1998.
- 39 Vom 6.12.1998.
- 40 Vom 29.10.1998.

- 41 Vom 10./11.10.1998.
- 42 So die treffende Beobachtung der Interviewer (Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 1.10.1998).
- 43 Hieran ist Manfred Koch-Hillebrecht mit seinem ‚Homo Hitler‘, München 1999, gescheitert – ganz abgesehen von den völlig überzogenen historisch-politischen Schlussfolgerungen, die er aus seinen Befunden ableiten zu können meint.
- 44 Hierzu sowie zum folgenden vgl. die Einleitung von Bernd-Ulrich Hergemöller zu dem von ihm herausgegebenen Handbuch: Mann für Mann. Biographisches Lexikon zur Geschichte von Freundesliebe und männlicher Sexualität im deutschen Sprachraum, Hamburg 1998, S. 35 ff.
- 45 Vgl. Helmut Blazek, Rosa Zeiten für Rosa Liebe. Geschichte der Homosexualität, Frankfurt a.M. 1996.
- 46 Selbst bei nicht privaten Dingen, wie etwa Hitlers Regierungstätigkeit, mangelt es an authentischen Quellen. Vgl. die Einleitung von Martin Moll zu der von ihm herausgegebenen Edition «Führer-Erlasse» 1939-1945, Stuttgart 1997, S. 9ff.
- 47 Vgl. Henry Picker, Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, Wiesbaden 1983, S. 117 f.
- 48 Ernst Hanfstaengl, Zwischen Weissem und Braunem Haus. Memoiren eines politischen Aussenseiters, München 1970, S. 63.
- 49 Vgl. hierzu bereits Ernst Deuerlein (Hg.), Der Hitler-Putsch, Stuttgart 1962, S. 117 ff.; ausserdem An ton Joachimsthaler, Hitlers Weg begann in München 1913-1923, München 2000, S. 34 f. und 361; Harry Slapnicka, Hitler und Oberösterreich, Grünbach 1998, S. 102 ff.; ‚Der letzte Befehl‘ (Manuskript), in: IfZ München, ED 203 (Schaub), Bd. 2.
- 50 Hitler gegenüber Otto Wagener, zit. nach Henry Ashby Turner (Hg.), Hitler aus nächster Nähe. Aufzeichnungen eines Vertrauten, Frankfurt a.M. 1978, S. 392.
- 51 Rosenbaum, Die Hitler-Debatte, S. 127 f.
- 52 Albert Speer, «Alles, was ich weiss.» Aus unbekanntenen Geheimdienstprotokollen vom Sommer 1945, hrsg. von Ulrich Schlie, München 1999, S. 39bzw. 49.

Erstes Kapitel

- 1 Vgl. zu Hitlers Jugendzeit am einschlägigsten: Franz Je tzingler, Hitlers Jugend. Phantasien, Lügen – und die Wahrheit, Wien 1956; Bradley F. Smith, Adolf Hitler. His Family, Childhood and Youth, Stanford 1967; Joachimsthaler, Hitlers Weg begann in München;

- Brigitte Hamann, *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*, München/Zürich 1997.
- 2 Die Darstellung folgt hier den Angaben von Hamann und Joachimsthaler, die auf den entsprechenden »harten« Quellen basieren.
 - 3 Befund der Stellungskommission vom 5. 2. 1914, zit. nach Jetzinger, *Hitlers Jugend*, S. 265.
 - 4 Zu Hitlers »Stellungsflucht« vgl. ebd., S. 253–272.
 - 5 Vgl. Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 81, sowie Abdruck des Meldezettels, ebd., S. 20.
 - 6 Vgl. ebd., S. 105 ff.
 - 7 Hier erweisen sich die empirischen Arbeiten des Sexualforschers Magnus Hirschfeld als ausgesprochener Glücksfall. Insbesondere die 1914 erschienene Studie »Die Homosexualität des Mannes und des Weibes« erhellt die Situation der Homosexuellen zu Beginn des 20. Jahrhunderts und gewährt uns einen aufschlußreichen Einblick in das soziokulturelle Umfeld; im folgenden nach: Magnus Hirschfeld, *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*, Berlin 1920 (zweite, unveränderte Auflage).
 - 8 Fritz Redlich, *Diagnosis of a Destructive Prophet*, New York/Oxford 1999, S. 281 ff.
 - 9 Hierzu Slapnicka, *Hitler und Oberösterreich*, S. 102 ff.
 - 10 Postkarte von Kubizek an Jetzinger vom 11. 6. 1949, in: OÖLA Linz, Zl. 2489/36–1956 (Jetzinger-Materialien), Nr. 64.
 - 11 Sofern nicht anders angegeben, folgt die Kurzbiographie den Angaben von Kubizek im Nachwort seines Buches: *Adolf Hitler. Mein Jugendfreund*, Graz/Göttingen 1953.
 - 12 Vgl. Kubizeks »Ausbildungswerdegang«, Anlage zum Brief an Jetzinger vom 16. 8. 1949, in: OÖLA Linz, Zl. 2489/36–1956, Nr. 64. – In seinem Buch gibt Kubizek an, im Oktober 1912 sein Studium beendet zu haben (S. 319).
 - 13 So die schriftliche Auskunft des Stadtarchivs Eferding vom 17. 7. 2000. Hamann nennt dagegen als Hochzeitstermin den 1. August (S. 78). – Über Kubizeks Frau und über sein Eheleben ist weiter nichts in Erfahrung zu bringen.
 - 14 Kubizeks »Ausbildungswerdegang«, Anlage zum Brief an Jetzinger vom 16. 8. 1949, in: OÖLA Linz, Zl. 2489/36–1956, Nr. 64.
 - 15 Vernehmung vor dem Bezirksgericht Eferding am 4. 7. 1938, in: OÖLA Linz, Panzerschrank, Akte Hitler-Kubicek.
 - 16 Kubizek, *Jugendfreund*, S. 322 ff.
 - 17 Hitler an Kubizek vom 4. 8. 1933, abgedruckt ebd., neben S. 16.
 - 18 Vgl. ebd., S. 333.
 - 19 Mündliche Auskunft OÖLA Linz vom 28. 6. 2000.
 - 20 Vgl. Kubizek, *Jugendfreund*, S. 335.
 - 21 Vgl. Schreiben des Hitleradjutanten Albert Bormann an Kubizek

- vom 29. 4. 1938, in: OÖLA Linz, Zl. 2489/36–1956, Nr. 60. Kubizek hatte Hitler offenbar zu dessen 49. Geburtstag gratuliert.
- 22 Kubizek, Jugendfreund, S. 336.
- 23 Vgl. BAB, BDC Franz Neuburger.
- 24 »Ehrenerklärung« von Franz Neuburger vom 6. 10. 1938, in: OÖLA Linz, Landesregierung-Film 349, Abschnitt GR 879.
- 25 Vgl. ebd.
- 26 Vernehmung am 4. 7. 1938, in: OÖLA Linz, Panzerschrank, Akte Hitler-Kubicek.
- 27 Kubizek an Hitler vom 21. 7. 1939, in: BAB, NS 10/453; abgedruckt bei Beatrice Heiber/Helmut Heiber (Hg.), Die Rückseite des Hakenkreuzes. Absonderliches aus den Akten des Dritten Reiches, München 1993, S. 72 f.
- 28 Vgl. Kubizek, Jugendfreund, S. 343 ff.
- 29 Vgl. BAB, BDC August Kubizek. Kubizek selbst behauptet, er sei erst 1942 beigetreten; vgl. ders., Jugendfreund, S. 348.
- 30 Vgl. Hamann, Hitlers Wien, S. 80.
- 31 Vgl. Bericht des Reichsstatthalters Oberdonau an Reichsinnenminister vom 3. 5. 1943, in: BAB, BDC Reichskulturkammer/Bildende Künste Gerhardine Troost; hier zit. nach Heiber (Hg.), Rückseite des Hakenkreuzes, S. 100.
- 32 Vgl. Staatsminister Meissner an Reichsminister der Finanzen vom 5. 7. 1943, in: BAB, R2/17752; zuerst bei Heiber (Hg.), Rückseite des Hakenkreuzes, S. 101.
- 33 Vgl. Joachimsthaler, Hitlers Weg, S. 326.
- 34 Vgl. zur Biographie von Franz Jetzinger: Harry Slapnicka, Oberösterreich. Die politische Führungsschicht 1918–1938, Linz 1976, S. 140 f.; Mühlviertler Bote, Nr. 12 vom 27. 3. 1965; sowie die eigenen Angaben von Jetzinger in seinem Buch.
- 35 Vgl. Kubizek an Jetzinger vom 25. 3. 1949 und Kubizek an Jetzinger vom 16. 8. 1949, in: OÖLA Linz, Zl. 2489/36–1956, Nr. 64.
- 36 Kubizek an Jetzinger vom 3. 6. 1949, in: ebd.
- 37 Vgl. ebd.
- 38 Vgl. Rudolf Hans Bartsch, Schwammerl. Ein Schubertroman, Leipzig 1912, S. 110 ff.
- 39 Kubizek an Jetzinger vom 19. 6. 1949, in: OÖLA Linz, Zl. 2489/36–1956, Nr. 64.
- 40 Kubizek an Jetzinger vom 20. 12. 1948, in: ebd.
- 41 Kubizek, Jugendfreund, S. 10.
- 42 Ebd., S. 22.
- 43 Ein solch einseitiger Interpretationsversuch findet sich zuletzt bei Matussek/Matussek/Marbach, Hitler, S. 119 f.
- 44 Die vorstehenden Zitate alle nach Kubizek, Jugendfreund, S. 305, 26, 180, 130, 29, 285, 183, 184 und 130.

- 45 August Kubizek, Erinnerungen an die mit dem Führer gemeinsam verlebten Jünglingsjahre 1904–1908 in Linz und Wien, Bd. 2: Wien (Manuskript), 1943, in: OÖLA Linz, Zl. 2489/36–1956, S. 22. Gegenüber Jetzinger bestätigte Kubizek später ausdrücklich: »Die Tragikomödie mit dem Winterüberzieher ist Tatsache.« Kubizek an Jetzinger vom 19. 6. 1949, in: ebd., Nr. 64.
- 46 Kubizek, Jugendfreund, S. 39.
- 47 Vgl. ebd., S. 38 ff.
- 48 Ebd., S. 195.
- 49 Vgl. Hirschfeld, Homosexualität, S. 689.
- 50 Vgl. den entsprechenden Leserbrief in der Wiener Kriminal- und Detektive-Zeitung, Nr. 45, 1907, S. 6.
- 51 Vgl. Hirschfeld, Homosexualität, S. 689.
- 52 Vgl. Oskar Panizza, Bayreuth und die Homosexualität, in: Die Gesellschaft, Bd. 11 (1895), S. 88–92.
- 53 Die vorstehenden Zitate alle nach Kubizek, Jugendfreund, S. 229, 203, 215 und 339. Weitere einschlägige Stellen finden sich auf S. 139, 305, 328, 333, 341 f. und 344.
- 54 Kubizek, Jünglingsjahre (1943), S. 1.
- 55 Kubizek, Jugendfreund, S. 186.
- 56 Vgl. ebd., S. 194 f.
- 57 Vgl. ebd., S. 273 f.
- 58 Kubizek an Jetzinger vom 6. 5. 1949, in: OÖLA Linz, Zl. 2489/36–1956, Nr. 64.
- 59 Vgl. zur Mutterbindung allgemein Hirschfeld, Homosexualität, S. 104 ff.
- 60 Die vorstehenden Zitate alle nach Kubizek, Jugendfreund, S. 165, 167, 13 und 169.
- 61 Franz Jetzinger, Das Hitler-Buch Greiners, ein Lügengewebe zur Verunglimpfung Hitlers (Manuskript), in: OÖLA Linz, Zl. 2489/36–1956, Nr. 146, S. 19.
- 62 Kubizek, Jugendfreund, S. 276.
- 63 Vgl. Jetzinger, Hitlers Jugend, S. 143 f.
- 64 Kubizek, Jugendfreund, S. 198.
- 65 Vgl. ebd., S. 273 ff.
- 66 Ebd., S. 189 f.
- 67 Kubizek, Jünglingsjahre (1943), S. 2 f.
- 68 Kubizek, Jugendfreund, S. 283 f.
- 69 Vgl. Jetzinger, Hitlers Jugend, S. 209 f.
- 70 Kubizek, Jugendfreund, S. 199; vgl. auch S. 239.
- 71 Ebd., S. 287.
- 72 Ebd., S. 210 f.
- 73 Jetzinger, Hitlers Jugend, S. 218.
- 74 Vgl. Reinhold Hanisch, I was Hitler's Buddy. Teil I-III, in:

- The New Republic vom 5., 12. und 19. 4. 1939, hier Teil I, S. 239.
- 75 Vgl. Samuel Igra, *Germany's National Vice*, London 1945, S. 57.
- 76 Illustrierte Oesterreichische Kriminal-Zeitung, Nr. 30 vom 11. 11. 1907 (»Zum Prozess Moltke-Harden«).
- 77 Vgl. zur Situation in Wien: Magnus Hirschfeld, *Die Homosexualität in Wien*, in: *Wiener klinische Rundschau*, Bd. 15 (1901), S. 788–790; sowie den Bericht eines »österreichischen Gewährsmannes«, in: *ders.*, *Homosexualität*, S. 543 ff.
- 78 Kubizek, *Jugendfreund*, S. 275.
- 79 Illustrierte Oesterreichische Kriminal-Zeitung, Nr. 17 vom 12. 8. 1907.
- 80 Illustrierte Oesterreichische Kriminal-Zeitung, Nr. 23 vom 23. 9. 1907.
- 81 Vgl. zu diesen Bemühungen: Hirschfeld, *Homosexualität in Wien*; Manfred Herzer, *Hirschfeld in Wien*, in: *Capri. Zeitschrift für schwule Geschichte*, Bd. 24 (1997), S. 28–38.
- 82 Adolf Hitler, *Mein Kampf*, München 1930 (3. Aufl.), S. 57 f.
- 83 Ebd., S. 93 f.
- 84 Ebd., S. 58.
- 85 Vgl. William A. Jenks, *Vienna and the Young Hitler*, New York 1960, S. 129. Jenks bezieht sich auf einen Artikel im »Deutschen Volksblatt« vom 27. 10. 1907.
- 86 Rede auf einem NSDAP-Sprechabend in München am 18. 10. 1920, in: Eberhard Jäckel/Axel Kuhn (Hg.), *Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen*, Stuttgart 1980, S. 248.
- 87 Rede auf einer NSDAP-Versammlung in München am 17. 2. 1922, in: ebd., S. 577.
- 88 Vgl. auch John Weiss, *Der lange Weg zum Holocaust. Die Geschichte der Judenfeindschaft in Deutschland und Österreich*, Berlin 1998, S. 271 ff.
- 89 Adolf Hitler, *Zehn Jahre Kampf*, in: *Illustrierter Beobachter* vom 3. 8. 1929, hier nach Klaus A. Lankheit (Hg.), *Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen*, Bd. III/2, München 1994, S. 337.
- 90 Vgl. Jenks, *Young Hitler*, S. 144. Die Auseinandersetzungen an der Universität fanden im November 1907 statt.
- 91 Leitartikel »L'amour à l'allemande«, in: *Der Sturm*, Nr. 23 vom 4. 8. 1910.
- 92 Vgl. dazu ausführlich Hamann, *Hitlers Wien*, S. 285 ff.
- 93 Hirschfeld, *Homosexualität*, S. 501 f.; vgl. zur Situation in den Obdachlosenquartieren außerdem S. 715.
- 94 Ernst Hanfstaengl, *Adolf Hitler*, in: *Franklin D. Roosevelt Library (New York)*, *Henry Field's Papers*, Box 44, S. 30.

- 95 Vgl. die anschauliche Beschreibung bei Emil Kläger, *Durch die Quartiere der Not und des Verbrechens*, Wien 1908, S. 76 ff.; im übrigen Hamann, *Hitlers Wien*, S. 232 ff.
- 96 Vgl. Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 331.
- 97 So in einem von ihm selbst ausgestellten Echtheitszertifikat für zwei Hitlerbilder vom 11.5.1936, in: BAB, NS 26/41.
- 98 Vgl. Hamann, *Hitlers Wien*, S. 248 und 542.
- 99 Vgl. Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 72 und 331.
- 100 Joachimsthaler gibt den August 1912 als Datum der Rückkehr in die Heimat an (S. 331). Hanisch, *Buddy*, Teil III, S. 300, spricht dagegen von 1913.
- 101 Vgl. Hamann, *Hitlers Wien*, S. 265 ff.
- 102 Hanisch, *Buddy*, Teil I, S. 240.
- 103 Aussage von Karl Leidenroth vom 27.8.1935 gegenüber dem Amtsgericht Wien, in: BAB, NS 26/64. " Zum Verhältnis Hanisch-Leidenroth und Hitler vgl. Hamann, *Hitlers Wien*, S. 248 h
- 104 Vgl. Kubizek an Je tzingler vom 24.5.1949, in: OOLALinz, ZI, 2489/36 – 1956, Nr. 64.
- 105 Vgl. hierzu die Ausführungen von O. K. Werckmeister, *Hitler the Artist*, in: *Critical Inquiry*, Bd. 2 (Winter 1997), S. 270-297.
- 106 Vgl. Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 332 f.
- 107 Hanisch, *Buddy*, Teil II, S. 271 f.
- 108 Ebd., S. 271.
- 109 Vgl. Hamann, *Hitlers Wien*, S. 245.
- 110 Hanisch, *Buddy*, Teil I, S. 241.
- 111 Freilich hielt auch die Verbindung zwischen Hitler und Neumann nicht besonders lange, denn schon Mitte Juli 1910 verliess letzterer Wien in Richtung Deutschland. Vergeblich soll er versucht haben, seinen Freund mitzuziehen. Vgl. Hanisch, *Buddy*, Teil II, S. 272.
- 112 Das Editorial zu Hanischs Artikelfolge in der ‚New Republic‘ legt dagegen nahe, dass es bei diesem Tod nicht mit rechten Dingen zugeht: «Einige Zeit später wurde die Öffentlichkeit informiert, wie nicht anders zu erwarten war, dass Hanisch im Gefängnis nach plötzlicher Krankheit verstorben war. Offiziell hiess es, er sei innerhalb von drei Tagen an einer Brustfellentzündung gestorben.» (S. 239)
- 113 Hitler, *Mein Kampf*, S. 135.
- 114 Vgl. BAB BDC Rudolf Häusler; Hamann, *Hitlers Wien*, S. 273 ff., sowie zu dem Vorfall in der Tschechoslowakei S. 608; Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 322 f.
- 115 Vgl. Hamann, *Hitlers Wien*, S. 274h
- 116 Personal-Fragebogen der DAF vom 9.10.1939, zit. nach Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 80 f.
- 117 Hamann, *Hitlers Wien*, S. 566.

- 118 Vgl. ebd., S. 566–574.
- 119 Ebd., S. 515 f.
- 120 Hitler, *Mein Kampf*, S. 138.
- 121 Vgl. Hitler an Dr. Emil Gansser vom 29. 11. 1921, abgedruckt bei Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 92 ff.
- 122 Zit. nach dem Faksimile in: Slapnicka, *Hitler und Oberösterreich*, S. 67.
- 123 W. Marchand, *Die Knabenliebe in München! Münchens Homosexuelle. Sittenbild aus der Großstadt, München 1904*, S. 7 f. – Der Journalist wollte mit dieser Broschüre den Beweis für »die geradezu unheimliche Vermehrung der Homosexuellen in München« (Vorwort) antreten und auf die begrenzten Möglichkeiten polizeilichen Einschreitens hinweisen. (S. 12)
- 124 Erich Mühsam, *Namen und Menschen. Unpolitische Erinnerungen*, Berlin 1977, S. 110 f.
- 125 Ebd., S. 112.
- 126 Sehr schön beschrieben in Leonhard Franks autobiographischer Erzählung »Links wo das Herz ist«, Berlin 1955, S. 17 f.
- 127 Vgl. zum Münchner Boheme-Milieu der Vorkriegszeit die entsprechenden Passagen bei David Clay Large, *Hitlers München. Aufstieg und Fall der Hauptstadt der Bewegung, München 1998*; eine Beschreibung von Zugehörigkeitskriterien findet sich bei Elisabeth Kleemann, *Zwischen symbolischer Rebellion und politischer Revolution. Studien zur deutschen Boheme zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik*, Frankfurt a. M. 1985, S. 13–23.
- 128 Vgl. Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 18.
- 129 Vgl. Heinz A. Heinz, *Germany's Hitler*, London 1934, S. 56 ff.
- 130 Vgl. Paul Kutter, *Das materielle Elend der jungen Münchner Maler, München 1911*, bes. S. 15 ff.
- 131 Die vorstehenden Angaben und Zitate alle nach Hitlers Rechtfertigungsschreiben an den Linzer Magistrat vom Januar 1914, in: Jetzinger, *Hitlers Jugend*, S. 262 ff.
- 132 In den dreißiger Jahren interessierte sich das Hauptarchiv der NSDAP stark für die Bilder des »Führers«. Es kaufte sie von den Besitzern zurück und sammelte Erinnerungsberichte, in denen jene ihre Begegnung mit dem Kunstmaler schilderten; vgl. die entsprechende Dokumentation in: BAB, NS 26/25 ff.
- 133 Niederschrift der Erinnerungen von Dr. Hans Schirmer vom 14. 8. 1935, in: BAB, NS 26/30; abgedruckt auch bei Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 84 f.
- 134 BAB, BDC Dr. Josef Schnell, hier zit. nach Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 88.
- 135 Vgl. Bericht des Stellenleiters im NSDAP-Hauptarchiv Holtz vom 3. 10. 1939, in: BAB, NS 26/43; Utrecht an Reichsamtleiter Schulthe-Strathaus vom 19. 10. 1939, in: ebd.

- 136 Vgl. Neue Revue, Nr. 46, 1952, S. 39. Zu dieser Lebenswelt vgl. Hermann Wilhelm, *Die Münchner Bohème. Von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg*, München 1993.
- 137 Über Schuler vgl. mit weiterführender Literatur Eduard Gugenberger, *Hitlers Visionäre. Die okkulten Wegbereiter des Dritten Reiches*, Wien 2001, S. 19-30; sowie Hergemöller, *Mann für Mann*, S. 646 ff. Zum milieugeschichtlichen Kontext Large, *Hitlers München*, S. 57 ff.
- 138 Alfred Schuler, *Cosmogonische Augen. Gesammelte Schriften*, hrsg., kommentiert und eingeleitet von Baal Müller, Paderborn 1997, S. 219.
- 139 Vgl. Robert Boehringer, *Mein Bild von Stefan George. Text*, München/Düsseldorf 1951, S. 109.
- 140 Vgl. Hamann, *Hitlers Wien*, S. 333 ff.
- 141 Der bestens informierte frühere Abwehr-Mann Bernd Gisevius meint, dass sich in Linz mit und in dem etwa 14jährigen Hitler «etwas Entscheidendes, wenn auch Rätselhaftes» abgespielt haben muss: Adolf Hitler. *Versuch einer Deutung*, München 1963, S. 20.
- 142 Vgl. zu diesem Aspekt verallgemeinernd auch Martin Dannecker und Reimut Reiche, *Der gewöhnliche Homosexuelle*, Frankfurt a.M. 1974, S. 133 ff.
- 143 Vgl. Kurt Lüdecke, *I knew Hitler*, New York 1937, S. 478.
- 144 Vgl. Wolfgang Ruppert, *Der moderne Künstler. Zur Sozial- und Kulturgeschichte der kreativen Individualität in der kulturellen Moderne im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 1998, S. 188 ff.
- 145 Hitler, *Mein Kampf*, S. 59.

Zweites Kapitel

- 1 Inzwischen aus dem Nachlass Hentigs, der sich im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, im Bundesarchiv Koblenz sowie im Münchener Institut für Zeitgeschichte befindet, aussortiert und in den Bestand *Zeugenschrifttum* des IfZ München unter der Nr. 2397 aufgenommen.
- 2 Werner Maser, *Adolf Hitler. Legende, Mythos, Wirklichkeit*, München 1971, S. 456 bzw. 139. – Maser kennt das Dokument nur vom Hörensagen.
- 3 HstA München, Abt. IV, HS 3231.
- 4 Vgl. Susanne Meinel, *Nationalsozialisten gegen Hitler*, Berlin 2000, S. 278 f. bzw. 428.
- 5 Friedrich Alfred Schmid Noerr, *Dokument des Widerstandes – Entwurf einer Deutschen Reichsverfassung*, in: *Voran und beharrlich*, Heft 33/34 (1961), S. 36.

- 6 Meinel, Nationalsozialisten, S. 228.
- 7 Zit. nach Heinz Höhne, Canaris. Patriot im Zwielicht, München 1976, S. 370. Vgl. im übrigen Christian Hartmann, Halder. Generalstabschef Hitlers 1938–1942, Paderborn 1991, S. 162 ff.
- 8 Mend stand von Oktober 1914 bis Juni 1916 als Ordonnanzreiter im Regimentsstab des sog. List-Regiments in enger Verbindung mit den übrigen Meldegängern dieser Einheit, zu denen seit Oktober 1914 auch Hitler zählte. 1918/19 trafen die beiden erneut in München zusammen.
- 9 »Mend-Protokoll«, in: HStA München, Abt. IV, HS 3231.
- 10 Der folgende Versuch, Mends Lebenslauf zu rekonstruieren, stützt sich hauptsächlich auf das einschlägige Aktenmaterial im StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 9959 und 34513 sowie die Kriegsstammrollen 13184/6046 und 3040/737, in: HStA München, Abt. IV.
- 11 Diesen Brief hat Mend am 27. 10. 1938 in einem Schreiben an seine Vermieterin als ein für ihn »unersetzliches« Dokument bezeichnet, in: BAB, NS 26/64.
- 12 Vgl. BAB, NS 26/9 und 10.
- 13 »Mend-Protokoll«, in: HStA München, Abt. IV, HS 3231.
- 14 Schreiben der Staatspolizeileitstelle München an den Leiter der Anklagebehörde beim Sondergericht München vom 31. 12. 1940, in: StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 9959. – Vgl. auch die Haftbeschwerde von Mends Anwalt Roder vom 8. 1. 1941 (ebd.), in der es heißt: »Er ist mit dem Führer während seines Münchener Aufenthalts fast täglich im Café Heck zusammengekommen, und der Führer hat ihn geduzt.«
- 15 »Mend-Protokoll«, in: HStA München, Abt. IV, HS 3231.
- 16 Der heute noch existierende Verlag in Diessen war nicht bereit, zur Aufklärung der Entstehungsgeschichte dieser Publikation beizutragen.
- 17 Presseerklärung von Mend vom 1. 12. 1932, in: Der Gerade Weg, Nr. 49 vom 4. 12. 1932.
- 18 Vgl. etwa den Artikel »Kommandierender von Hitlers Gnaden«, in: Münchener Post vom 8. 1. 1931.
- 19 Vgl. Georg Franz-Willing, Ursprung der Hitlerbewegung 1919–1922, Preußisch Oldendorf 1974, S. 68.
- 20 Ganz ähnlich war man mit Hitlers Kriegskamerad Balthasar Brandmayer verfahren, der etwa um die gleiche Zeit wie Mend sein Buch »Meldegänger Hitler« beim Münchener Franz Walter Verlag herausbrachte. Auch hier ging es darum, einen authentischen Zeugen für politische Zwecke zu instrumentalisieren. Da paßt es ins Bild, wenn auf den letzten Seiten des Bandes noch Reklame für »nationalsozialistische Ansichtskarten« und »Spielwaren« gemacht wurde.

- 21 Vgl. Hamburger Echo, Nr. 55 vom 29.2.1932; sowie Egon Erwin Kisch, Gesammelte Werke, Bd. 7, Berlin 1992 (4. Aufl.), S. 299 f.
- 22 Die vorstehenden Zitate alle nach Hans Mend, Adolf Hitler im Felde, Diessen 1931, S. 7 ff., 61 f., 100,113,118,172,186 und 191.
- 23 Vgl. Mends Presseerklärung vom 1.12.1932, in: Der Gerade Weg, Nr. 49 vom 4.12.1932; sowie den Brief Amanns an Wiedemann vom 26. 3.1935, in: BAK, NS 10/173.
- 24 Leitartikel «Der Kriegsheld Hitler», in: Münchener Post, Nr. 235 vom 10.10.1932. – Vgl. auch die Wochenbeilage des sozialdemokratischen ‚Hamburger Echo‘ «Echo der Woche» vom 13.3.1932, in der Mend als «Hitlers eigener Kronzeuge» und «Hitlers Gesinnungsgenosse» bezeichnet wird.
- 25 Vgl. Völkischer Beobachter vom 25.11., 3.12. und 10.12.1931.
- 26 «Mend-Protokoll», in: HStA München, Abt. IV, HS 3231.
- 27 Zu Gerlich vgl. Hans-Günther Richardi/Klaus Schumann, «Geheimakte Gerlich/Bell», München 1993, S. 28-51.
- 28 Der Gerade Weg, Nr. 41 vom 9.10.1932.
- 29 Mend an Franz Xaver Schwarz vom 8.7.1933, in: BAB, BDC Hans Mend.
- 30 Mends Presseerklärung vom 1.12.1932, in: Der Gerade Weg, Nr. 49 vom 4.12.1932.
- 31 «Mend-Protokoll», in: HStAMünchen, Abt. IV, HS 3231.
- 32 Schreiben der Staatspolizeileitstelle München an den Leiter der Anklagebehörde beim Sondergericht München vom 31.12.1940, in: StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 9959.
- 33 Mend an Franz Xaver Schwarz vom 8.7.1933, in: BAB, BDC Hans Mend.
- 34 «Mend-Protokoll», in: HStAMünchen, Abt. IV, HS 3231.
- 35 Mend an «Reichsleiter Bormann» vom 15.3.1935, in: BAK, NS 10/173. In diesem Schreiben wird Bezug genommen auf eine nicht überlieferte Korrespondenz in der gleichen Sache vom Sommer 1934.
- 36 Kopie des Schreibens Wiedemann an Mend vom 27. 3.1935, in: BAK, NS 10/173.
- 37 Schreiben vom 26.3.1935, in: ebd. – Dass der Name «Mend» für den Kreis um Hitler durchaus ein Begriff war, zeigt ein Brief Wiedemanns an Amann vom 22.3.1935 (ebd.), in dem es heisst: «Sie haben mir seinerzeit über Mend verschiedenes erzählt...»
- 38 Vgl. die Meldeunterlagen Hans Mend im Stadtarchiv München.
- 39 Vernehmungprotokoll Franz Schneider vom 15.1.1958, in: StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 34513.
- 40 Hans Mend an Michael Mend vom 2 2.1.1934, Privatbesitz Jürgen Kamleiter, dem ich für die freundliche Überlassung einer Kopie herzlich danke.

- 41 Vgl. Vernehmungsprotokoll Hans Mend vom 27.10.1938, in: BAB, NS 26/64.
- 42 Schaub an Amann vom 9.12.1935, in: BAK, NS 10/172.
- 43 Vgl. das Schreiben von Dr. Dr. Paulus an das Amtsgericht Starnberg vom 28.7.1957, in: StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 34513. Vernehmungsprotokoll Rosi Braunschweig vom 5.2.1958, in: ebd. «Mend-Protokoll», in: HStAMünchen, Abt. IV, HS 3231.
- 44 Vernehmungsprotokoll Rosi Braunschweig vom 5.2.1958, in: ebd. «Mend-Protokoll», in: HStAMünchen, Abt. IV, HS 3231.
- 45 Abschrift eines Briefes von Mend an seine Vermieterin Dr. Göringer vom 27.10.1938, in: BAB, NS 26/64.
- 46 Abschrift eines Schreibens von Rechtsanwalt Hermann Alletag an Mend vom 3.11.1938, in: ebd.
- 47 Schreiben der Gestapo-Leitstelle München an den Leiter der Anklagebehörde beim Sondergericht München vom 31.12.1940, in: StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 9959. – Vgl. auch das Schreiben von Koehler & Volckmar in Leipzig an das Hauptarchiv der NSDAP vom 1.6.1938, in: BAB, NS 26/64.
- 48 Vgl. hierzu die grundlegende Fallstudie von Hans-Günther Hockerts, Die Sittlichkeitsprozesse gegen katholische Ordensangehörige und Priester, Mainz 1971.
- 49 Vgl. Mends handgeschriebenen Lebenslauf für den Oberstaatsanwalt beim Landgericht München Dr. Rasch vom 12.1.1941, in: StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 9959.
- 50 Zit. nach dem «kriminalbiologischen Gutachten» von Dr. Riedl vom 14.2.1941, in: ebd.
- 51 Vgl. Schreiben der Gestapo-Leitstelle München an den Leiter der Anklagebehörde beim Sondergericht München vom 14.11.1941, in: ebd. Ebd.
- 52 Abschrift eines Briefes von Mend an seine Vermieterin Dr. Göringer vom 27.10.1938, in: BAB, NS 26/64.
- 53 Dr. Dr. Paulus an das Amtsgericht Starnberg vom 28.7.1957, in: StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 34513.
- 54 Vernehmungsprotokoll Eva König vom 24.2.1958, in: ebd. Schreiben des Gendarmerie-Postens Aufkirchen an den Landrat in Starnberg vom 24.9.1940, in: StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 9959. Dafür spricht auch, was die damalige Gemeindeangestellte Rosi Braunschweig am 5.2.1958 bei ihrer Vernehmung aussagte: Ihr sei «in Erinnerung, dass die Eva König in der Sache eine dunkle Rolle spielte», in: StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 34513. Zu den Einzelheiten vgl. StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 9959.
- 55 Die Umstände von Mends Tod sind nie geklärt worden. Die Staatsanwaltschaft beim Landgericht München II hat nach dem Krieg nach kurzer Ermittlungstätigkeit die Aufklärung des Falles für aussichtslos er-
- 56
- 57
- 58
- 59

- klärt. Immerhin wurde polizeilich festgestellt: «Ein amtliches Schriftstück über den Tod des Mend ist nicht vorhanden.» (Schreiben der Kriminal-Aussenstelle Fürstenfeldbruck an die Staatsanwaltschaft vom 21.6.1958, in: StAMünchen, Staatsanwaltschaften, Nr. 34513.)
- 60 Mend an seine Haushälterin Betty Heinzl vom 15.12.1940. Dieser handschriftliche Brief wurde von der Gefängnisleitung offenbar beschlagnahmt und kam so zu den Akten (ebd.).
- 61 Eilbrief des Leiters der Anklagebehörde beim Sondergericht München an die Strafvollzugsabteilung vom 18. 3.1941, in: ebd.
- 62 Nach dem Grundtenor der diversen Zeugenaussagen, in: StAMünchen, Staatsanwaltschaften, Nr. 9959.
- 63 Urteilsbegründung vom 11.3.1941, in: ebd.
- 64 Vernehmungsprotokoll Eva König vom 24.2.1958, in: StAMünchen, Staatsanwaltschaften, Nr. 34513.
- 65 Vernehmungsprotokoll Franz Schneidervom 15.1.1958, in: ebd.
- 66 Vgl. etwa Magnus Hirschfeld (Hg.), Sittengeschichte des Ersten Weltkriegs, Berlin 1929; sowie H. C. Fischer/E. X. Dubois, *Sexual Life During the World War*, London 1937, S. 288 ff.
- 67 Hirschfeld, Sittengeschichte, S. 219.
- 68 Vgl. zum folgenden die bislang dichteste Beschreibung dieses Lebensabschnittes bei Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 98-197. Leider wird die Auswertung und Interpretation der äusserst fleissig zusammengetragenen Quellen wissenschaftlichen Massstäben nicht gerecht.
- 69 Die folgenden Angaben nach den Interviews Schmidts bei Heinz, *Germany's Hitler*, S. 97 ff.; sowie nach der *Neuen Revue*, Nr. 47, 1952 (Artikelserie «Das war Hitler»); ausserdem HStA München, Abt. IV, Kriegsstammrolle 3071 und 4424/157; StAMünchen, Spruchkammer, Karton 1643.
- 70 «Bericht über meine politische Tätigkeit» vom 31.7.1948, in: StA München, Spruchkammer, Karton 1643.
- 71 Vgl. die Meldeunterlagen Rudolf Häusler im Stadtarchiv München, wo sich der Name «Schmidt» findet.
- 72 So Schmidt gegenüber dem illustrierten Beobachter, Folge 15, April 1937, S. 527. – Vgl. auch Balthasar Brandmayer, *Meldegänger Hitler*, München 1933 (2. verb. Aufl.), S. 86 ff.; sowie Mend, *Hitler im Felde*, S. 39, 82 und 141.
- 73 Heinz, *Germany's Hitler*, S. 98. Der 1895 geborene Kriegsfreiwillige, der im Mai 1917 aus ungeklärten Gründen plötzlich an die Ostfront abkommandiert wurde und dort wenig später fiel, posiert auf den überlieferten Fotos als unschuldiger Knabe, der sich scheinbar ganz in die Obhut von Hitler und Schmidt begeben hat. Möglicherweise handelt es sich hier um den bei Mend, *Hitler im*

- Felde, S. 163, als »Baumann« bezeichneten Offiziersburschen des Regimentsarztes Riehl, »mit welchem Hitler sehr befreundet war«.
- 74 Brandmayer, Meldegänger, S. 100 bzw. 78.
- 75 Hitler-Rede vom 4. 6. 1939, zit. nach Max Domarus (Hg.), Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945, Bd. II/2, Wiesbaden 1973, S. 1205.
- 76 Friedrich Wiedemann, Der Mann, der Feldherr werden wollte. Erlebnisse und Erfahrungen des Vorgesetzten Hitlers im I. Weltkrieg und seines späteren Persönlichen Adjutanten, Velbert 1964, S. 28 ff.
- 77 Zit. nach Eberhard Jäckel/Axel Kuhn (Hg.), Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen, Stuttgart 1980, S. 78 f.
- 78 Vgl. Joachimsthaler, Hitlers Weg, S. 158. Die Liebedienerei Hitlers gegenüber den Regimentsoffizieren ist nicht nur durch Mend überliefert: vgl. auch Edgar Stern-Rubarth, ... Aus zuverlässiger Quelle verlautet ... Ein Leben für Presse und Politik, Stuttgart 1964, S. 133 f.; Walter C. Langer, Das Adolf-Hitler-Psychogramm, Wien/München/Zürich 1973, S. 137.
- 79 Vgl. die bei Joachimsthaler, Hitlers Weg, S. 158 f., mitgeteilte Zeugenaussage von Max Amann aus dem Jahre 1947.
- 80 Egon Erwin Kisch, »Es gilt, Hitler zu begreifen«, zuerst erschienen in: Das Blaue Heft (Paris) vom 15. 7. 1933; hier zit. nach ders., Gesammelte Werke, Bd. 10, Berlin 1993 (2. Aufl.), S. 356 f.
- 81 Vgl. IfZ München, ZS 1751; vgl. auch Nürnberger Nachrichten, Nr. 178 vom 4. 8. 1961.
- 82 Vgl. Deutsche Allgemeine Zeitung vom 3. 8. 1933 (»Wie Hitler das E. K. I erwarb«).
- 83 Vgl. Friedrich Percyval Reck-Malleczewen, Tagebuch eines Verzweifelten, Stuttgart 1947, S. 75, den »ein mit der Praxis der damaligen Ordensverleihungen vertrauter Offizier« darauf aufmerksam machte.
- 84 Vgl. Joachimsthaler, Hitlers Weg, S. 110.
- 85 Einen ersten Überblick über diese Ungereimtheiten hat jetzt Hauke Hirsinger in seiner Magisterarbeit gegeben: Hitler im Ersten Weltkrieg. Fakten und Legenden, Bremen 2001.
- 86 Vgl. John Toland, Adolf Hitler, Bergisch Gladbach 1977, S. 98, der sich dabei auf persönliche Mitteilungen von Ernst Schmidt stützt.
- 87 Zit. nach Jäckel/Kuhn (Hg.), Sämtliche Aufzeichnungen, S. 82.
- 88 Vgl. Maser, Adolf Hitler, S. 108.
- 89 Neue Revue, Nr. 47, 1952, S. 37.
- 90 Vgl. Maser, Adolf Hitler, S. 149.
- 91 Hitler, Mein Kampf, S. 225.
- 92 Heinz, Germany's Hitler, S. 101 f.
- 93 Ebd., S. 103.

- 94 Ein Sozialfall dazu. Stets bereit, sich mit jedem zu verbrüdern, der ihm freundlich begegnete, liess sich Hitler im Februar 1919 – um ein Beispiel zu nennen – in der Nähe von Bad Reichenhall von einem Jungbauern, mit dem er zuvor für eine Nacht das Zimmer im Bahnhofshotel geteilt hatte, acht Tage lang durchfüttern. Was dieser 1937 dem «geliebten Führer» brieflich in Erinnerung brachte und mit der Bitte um einen kurzen Privatbesuch verband, «nachdem Sie [mir] in meinem Leben schon einmal so nahe gewesen sind». So einen Brief, sollte man meinen, kann der mächtige Diktator doch nicht ernst genommen haben. Hitler ignorierte diesen Wink keineswegs, liess den Mann aber aus Termingründen «auf nächstes Jahr vertrösten». Schreiben von und an den Bauernjosef Neumeier vom 14.7., 25.9. und 4.10.1937, in: BAK, NS 10/370. – Wie aus diesem Vorgang weiter ersichtlich, hatte Hitler ursprünglich seinen Kriegskameraden Tiefenböck besuchen wollen, der aber nicht zu Hause war.
- 95 So Hitler in einer am 7. 3.1931 gehaltenen Rede vor SA-Männern in München (Polizeibericht), in: Constantin Goschler (Hg.), Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen, Bd. IV/1, München 1994, S. 229f.
- 96 Vgl. Katja-Maria Wächter, Die Macht der Ohnmacht. Leben und Politik des Franz Xaver Ritter von Epp (1868-1946), Frankfurt a.M. 1999, S. 56 ff.
- 97 Vgl. Klaus Bredow, Hitler rast. Der 30. Juni. Ablauf, Vorgeschichte und Hintergründe, Saarbrücken 1934, S. 5 f. – Diese wahrscheinlich unter einem Pseudonym erschienene Broschüre stammt aus der Feder eines Journalisten, der über Interna der Nazibewegung ausgezeichnet unterrichtet war.
- 98 Vgl. mit zahlreichen Quellenbelegen Joachimsthaler, Hitlers Weg, S. 210 ff.
- 99 Vgl. hierzu im einzelnen Ernst Deuerlein, Hitlers Eintritt in die Politik und die Reichswehr, in: VfZ, Bd. 7 (1959), S. 177 ff.
- 100 Vgl. den anonym erschienenen Artikel «I was Hitler's Boss», in: Current History, Bd. 1, Nr. 3, November 1941, S. 193-199, hier S. 193. Es spricht einiges dafür, dass dieser Text auf ein von Otto Strasser in Frankreich mit Mayr geführtes Interview zurückgeht, das Strasser später in einen autobiographischen Text umgeändert und an einigen Stellen «frisirt» hat.
- 101 So Mayr in der «Münchener Post» vom 13.11.1928.
- 102 Dass Mayr auch später noch, als er sich im sozialdemokratisch orientierten Kampfverband «Reichsbanner» engagierte, eine höchst umstrittene Figur blieb, zeigt Karl Rohe, Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold, Düsseldorf 1966, bes. S. 189 und 349.
- 103 So Röhms (künftige) Biographin Eleanor Hancock, Ernst Röhms and

- the Experience of World War I, in: *The Journal of Military History*, Bd. 60 (1996), S. 56 ff.
- 104 Vgl. die Meldeunterlagen Rudolf Häusler sowie Ernst Schmidt im Stadtarchiv München.
- 105 Vgl. Heinz, *Germany's Hitler*, S. 107; vgl. auch »I was Hitler's Boss«, in: *Current History*, Bd. 1, Nr. 3, November 1941, S. 194.
- 106 So Schmidt gegenüber Maser, *Adolf Hitler*, S. 160.
- 107 Heinz, *Germany's Hitler*, S. 98; sowie Fritz Demmel, *Geschichte und G'schichten aus der Gemeinde Garching a. d. Alz*, Garching 1999, S. 295.
- 108 Vgl. hierzu insbesondere die Unterlagen zu Hitlers Prozeß gegen das Hamburger Echo im März 1932, in: *StA Hamburg*, 213-4 LG-Rechtsprechung, D 1933-2.
- 109 Vgl. Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 143.
- 110 Folge 15, April 1937.
- 111 Vgl. Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 143 f. und Bildteil nach S. 96.
- 112 Befragungsprotokolle, in: *StA München*, Spruchkammer, Karton 1643.
- 113 Zit. nach Demmel, *Garching*, S. 295.
- 114 *StA München*, Spruchkammer Karton 1643.
- 115 Zit. nach Demmel, *Garching*, S. 294.
- 116 Vgl. Heinz, *Germany's Hitler*, S. 97 f.
- 117 Einige Anhaltspunkte finden sich bei Joachimsthaler, *Hitlers Weg*, S. 143 ff. – Unbefriedigend für unsere Fragestellung Gerd R. Ueberschär/Winfried Vogel, *Dienen und Verdienen. Hitlers Geschenke an seine Eliten*, Frankfurt a. M. 1999.
- 118 Vgl. David Lewis, *The Secret Life of Adolf Hitler*, London 1977, S. 52 ff.
- 119 Vgl. Langer, *Hitler-Psychogramm*, S. 140.
- 120 *Hitler, Mein Kampf*, S. 176 f.
- 121 *Ebd.*, S. 235.
- 122 Vgl. Hans von Tresckow, *Von Fürsten und anderen Sterblichen. Erinnerungen eines Kriminalkommissars*, Berlin 1922, S. 112, 135 und passim; außerdem die Zeugnisse bei Karl-Heinz Janßen/Fritz Tobias, *Der Sturz der Generäle. Hitler und die Blomberg-Fritsch-Krise 1938*, München 1994, S. 107.
- 123 So die Beobachtung des Journalisten Karl Tschuppik 1927 in einem Artikel für das »Tagebuch«, abgedruckt in: Wolfgang Weyrauch (Hg.), *Ausnahmestandard. Eine Anthologie aus »Weltbühne« und »Tagebuch«*, München 1966, S. 295 f.

Drittes Kapitel

- 1 Vgl. Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 185 und 200 f.
- 2 Ernst Röhm, Die Geschichte eines Hochverrätters, München 1934 (6. Aufl.), S.115.
- 3 Vgl. Peter Longeric, Die braunen Bataillone. Geschichte der SA, München 1989, S. 15.
- 4 Zur Biographie und militärischen Karriere dieses unverheirateten Kunstmalersohnes vgl. Wächter, Die Macht der Ohnmacht, S. 79 ff.; hier wird allerdings die Verbindung zu Röhm nur am Rande erwähnt.
- 5 Röhm, Hochverräter, S. 158. Vgl. auch Wächter, Epp, S. 87 ff.
- 6 Hierüber wird Brigitte Hamann in ihrem Buch über Winifred Wagner – mit Blick auf die gemeinsamen Bayreuth-Besuche des Paares Röhm-Epp – genauer berichten.
- 7 Vgl. Otto Wagener, Hitler aus nächster Nähe. Aufzeichnungen eines Vertrauten 1929-1932, hrsg. von Henry A. Turner, Frankfurt a.M. 1978, S. 197. Ebenso Röhm's Anwalt Walter Luetgebrune, vgl. Ernst von Salomon, Der Fragebogen, Hamburg 1951, S. 449.
- 8 Vgl. «Mend-Protokoll», in: HStA München, Abt. IV, HS 3231.
- 9 Epp an General von Möhl vom 16.2.1922, in: BAK, N 1101/92; zit. nach Wächter, Epp, S. 92.
- 10 Vgl. Longeric, Bataillone, S. 15 ff.
- 11 Hitler, Mein Kampf, S. 3 91.
- 12 Gerhard Rossbach, Mein Weg durch die Zeit. Erinnerungen und Bekenntnisse, Weilburg 1950, S. 215.
- 13 Röhm, Hochverräter, S. 9 f. und 313.
- 14 Vgl. hierzu im einzelnen Ulfried Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung. Jungenfreundschaft und Sexualität im Diskurs von Jugendbewegung, Psychoanalyse und Jugendpsychologie am Beginn des 20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 1994.
- 15 Erschienen in: Der Eigene, Nr. 10,1925, S. 415-425; hiernach auch die folgenden Zitate.
- 16 Hans Blüher, Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Eine Theorie der menschlichen Staatsbildung nach Wesen und Wert, Stuttgart 1962, S. 28.
- 17 Hans Blüher, Werke und Tage. Geschichte eines Denkers, München 1953, S. 256.
- 18 Vgl. Weissbuch über die Erschiessungen des 30. Juni 1934. Authentische Darstellung der deutschen Bartholomäusnacht, Paris 1934, S. 124 f.
- 19 Interview mit Friedrich Karl Freiherr von Eberstein von 1975, in: IfZ München, ZS 539.
- 20 Röhm, Hochverräter, S. 356.

- 21 Dieses Briefkonvolut aus dem Jahre 1929 befindet sich in: StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 28791/41.
- 22 Anonymus, Nationalsozialismus und Inversion, in: Mitteilungen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, Nr. 32, Januar/März 1932, S. 340–345. Die folgenden Zitate befinden sich auf den Seiten 341, 343 und 345.
- 23 Röhm an Heimsoth vom 25. 2. 1929, in: Mitteilungen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, Nr. 33, April/August 1932, S. 394.
- 24 Vgl. Unterredung mit General Ritter von Hörauf am 10. 11. 1951, in: IfZ München, ZS 70.
- 25 Vgl. Konrad Heiden, Adolf Hitler. Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit. Eine Biographie, Zürich 1936, S. 237; hierzu auch Heinz Höhne, Mordsache Röhm. Hitlers Durchbruch zur Alleinherrschaft 1933–1934, Reinbek 1984, S. 80.
- 26 Besprechung mit General Ritter von Hörauf am 12. 11. 1951, in: IfZ München, ZS 70.
- 27 Röhm an Heimsoth vom 25. 2. 1929, in: Mitteilungen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, Nr. 33, April/August 1932, S. 394.
- 28 Vgl. Münchener Post, Nr. 147 vom 30. 6. 1931; Röhm, Hochverräter, S. 269.
- 29 Vgl. Röhm, Hochverräter, S. 362 f. und 267 ff.
- 30 Hans Frank, Im Angesicht des Galgens. Deutung Hitlers und seiner Zeit auf Grund eigener Erlebnisse und Erkenntnisse, München-Gräfelfing 1953, S. 88 f.
- 31 Ludecke, I knew Hitler, S. 245.
- 32 Herausgegeben von dem sozialdemokratischen Emigranten Helmuth Klotz, der uns noch in einem späteren Kapitel beschäftigen wird; erschienen sind diese dem General Ferdinand von Bredow zugeschriebenen Aufzeichnungen zunächst Anfang 1934 in der Prager Zeitung ›Wahrheit‹, Nr. 7–36; vgl. die Kopien der Artikelfolge in: IfZ München, ED 86 (Bredow), Bd. 7. – Noch im gleichen Jahr wurden die Blätter auch in London und New York unter dem Titel ›The Berlin Diaries‹ veröffentlicht. Röhm wird hier als »Hitlers bessere Hälfte« bezeichnet.
- 33 Hanfstaengl, Zwischen Weißem und Braunem Haus, S. 97.
- 34 Vgl. Röhm, Hochverräter, S. 215.
- 35 Die vorstehenden Zitate alle nach Röhm, Hochverräter, S. 340, 349 und 348.
- 36 Vgl. zum Beispiel die Tagebucheintragung von Joseph Goebbels vom 15. 5. 1928 nach einem Besuch in München, wo er Hitler und Röhm in trauriger Eintracht traf, in: Elke Fröhlich (Hg.), Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente, Bd. I/1, München u. a. 1987, S. 224.
- 37 Vgl. Margarete Plewnia, Auf dem Weg zu Hitler. Der »völkische« Publizist Dietrich Eckart, Bremen 1970, S. 113 f.

- 38 Frankfurter Zeitung, Nr. 150 vom 23. 3. 1943; der mit dem Kürzel »hk« (für Herbert Küsel) gezeichnete Artikel trug den schlichten Titel »Dietrich Eckart. Geboren am 23. März 1868«.
- 39 Protokoll der polizeilichen Vernehmung Eckarts am 15. 11. 1923, in: BAB, NS 26/2180.
- 40 So Hitler in seinem Artikel »10 Jahre Kampf« für den »Illustrierten Beobachter« vom 3. 8. 1929.
- 41 So der Bericht des Eckart-Freundes Fleischhauer in seinem Brief an den Mitarbeiter des NSDAP-Archivs Ruttke vom 7. 4. 1938, in: BAB, NS 26/1311.
- 42 So Hitler in seinem aufschlußreichen Monolog vom 16./17. 1. 1942, in: Werner Jochmann (Hg.), Adolf Hitler. Monologe im Führerhauptquartier 1941–1944, München 1980, S. 208.
- 43 Vgl. Hans Hinkel, Einer unter Hunderttausend, München 1938, S. 69.
- 44 Vgl. die Aufzeichnung von Franz Xaver Bauer, in: BAB, NS 26/2183.
- 45 Vgl. Ludecke, I knew Hitler, S. 122 f.
- 46 Christa Schroeder, Er war mein Chef. Aus dem Nachlaß der Sekretärin von Adolf Hitler, hrsg. von Anton Joachimsthaler, München 1985, S. 65.
- 47 Alfred Rosenberg (Hg.), Dietrich Eckart. Ein Vermächtnis, München 1928.
- 48 Ebd., S. 16 f.
- 49 Zit. nach Richard Linsert, Kabale und Liebe. Über Politik und Geschlechtsleben, Berlin 1931, S. 296 f. – Nachgerade verblüffend ist zu lesen, daß Hitler sich am 18. 10. 1920 auf einer Veranstaltung der NSDAP ganz ähnlich über den »Schweinejuden« Hirschfeld geäußert hatte, »den er des geistigen Mordes an Tausenden von deutschen Volksgenossen bezichtigte«. Und er hatte hinzugefügt: »Da muß sich das Volk selbst helfen und Volksjustiz ausüben.« Zit. nach der Dokumentation »Hitler als Parteiredner im Jahre 1920«, in: VfZ, Bd. 11 (1963), S. 323.
- 50 Zit. nach Rosenberg (Hg.), Vermächtnis, S. 15.
- 51 Guido Karl Bomhard an Philipp Feldl vom 2. 8. 1935, in: BAB, NS 26/1307.
- 52 Vgl. hierzu im einzelnen Hans-Günther Reichel, Das Königliche Schauspielhaus unter Georg Graf von Hülsen-Häseler 1903–1918, Berlin (West) 1962, S. 3, 34 und 89–94.
- 53 Über die freundschaftliche Verbindung der beiden informiert der teilweise erhaltene Briefwechsel, in: BAK, Kleine Erwerbungen, Nr. 124.
- 54 Rosenberg (Hg.), Vermächtnis, S. 18.
- 55 Vgl. Plewnia, Weg, S. 29 ff.
- 56 Bomhard an Feldl vom 2. 8. 1935, in: BAB, NS 26/1307 (Hervorhebung im Original).

- 57 Jochmann (Hg.), *Monologe*, S. 208.
- 58 Vgl. Hermann Wilhelm, *Dichter, Denker, Fememörder. Rechtsradikalismus und Antisemitismus in München von der Jahrhundertwende bis 1921*, Berlin 1989, S. 105 f.
- 59 Vgl. *Völkischer Beobachter*, Nr. 61 vom 4. 8. 1921 (»Der Gaunerstreich gegen Hitler«).
- 60 Vgl. Plewnia, *Weg*, S. 78 ff.
- 61 Vgl. Eckarts Artikel »Enthüllungsdelirium der Post« im »Völkischen Beobachter«, Nr. 81 vom 26. 10. 1921.
- 62 Vgl. Plewnia, *Weg*, S. 94 ff. – Wenn die mündliche Mitteilung von Hermann Esser richtig ist, daß Hitler schon im Herbst 1919 auf Eckart traf (ebd., S. 66 und 128), dann spricht sogar einiges dafür, in Eckart den »intellektuellen Urheber« des Briefes vom 16. 9. 1919 zu sehen, in dem Hitler zum ersten Mal seinen »Antisemitismus der Vernunft« darlegte. Das Originaldokument in: HStA München, Abt. IV, Gruppenkommando 4, Bd. 50/8, Aufzeichnungen, S. 88 ff.
- 63 Zit. nach *Münchener Post*, Nr. 177 vom 1. 8. 1922 (»Der getreue Eckart«).
- 64 Zit. nach den unveröffentlichten »Lebenserinnerungen« des Gustav Ritter von Kahr von 1928, in: HStA München, NL Kahr, Nr. 51, S. 1177.
- 65 Vgl. Picker, *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*, S. 108 f.
- 66 Ebd., S. 116.
- 67 Reck-Malleczewen, *Tagebuch eines Ver zweifelten*, S. 23 f.
- 68 Rossbach, *Mein Weg*, S. 215.
- 69 Vgl. Alfred Kruck, *Geschichte des Alldeutschen Verbandes 1890–1939*, Wiesbaden 1954, S. 192.
- 70 BAK, NL 659 Claß, FC 1734 N, Manuskript, S. 8 f.
- 71 Rudolf Pechel, *Deutscher Widerstand*, Erlenbach-Zürich 1947, S. 280. Für einen anderen Beobachter der rechtsradikalen Szene war Hitler »dem Teufel jener Primadonna-Eitelkeit zum Opfer gefallen, die, in glänzender Stellung vom Jubel überfüllter Zuschauerräume umrauscht, sich selbst nicht als Schauspieler fühlt, sondern als Spieler und Dichter zugleich. Andere, die sich um ihn drängten, trugen gleiche Schuld. Sie stachelten seinen Ehrgeiz. Sie logen ihn für sich und andere zum Schöpfer und Führer um.« Max Maurenbrecher, Adolf Hitler, in: *Deutsche Zeitung*, Nr. 408 vom 10. 11. 1923.
- 72 Zit. nach Detlev Clemens, *Herr Hitler in Germany. Wahrnehmung und Deutung des Nationalsozialismus in Großbritannien 1920 bis 1939*, Göttingen 1996, S. 47.
- 73 Hierzu im einzelnen Kershaw, *Hitler*, Bd. 1, S. 230 ff.
- 74 Vgl. hierzu etwa die unveröffentlichten »Lebenserinnerungen« des Gustav Ritter von Kahr, in: HStA München, NL Kahr, Nr. 51, S. 1166 a/1167.

- 75 Nach der Beobachtung von Kurt Lüdecke schwankte Eckart immer wieder zwischen Grosszügigkeit und Eifersucht; vgl. ders., I knew Hitler, S. 123.
- 76 Vgl. auch Jochmann (Hg.), Monologe, S. 203 f.
- 77 Das folgende nach Ernst Hanfstaengls Memorandum «Adolf Hitler» von 1942, in: Franklin D. Roosevelt Library (New York), Henry Field's Papers, Box 44, S. 34 ff.
- 78 Gleichwohl feierte der «Völkische Beobachter», Nr. 49 vom 24.3.1923, Eckart aus Anlass von dessen 54. Geburtstag noch als «allverehrten Vorkämpfer und geistigen Wegbereiter der nationalsozialistischen Bewegung».
- 79 Bomhard an Feldl vom 2.8.1935, in: BAB, NS 26/1307.
- 80 Im Jahr 1924 posthum unter dem Titel ‚Der Bolschewismus von Moses bis Lenin‘ in München veröffentlicht.
- 81 Zit. nach Baldur von Schirach, Ich glaubte an Hitler, Hamburg 1967, S. 24.
- 82 Vgl. Lüdecke, I knew Hitler, S. 119.
- 83 Friedrich Christian Prinz zu Schaumburg-Lippe,... Verdammte Pflicht und Schuldigkeit... Weg und Erlebnis 1914-1933, Leoni am Starnberger See 1966, S. 273 f.
- 84 Die folgenden Ausführungen zu Hanfstaengls Ausbildungsgang nach seinem Militärakt, in: HStA München, Abt. IV, OP 32067; seinen Promotionsunterlagen, in: Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität München, O N prom 1927/28; sowie den Angaben seines Sohnes Egon Hanfstaengl gegenüber dem Autor.
- 85 Hans von Kaltenborn, Fifty Fabulous Years. 1900-1950, New York 1950, S. 51.
- 86 Hanfstaengl, Aussenseiter, S. 7 ff.
- 87 Vgl. Hanfstaengls Darstellung in dem Artikel «Ich habe gewarnt» in der «Badischen Illustrierten Woche», Nr. 50 vom 15.12.1951.
- 88 Josephine Ewers an Hanfstaengl vom 15.12.1951, in: Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Teil-Nachlass Josephine Ewers (Hervorhebung im Original).
- 89 Hanfstaengl an Josephine Ewers vom 19.12.1951, in: ebd.
- 90 Zu Ewers' Biographie vgl. im einzelnen Wilfried Kugel, Der Unverantwortliche. Das Leben des Hanns Heinz Ewers, Düsseldorf 1992.
- 91 Zit. nach ebd., S. 247.
- 92 Vgl. Hanfstaengl, Aussenseiter, S. 7 f.
- 93 Vgl. hierzu George Chauncey, Gay New York. Gender, Urban Culture, and the Making of the Gay Male World 1890-1914, New York 1994.
- 94 Brief vom 12.5.1920, hier nach David George Marwell, Unwanted Exile. A Biography of Ernst «Putzi» Hanfstaengl, Ph. D., New York 1988, S. 60.

- 95 Gespräch des Autors mit Egon Hanfstaengl in München am 21.10.2000.
- 96 Ernst Hanfstaengl, Wie ich Adolf Hitler kennenlernte, in: Der Freiheitskampf, Nr. 293 vom 21.10.1934.
- 97 Vgl. Lüdecke, I knew Hitler, S. 94 f.
- 98 Schreiben Gottfried Feders an Hitler vom 10.8.1923, zit. nach Oron James Hale, Gottfried Feder calls Hitler to Order: An Unpublished Letter on Nazi Party Affairs, in: The Journal of Modern History, Bd. 30 (1958), S. 360.
- 99 Münchener Post, Nr. 260 vom 11.11.1930 («Eine Rückendeckung für Hitlers Aussenbeziehung. Wer ist Ernst Hanfstängl?»).
- 100 Die vorstehenden Zitate alle nach den unveröffentlichten Hanfstaengl-Erinnerungen von 1956, in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 101 Vgl. die bei Philip Metcalfe, Berlin 1933. Das Jahr der Machtergreifung, Stuttgart 1989, S. 43 ff., angeführten Eindrücke amerikanischer Diplomaten und Journalisten.
- 102 Hitler an Rosenberg vom 2.4.1925, in: Archives du centre de documentation juive contemporaine Paris, document LXII – 1.
- 103 Nach den 1939/40 niedergeschriebenen «Notes» von Helene Niemeyer, geschiedene Hanfstaengl, die mir ihr Sohn Egon freundlicherweise zur Verfügung stellte.
- 104 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 105 Ebd.; vgl. auch Schroeder, Chef, S. 189 f.
- 106 Hanfstaengl, Aussenseiter, S. 54 und 81.
- 107 Vgl. die zahlreichen Hinweise bei Klaus Harpprecht, Thomas Mann. Eine Biographie, Reinbek 1995; ausserdem Karl Werner Böhm, Zwischen Selbstzucht und Verlangen. Thomas Mann und das Stigma der Homosexualität, Würzburg 1991, S. 249 ff. – Nicht zuletzt durch die Thomas-Mann-Forschung wissen wir um die «befreiende Wirkung», um die «Ventilfunktion», die besonders die Musik Wagners für Homosexuelle gehabt haben muss.
- 108 Gespräch mit dem Autor am 15.11.2000 in München.
- 109 Hanfstaengl, Aussenseiter, S. 56.
- 110 Vgl. Rosenbaum, Die Hitler-Debatte, S. 276 f.
- 111 Hitler-Liederbuch 1924, München 1924; darin: ‚Hitler-Lied‘, ‚Deutsche voran‘ und ‚Hitler-Medizin‘.
- 112 Eugenio Dollmann, Roma Nazista, Milano 1949, S. 25 f. (Für diese wie auch die folgenden Übersetzungen aus dem Italienischen danke ich Bianca Matthäi.)
- 113 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 114 Münchener Post, Nr. 260 vom 11.11.1930.

- 115 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: B SB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 116 Schreiben Gottfried Feders an Hitler vom 10.8.1923, zit. nach Oron James Hale, Gottfried Feder calls Hitler to Order: An Unpublished Letter on Nazi Party Affairs, in: *The Journal of Modern History*, Bd. 30 (1958), S. 360 ff.
- 117 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 118 Vgl. zu diesem Vorgang: StA München, Polizeidirektion München, Nr. 10082.
- 119 Zum folgenden Dollmann, *Roma Nazista*, S. 26 ff.
- 120 Von solchen Attentatsplänen berichtete die ‚Münchener Post‘, Nr. 13 vom 15.1.1924.
- 121 Vgl. hierzu neben den unveröffentlichten Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47, vor allem die unveröffentlichte Abhandlung ‚Die Wahrheit zum 9. November 1923‘ von Jobst von Lossow, einem Neffen des Reichswehrgenerals, in: HStA München, Abt. IV, HS 3388; ausserdem Fest, *Hitler*, S. 326.
- 122 Im Privatbesitz der Familie Hausleitner, Zell. Ich danke der Familie für die freundliche Überlassung von Kopien aus diesen Papieren.
- 123 Jochmann (Hg.), *Monologe*, S. 204f. – Vgl. zu Hitlers Bedürfnis nach Anonymität auch Ulrich Chaussy, *Nachbar Hitler. Führerkult und Heimatzerstörung am Obersalzberg*, Berlin 2001, S. 30 ff.
- 124 Zur Biographie dieses alten Freikorpskämpfers vgl. Günter Rinke, *Sozialer Radikalismus und hündische Utopie. Der Fall Peter Martin Lampel*, Frankfurt a.M. 2000. – Lampels unveröffentlichte Memoiren befinden sich in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, NL Lampel, NK432.
- 125 Lampel, *Niemandes Knecht*, S. 416 ff., in: ebd.
- 126 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.

Viertes Kapitel

- 1 Vgl. hierzu jetzt Barbara Zehnpfennig, *Hitlers «Mein Kampf»*, München 2000; und als Standardwerk: Eberhard Jäckel, *Hitlers Weltanschauung*, Stuttgart 1991 (4. Aufl).
- 2 Vgl. zur politischen Neuorientierung, zum Aufbau des Führermythos und zum Aufstieg Hitlers zum unbestrittenen Parteichef die entsprechenden Kapitel bei Kershaw, *Hitler*, Bd. 1.
- 3 Vgl. die Abbildung bei Wulf Schwarzwäller, «Der Stellvertreter des

- Führers.« Rudolf Heß. Der Mann in Spandau, Wien/München/
Zürich 1974, Bildteil.
- 4 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
 - 5 England – Nürnberg – Spandau. Gefangener des Friedens. Antwort aus Zelle Sieben, Leoni 1984, S. 102.
 - 6 Albert Krebs, Tendenzen und Gestalten der NSDAP. Erinnerungen an die Frühzeit der Partei, Stuttgart 1959, S. 171.
 - 7 Die vorstehenden Zitate bei: Otto Strasser, Gangsters around Hitler, London 1942, S. 38; Interview mit Ernst Hanfstaengl am 28. 10. 1951, in: IfZ München, ZS 60; die beiden folgenden Zitate nach Peter Padfield, Hess. Flight for the Führer, London 1991, Prolog; Erich Ebermayer, Denn heute gehört uns Deutschland ... Persönliches und politisches Tagebuch, Hamburg/Wien 1959, S. 381. – Zur Frage der Homosexualität von Heß vgl. auch Hergemöller, Mann für Mann, S. 350 ff., mit weiteren Literaturhinweisen.
 - 8 Die Deutsche Revolution, Nr. 9 vom 8. 7. 1934 (»Gilt der § 175 nur für Tote? Eine Frage an Adolf Hitler«); vgl. außerdem Die Deutsche Revolution, Nr. 10 vom 15. 7. 1934 (»Liste homosexueller Großwürdenträger des Hitler-Regimes«).
 - 9 Ludecke, I knew Hitler, S. 586 f.
 - 10 Heß an Ilse Pröhl vom 24. 10. 1923, in: Rudolf Heß, Briefe 1908–1933 (hrsg. von Wolf Rüdiger Heß. Mit einer Einführung und Kommentaren von Dirk Bavendamm), München/Wien 1987, S. 309. Diese von dem Sohn von Rudolf Heß herausgegebene Briefausgabe ist der seltene Glücksfall einer Sammlung von authentischen Selbstzeugnissen eines Hitler-Vertrauten. Allerdings handelt es sich nur um eine Auswahl von Briefen, die zudem nur verstümmelt wiedergegeben sind. Aus Rücksicht auf noch lebende Familienmitglieder wurden »Briefe allzu intimen Charakters« (Einführung, S. 8) nicht mit aufgenommen.
 - 11 Heß an seine Kusine Milly Kleinmann vom 11. 4. 1921, in: Heß, Briefe 1908–1933, S. 267.
 - 12 Heß an Ilse Pröhl vom 23. 7. 1924, in: ebd., S. 346.
 - 13 Vgl. zur Biographie von Rudolf Heß vor allem Kurt Pätzold/Manfred Weißbecker, Rudolf Heß. Der Mann an Hitlers Seite, Leipzig 1999, hier S. 12–87.
 - 14 Ilse Heß, Schicksal in Briefen, S. 48.
 - 15 Vgl. zum Charakter dieser Freundschaft Hans-Adolf Jacobsen, Karl Haushofer. Leben und Werk, Bd. 1: Lebensweg 1869–1946 und ausgewählte Texte zur Geopolitik, Boppard 1979, S. 225 ff.
 - 16 Heß an seine Eltern vom 17. 6. 1920, in: Heß, Briefe 1908–1933, S. 261.

- 17 Zit. nach Jacobsen, Karl Haushofer, S. 2 31.
- 18 So Ilse Hess 1972 gegenüber Hans-Adolf Jacobsen; zit. nach ebd., S. 227 f.
- 19 So die Bezeichnung in den Briefen von Hess vom 31.8.1946 bzw. 19.7.1953, in: Ilse Hess, Schicksal in Briefen, S. 110 und 301.
- 20 Hess an seine Kusine Milly Kleinmann vom 11.4.1921, in: Hess, Briefe 1908-1933, S. 267.
- 21 Parteimitglied Heinrich Dolle an Hitler 1921, zit. nach Schwarzwäller, Stellvertreter, S. 81.
- 22 Völkischer Beobachter, Nr. 63 vom 11.8.1921 («Zum Flugblatt gegen Hitler»).
- 23 Hess an Gustav Ritter von Kahr vom 17.5.1921, in: IfZ München, F18, S. 5f.
- 24 Ilse Hess, Schicksal in Briefen, S. 43.
- 25 Anonymos (Karl Mayr), I was Hitler's Boss, in: Current History, Bd. 1, Nr. 3, November 1941, S. 198. Im Spandauer Gefängnis bestätigte Hess später, dass er gemeinsam mit Hitler dessen Reden einstudiert habe; vgl. Eugene K. Bird, Hess. Der «Stellvertreter des Führers». Englandflug und britische Gefangenschaft, München 1974, S. 302, hier nach Pätzold/Weissbecker, Hess, S. 474.
- 26 Völkischer Beobachter, Nr. 63 vom 11.8.1921 («Zum Flugblatt gegen Hitler»).
- 27 Vgl. Raffael Scheck, Swiss Funding for the Early Nazi Movement. Motivation, Context, and Continuities, in: The Journal for Modern History, Bd. 71 (1999), S. 803.
- 28 Vgl. etwa die Briefe an seine Freundin vom 31.8.1922, 11.9.1922, 13.9.1922 oder 10.8.1923, in: Hess, Briefe 1908-1933.
- 29 Hess an seine Mutter vom 16.5.1924, in: ebd., S. 325.
- 30 Vgl. Hans Kallenbach, Mit Adolf Hitler auf Festung Landsberg, München 1933, S. 55.
- 31 Notiz eines Gesprächs des Anstaltsdirektors mit Hansjörg Maurer vom 4.12.1924, zit. nach Winfried Schmidt (Hg.): «... war gegen den Führer äusserst frech ...» Der Chefredakteur und nachmalige Tierarzt Hansjörg Maurer und seine Würzburger politischen Tagebuchblätter aus den Jahren 1936 und 1937, Karlstadt 1999, S. 53. – Auch den «wiederholten Bitten, im Sommer mit nacktem Oberkörper sich im Festungsgarten zu ergehen», habe der Direktor nicht entsprochen. Das berichtet der Gefängnisbeamte Franz Hemmrich in seinen unveröffentlichten Erinnerungen: Die Festung Landsberg am Lech (1970), in: IfZ München, ED 153.
- 32 Hess an Ilse Pröhl vom 28.5.1924, in: Hess, Briefe 1908-1933, S. 326.
- 33 Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 299.
- 34 Vgl. Bruno Hipler, Hitlers Lehrmeister. Karl Haushofer als Vater der NS-Ideologie, St. Ottilien 1996, S. 108 f. bzw. 121 f.

- 35 So die Selbstbezeichnung von Heß gegenüber Albert Krebs, zit. nach Krebs, Tendenzen und Gestalten, S. 170.
- 36 Heß an seine Eltern vom 24. 4. 1925, in: Heß, Briefe 1908–1933, S. 367.
- 37 So Joseph Goebbels in der Tagebucheintragung vom 13. 4. 1926 nach seiner ersten Begegnung mit Heß, in: Goebbels-Tagebücher, S. 172.
- 38 Vgl. hierzu jetzt auch Chaussy, Nachbar Hitler, S. 29 ff.
- 39 Heß an seine Mutter vom 14. 1. 1928, in: Heß, Briefe 1908–1933, S. 390.
- 40 Heß an seine Eltern vom 20. 11. 1927, hier nach Wolf Rüdiger Heß, Mord an Rudolf Heß?, Leoni 1989, S. 41 f.
- 41 Zit. nach Hanfstaengl, Zwischen Weißem und Braunem Haus, S. 324.
- 42 Zit. nach Schwarzwäller, Stellvertreter, S. 101.
- 43 Protokoll eines Gesprächs mit Hitlers Leibarzt Karl Brandt vom Sommer 1945, in: Schlie (Hg.), Albert Speer, S. 237; sowie Heß an seine Frau vom 26. 6. 1947, in: Ilse Heß, Schicksal in Briefen, S. 147.
- 44 Goebbels-Tagebücher I/1 (1987), S. 144, 173, 389 und 172 (Einträge vom 23. 11. 1925, 13. 4. 1926, 22. 6. 1929 und 13. 4. 1926).
- 45 Heß an Ilse Pröhl, 29. 6. 1924, in: Heß, Briefe 1908–1933, S. 342.
- 46 Goebbels-Tagebücher I/1 (1987), S. 175 (Eintrag vom 19. 4. 1926).
- 47 Ilse Heß, Schicksal in Briefen, S. 23.
- 48 Vgl. zum »Fall Wyneken« den entsprechenden Abschnitt bei Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung, S. 195 ff. – Des weiteren Thijs Maasen, Pädagogischer Eros. Gustav Wyneken und die Freie Schulgemeinde Wickersdorf, Berlin 1995.
- 49 Gustav Wyneken, Eros, Lauenburg 1921, S. 48 f.
- 50 Blüher, Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft, S. 243 bzw. 248.
- 51 Heß an Ilse Pröhl vom 24. 10. 1923, in: Heß, Briefe 1908–1933, S. 309.
- 52 Heß an seine Frau vom 4. 6. 1950, in: Ilse Heß, Schicksal in Briefen, S. 215.
- 53 Ilse Heß an Heß vom 11. 10. 1954, in: ebd., S. 256 (Hervorhebung im Original).
- 54 Heß an seine Frau vom 31. 1. 1933, in: Heß, Briefe 1908–1933, S. 425 f.
- 55 Rundfunkrede vom 25. 6. 1934, zit. nach dem Abdruck im »Völkischen Beobachter«, Nr. 177 vom 26. 7. 1934.
- 56 So Hitler in einer Rede auf dem NSDAP-Parteitag am 30. 1. 1922, in: Jäckel/Kuhn (Hg.), Hitler, S. 559.
- 57 Vgl. das von Hitler ausgestellte Arbeitszeugnis für Maurice vom 1. 8. 1928, in: IfZ München, ZS 270. – Vgl. ebenso den Lebenslauf von Maurice vom 23. 2. 1948, in: StA München, Spruchkammer, Karton 1131.

- 58 So Schaub in einer Befragung am 26. 7. 1951, in: IfZ München, ZS 137.
- 59 Vgl. zu seinem Lebenslauf allgemein die Spruchkammerakten, in: StA München, Spruchkammer, Karton 1131.
- 60 Vgl. Kallenbach, Mit Adolf Hitler, 1933, S. 55 f.
- 61 Henriette von Schirach, Frauen um Hitler. Nach Materialien von Henriette von Schirach, München 1983, S. 55.
- 62 Goebbels-Tagebücher I/1 (1987), S. 192 (Eintrag vom 12. 7. 1926).
- 63 Maurice an Hitler vom 24. 1. 1925, in: IfZ München, ZS 270. – Maurice betonte 1933 stolz, er sei ein »Duzfreund des Führers«, so in einem Fragebogen für die ersten Mitglieder der NSDAP vom 8. 10. 1933, in: BAB, BDC Emil Maurice. – Vgl. auch Hitlers Geburtstagsgruß für Maurice vom 19. 1. 1925, faksimiliert in: Kallenbach, Mit Adolf Hitler auf Festung Landsberg, S. 150.
- 64 Vgl. Hitler an Maurice vom 13. 9. 1927, faksimiliert in: Picker, Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, Bildteil.
- 65 Das bestätigen nicht zuletzt die Spruchkammerunterlagen, in: StA München, Spruchkammer, Karton 1131. – Die Akten der Polizeidirektion München über Maurice sind nicht mehr aufzufinden.
- 66 Hitler, Mein Kampf, S. 566.
- 67 Heß an seine Frau vom 19. 9. 1954, in: Ilse Heß, Schicksal in Briefen, S. 254.
- 68 Schirach, Frauen, S. 58 bzw. 62.
- 69 Kallenbach, Mit Adolf Hitler, 1933, S. 92. – Vgl. hierzu auch Hemmrich, Erinnerungen, in: IfZ München, ED 153, Bl. 33.
- 70 Kallenbach, Mit Adolf Hitler, 1933, S. 93. – Vgl. auch ders., Mit Adolf Hitler, 1943, S. 102 ff.
- 71 Heinrich Hoffmann, Hitler was my Friend, London 1955, S. 145.
- 72 Hemmrich, Erinnerungen, in: IfZ München, ED 153, Bl. 44.
- 73 Zit. nach Nerin Erin Gun, Eva Braun-Hitler. Leben und Schicksal, Kiel 1994 (Neuaufgabe), S. 20.
- 74 Schroeder, Chef, S. 153.
- 75 Zit. nach Gun, Eva Braun-Hitler, S. 57.
- 76 Vgl. Schirach, Frauen, S. 244 f.; unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47; sowie ders., Außenseiter, S. 184; Goebbels-Tagebücher I/2 (1987), S. 253 (Eintrag vom 5. 10. 1932).
- 77 Schroeder, Chef, S. 157 ff. – Hitler korrespondierte noch 1934 mit Ada Klein; vgl. den Faksimileabdruck eines Briefes von »Wolf« an diese Freundin vom 30. 9. 1934, in: Joachimsthaler, Hitlers Weg begann in München 1913–1923, S. 299.
- 78 Vgl. zum folgenden Günter Peis, Hitlers unbekannte Geliebte, in: Der Stern, Nr. 24, 1959, S. 28–34 und 62–65; sowie Gun, Eva Braun-Hitler, S. 58 ff.

- 79 Hitler an Maria Reiter vom 23.12.1926, faksimiliert abgedruckt in: Peis, *Unbekannte Geliebte*.
- 80 Aussage von Rudolf Pfeiffer-Bechstein in der Fernsehdokumentation «Die Frauen und Hitler», Erster Teil, Regie: Thomas Hausner, Bayerischer Rundfunk 2000.
- 81 Die jüngste, allerdings zu quellenunkritisch gearbeitete Studie zu diesem Verhältnis stammt von: Ronald Hayman, *Hitler & Geli*, New York/London 1997.
- 82 Vgl. Anna Maria Sigmund, *Die Frauen der Nazis*, Wien 1998, S. 136 und 138; sowie Schroeder, *Chef*, S. 296 (hier Anmerkungsteil, bearbeitet von Anton Joachimsthaler); vgl. weiterhin Alfred Maleta, *Bewältigte Vergangenheit. Österreich 1932-1945*, Graz 1981, S. 4.8 ff.
- 83 Hess an seine Familie vom 17.9.1927, in: Hess, *Briefe 1908-1933*, S. 384f.
- 84 Dieser Brief ist faksimiliert in dem Versteigerungskatalog des Münchener Auktionshauses Hermann Historica von 1993 abgedruckt. Er stammt nach Auskunft des Sohnes von Emil Maurice, Dr. Klaus Maurice, aus dem Besitz der Familie; hier zit. nach Sigmund, *Frauen der Nazis*, S. 140f.
- 85 Protokoll der öffentlichen Sitzung der Spruchkammer des Internierungslagers Regensburg vom 13.5.1948, in: StA München, Spruchkammer, Karton 1131.
- 86 Vgl. Lebenslauf von Maurice vom 23.2.1948, in: ebd.
- 87 Zit. nach Gun, *Eva Braun-Hitler*, S. 20.
- 88 Vgl. Schroeder, *Chef*, S. 364. (Anmerkungsteil). – Vgl. zu der gerichtlichen Auseinandersetzung auch die unveröffentlichten Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 4.05/4.7; sowie die eidesstattliche Erklärung von Hans Kallenbach vom 7.5.1947, in: StA München, Spruchkammer, Karton 1131.
- 89 Otto Strasser, *Hitler und ich*, Konstanz 1948, S. 97 f.
- 90 Günter Peis, *Hitlers unbekanntes Geliebte*, in: *Der Stern*, Nr. 24., 1959.
- 91 Briefentwurf von Walter Buch an Hitler vom 1.10.1928, in: Albrecht Tyrell, *Führer befiehl... Selbstzeugnisse aus der «Kampfzeit» der NSDAP. Dokumentation und Analyse*, Düsseldorf 1969, S. 212.
- 92 Goebbels-Tagebücher I/i (1987), S. 24.6 (Eintrag vom 17.7.1928).
- 93 Briefentwurf von Walter Buch an Hitler vom 1.10.1928, in: Tyrell, *Führer befiehl*, S. 212 f. Die in Klammern gesetzte Passage ist von Buch im Original gestrichen.
- 94 Goebbels-Tagebücher I/i (1987), S. 280 (Eintrag vom 19.10.1928).
- 95 Vgl. das von Hitler ausgestellte Arbeitszeugnis für Maurice vom 1.8.1928, in: IfZ München, ZS 270: «Herr Emil Maurice stand in der Zeit vom Juli 1921 bis Januar 1928 in meinen Diensten als Kraftfahrer. Herr

- Maurice hat sich als hervorragender, ausserordentlich sicherer, weit über dem Durchschnitt stehender Fahrer bewährt.»
- 96 Lebenslauf von Maurice vom 23.2.1948, in: StA München, Spruchkammer, Karton 1131.
 - 97 Vgl. Strasser, Hitler und ich, S. 98.
 - 98 Vgl. Protokoll der öffentlichen Sitzung der Spruchkammer des Internierungslagers Regensburg vom 13.5.1948, in: StA München, Spruchkammer, Karton 1131.
 - 99 Nachlass Julius Schaub (Sammlung Irving), Bd. 1, in: IfZ München, ED 100/202, Bl. 3.
 - 100 So Emil Maurice gegenüber Nerin Erin Gun, zit. nach ders., Eva Braun-Hitler, S. 20.
 - 101 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
 - 102 Schroeder, Chef, S. 153.
 - 103 Zit. nach Hoffmann, Friend, S. 150.
 - 104 Schroeder, Chef, S. 235.
 - 105 Schirach, Frauen, S. 64.
 - 106 Vgl. Maurice an Staatsministerium für Sonderaufgaben vom 12.9.1949, in: StA München, Spruchkammer, Karton 1131.
 - 107 Protokoll der öffentlichen Sitzung der Spruchkammer des Internierungslagers Regensburg vom 13.5.1948, in: ebd.
 - 108 Spruch der Berufungskammer vom 17.7.1949, in: StA München, Spruchkammer, Karton 20.
 - 109 Dass es ein solches Schreiben Hitlers vom 13.3.1933 gab, geht aus der eidesstattlichen Erklärung der Witwe von Emil Maurice vom 3.8.1993 hervor, Privatbesitz Dr. Klaus Maurice, dem ich für die freundliche Überlassung einer Kopie herzlich danke.
 - 110 Vgl. München – Hauptstadt der Bewegung (Ausstellungskatalog), München 1993, S. 234.
 - 111 Vgl. Wolfram Selig, Ermordet im Namen des Führers. Die Opfer des Röhm-Putsches in München, in: Winfried Becker/Werner Chrobak (Hg.), Staat, Kultur, Politik. Festschrift für Dieter Albrecht, Kallmünz 1992, S. 341-356, hier S. 344.
 - 112 Berliner Illustrierte Nachtausgabe, Nr. 154 vom 5.7.1934.
 - 113 Vgl. Julius Schaub, Der Führer in der Festung Landsberg, in: Adolf Hitler. Bilder aus dem Leben des Führers, Altona/Bahrenfeld 1936, S. 127h; sowie Abbildung: ebd., S. 118.
 - 114 Ermittlungsbericht betreffend Maurice vom 1.3.1948, in: StA München, Spruchkammer, Karton 1131.
 - 115 Klageerwiderung vom 22.4.1948, in: ebd.
 - 116 Eidesstattliche Erklärung der Ehefrau Dr. Hedwig Maurice vom 3.8.1993, Privatbesitz Dr. Klaus Maurice.

- 117 Vgl. Völkischer Beobachter, Nr. 133 vom 13. 5. 1935.
- 118 Vgl. eidesstattliche Erklärung der Ehefrau Dr. Hedwig Maurice vom 3. 8. 1993, Privatbesitz Dr. Klaus Maurice.
- 119 Geheime Aktenniederschrift von Heinrich Himmler vom 31. 8. 1935, zit. nach Peter Hoffmann, Die Sicherheit des Diktators. Hitlers Leibwachen, Schutzmaßnahmen, Residenzen, Hauptquartiere, München/Zürich 1975, S. 66 f.
- 120 Auguste Behrend, Meine Tochter Magda Goebbels, in: Schwäbische Illustrierte vom 5. 4. 1952.
- 121 Vgl. ebd. sowie die etwas melodramatische Rekonstruktion der Atmosphäre bei Wagener, Hitler aus nächster Nähe, S. 375 ff.
- 122 Zit. nach Leni Riefenstahl, Memoiren, München 1987, S. 201.
- 123 Ludecke, I knew Hitler, S. 418.
- 124 Vgl. Ralf Georg Reuth, Goebbels. Eine Biographie, München 1990, S. 196 ff.; sowie Anja Klabunde, Magda Goebbels. Annäherung an ein Leben, München 1999, S. 144.
- 125 Wagener, Hitler aus nächster Nähe, S. 358.
- 126 Heß an Ilse Pröhl vom 8. 6. 1924, in: Heß, Briefe 1908–1933, S. 332.
- 127 Daß sich die Pietät Hitlers damals in Grenzen hielt, zeigt Anna Maria Sigmund, Frauen der Nazis, S. 154 f.
- 128 Zwischen dem 22. und 26. 5. 1932 hielt sich Hitler tatsächlich auf Wahlkampfreise im Lande Oldenburg auf, vgl. Klaus Schaap, Oldenburgs Weg ins Dritte Reich, Oldenburg 1983, S. 112 ff.; sowie Edgar Grundig, Chronik der Stadt Wilhelmshaven (Typoskript von 1957), Bd. 2, S. 153, in: StA Oldenburg.
- 129 Riefenstahl, Memoiren, S. 159 f.
- 130 Vgl. hierzu Rainer Rother, Leni Riefenstahl. Die Verführung des Talents, Berlin 2000.
- 131 Ludecke, I knew Hitler, S. 476 f.
- 132 Zit. nach Hoffmann, Friend, S. 141.
- 133 Ludecke, I knew Hitler, S. 477.
- 134 Vgl. Curzio Malaparte, Der Staatsstreich, Leipzig 1932, S. 234 bzw. 236.
- 135 Vgl. etwa den Aufsatz von Robert Schirokauer ›Die Frau Hitler‹, den das sozialdemokratische Diskussionsorgan ›Das Freie Wort‹ in Heft 45 vom 6. 11. 1932 veröffentlichte: »Wüßte man nicht von den homosexuellen Verfehlungen der Naziführer und -mitgliedschaft, man müßte sie theoretisch aus dem Charakter dieser Partei schließen.« (S. 7) – Zur politischen Brisanz seines ›Staatsstreichs‹ hat sich Malaparte in der Vorbemerkung zur deutschen Ausgabe seines berühmten Romans ›Kaputt‹ (Stuttgart 1951, S. 7 f.) geäußert.
- 136 Zit. nach Riefenstahl, Memoiren, S. 214. – Vgl. darüber hinaus die Erinnerungen des Gauleiters von Hannover: Hartmann Lauterbacher, Erlebt und mitgestaltet. Kronzeuge einer Epoche 1923 bis 1945, Preußisch Oldendorf 1984, S. 166 f.

- 137 Völkischer Beobachter, Nr. 141 vom 20. 5. 1936 (>Der Führer nahm Abschied von seinem treuen Begleiter<).
- 138 Vgl. Programm der »Beisetzung des Pg. Schreck«, in: BAB, BDC Julius Schreck; sowie Völkischer Beobachter, Nr. 141 vom 20. 5. 1936.
- 139 Zit. nach Kallenbach, Mit Hitler auf der Festung Landsberg, S. 13.
- 140 Rede des Reichsführers SS am Grabe des SS-Brigadeführers Schreck am 19. 5. 1936, in: IfZ München, MA 311, Bl. 1823 f.
- 141 Die Todesursache ist nicht eindeutig geklärt, man sprach von Kieferhöhlenentzündung (Völkischer Beobachter vom 16. 5. 1936), aber auch von Gehirnhautentzündung (Völkischer Beobachter vom 17. 5. 1936).
- 142 Vgl. zu Schrecks Biographie die Unterlagen in: BAB, NS 26/1269.
- 143 Vgl. Hoffmann, Sicherheit des Diktators, S. 22.
- 144 Vgl. Heinz Höhne, Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS, Gütersloh 1967, S. 27 f.
- 145 Oberleitungs-Mitglied Ernst Wagner an Hitler vom 20. 5. 1926, zit. nach ebd., S. 29.
- 146 Vgl. etwa Regierungspräsidium Oberfranken an Polizeidirektion München vom 16. 12. 1925, in: StA München, Polizeidirektion München, Nr. 10148, woraus hervorgeht, daß Schreck auch schon damals mit Hitler unterwegs war.
- 147 Vgl. Herbert Seehofer, Mit dem Führer unterwegs. Kleine Stimmungsbilder einer großen Reise, München 1939, S. 103.
- 148 So Schaub im Völkischen Beobachter, Nr. 140 vom 19. 5. 36 (»Ich hatt' einen Kameraden«).
- 149 »Wie gern bin ich damals ins übrige Reich gefahren!« begeisterte sich Hitler noch am 16./17. Januar 1942 im Führerhauptquartier. In: Werner Jochmann (Hg.), Adolf Hitler, S. 205.
- 150 Vgl. etwa Ludecke, I knew Hitler, S. 583.
- 151 Zit. nach Gitta Sereny, Das Ringen mit der Wahrheit. Albert Speer und das deutsche Trauma, München 1995, S. 133.
- 152 Vgl. Klaus Behnken (Hg.), Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade). Dritter Jahrgang. 1936, Salzhausen 1980, S. 683.
- 153 Nachlaß Julius Schaub (Sammlung Irving), Bd. 2, in: IfZ München, ED 100/203, Bl. 242.
- 154 Julius Schreck, Der Führer auf Reisen, in: Adolf Hitler. Bilder aus dem Leben des Führers, Altona/Bahrenfeld 1936, S. 16.
- 155 Vgl. Interviews mit Friedlinda Wagner, in: Office of Strategic Services, Hitler Source Book, S. 4 f. (hier nach Nizkor Project: www.nizkor.org).
- 156 Mündliche Auskunft von Frau Jobst, Bayreuth, vom 29. 2. 2000 gegenüber dem Autor.
- 157 Magda Schreck an Hitler vom 9. 6. 1936, in: BAB, NS 10/121.

- 158 Maria Schreck an die Reichskanzlei vom 11. 6. 1936, in: ebd.
- 159 Gesprächsnotiz für Bouhler nach einem Telefongespräch mit Schaub vom 25. 6. 1936, in: ebd. Der Umstand, daß Schaub der Übermittler der Nachricht war, läßt den Schluß zu, daß Hitler diese Entscheidung persönlich getroffen hatte.
- 160 So Albert Speer gegenüber Joachim Fest; vgl. Fest, Hitler, S. 716.
- 161 Hans Grimm, Suchen und Hoffen. 1928–1934, Lippoldsberg 1972, S. 11.
- 162 Vgl. Hoffmann, Sicherheit des Diktators, S. 189.
- 163 Vgl. Horst Möller (Hg.), Die tödliche Utopie. Bilder, Texte, Dokumente, Daten zum Dritten Reich, München 1999, S. 15 ff.
- 164 Vgl. Otto Dietrich, 12 Jahre mit Hitler, München 1955, S. 162; vgl. zu Hitlers Aufhalten in Hamburg Werner Johe, Hitler in Hamburg. Dokumente zu einem besonderen Verhältnis, Hamburg 1996, S. 238 f.
- 165 Den Begriff hat Ernst Hanfstaengl geprägt; ders., Außenseiter, S. 310.
- 166 Goebbels-Tagebücher I/1 (1987), S. 551 (Eintrag vom 24. 5. 1930).
- 167 Vgl. Vernehmung von Julius Schaub am 12. 3. 1947, in: StA Nürnberg, KV-Interrogations S-35.
- 168 Schroeder, Chef, S. 42.
- 169 Glückwunschtelegramm von Speer an Schaub vom 21. 8. 1942, in: BAB, NS 51/39, Bl. 55.
- 170 Zit. nach Hans-Otto Meissner, Der letzte Befehl (unveröffentlichtes Manuskript), in: IfZ München, MS 291, S. 4.
- 171 Hanfstaengl, Außenseiter, S. 103.
- 172 Vernehmung von Schaub in Nürnberg am 7. 12. 1946, in: StA Nürnberg, KV-Interrogations S-35.
- 173 Daß Schaub hier viele Kontakte hatte, zeigen die Glückwunschscheiben zu seinem 44. Geburtstag im August 1942, in: BAB, NS 51/39.
- 174 Schroeder, Chef, S. 44.
- 175 Hanfstaengl, Außenseiter, S. 227.
- 176 Schreiben von »Mehreren Einwohnern und Bewohnern der Ickstatt« vom 5. 4. 1923, in: StA München, Polizeidirektion München, Nr. 10142.
- 177 Kallenbach, Mit Adolf Hitler, 1943, S. 79.
- 178 Vgl. Nachlaß Julius Schaub (Sammlung Irving), Bd. 1, in: IfZ München, ED 100/202, Bl. 8.
- 179 Nach Christa Schroeder hat Schaub sogar noch im April 1945, als er eiligst auf den Obersalzberg gekommen war, um die Privatpapiere Hitlers zu vernichten, »seine Freundin« mitgebracht, »eine Tänzerin aus dem »Metropol« in Berlin« (Schroeder, Chef, S. 214).
- 180 Schroeder, Chef, S. 43.

- 181 Goebbels-Tagebücher I/3 (1987), S. 380 (Eintrag vom 23.12.1937).
- 182 Abgedruckt bei Werner Maser, Hitlers Briefe und Notizen. Sein Weltbild in handschriftlichen Dokumenten, Düsseldorf 1973.
- 183 Vgl. Aufstellung über von Hitler an die Reichsbank angewiesene Schecks, in: StA Nürnberg, Nürnberger Dokumente, NG-5346.
- 184 Vgl. Hans-Otto Meissner, Der letzte Befehl (unveröffentlichtes Manuskript), in: IfZ München, MS 292, S.1.~ Vgl. hierzu auch Schroeder, Chef, S. 213.
- 185 Zit. nach Meissner, Befehlen: IfZ München, MS 291, S. 1.

Fünftes Kapitel

- 1 Vgl. Röhm, Die Geschichte eines Hochverrätters, S. 350.
- 2 Vgl. Heinrich Bennecke, Die Memoiren des Ernst Röhm. Ein Vergleich der verschiedenen Ausgaben und Auflagen, in: Politische Studien, Bd. 14 (1963), S. 186-188.
- 3 Vgl. Röhm, Hochverräter, S. 357 ff.
- 4 Vgl. Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 395 ff.
- 5 Vgl. Longenrich, Die braunen Bataillone, S. 93 ff.
- 6 Vgl. Proklamation Adolf Hitlers «An die gesamte SA und SS» vom 2. September 1930, abgedruckt bei Heinrich Bennecke, Hitler und die SA, München/Wien 1962, S. 252.
- 7 Vgl. Zur Stennes-Krise und deren Nachwehen Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 437 ff.; sowie Meinel, Nationalsozialisten gegen Hitler, S. 167 ff.
- 8 Vgl. z.B. die Buchanzeigen in der Bordzeitung der Überseeschiffe des Norddeutschen Lloyd, Lloyd-Zeitung, Nr. 1, Januar 1934.
- 9 Vgl. Wagener, Hitler aus nächster Nähe, S. 195 ff.
- 10 Zit. nach Bennecke, Hitler und die SA, S. 253.
- 11 Eintragung vom 27.2.1931, in: Goebbels-Tagebücher I/2,8.27. – «Dieses Laster grassiert wie die Pest», so hatte Goebbels schon am 2.6.1929 in seinem Tagebuch notiert. «Mir ist das so in der Seele zuwider, dass ich nicht einmal das Verständnis dafür aufbringen kann, das ich für jeden Raubmörder übrig habe.» (Ebd., S. 381)
- 12 Ebd., S. 125 (Eintrag vom 9.2.1932).
- 13 Vgl. Peter Martin Lampel, Niemandes Knecht (unveröffentlichte Memoiren), in: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, NL Lampel, NK 432,8.418.
- 14 Vgl. zu Heines: Gerhard Rossbach, Mein Weg durch die Zeit, S. 137 ff. und 234; sowie Lüdecke, I knew Hitler, S. 246, 351, 619 und bes. 777; des weiteren Hergemöller, Mann für Mann, S. 332 f.; sowie Hermann Weiss (Hg.), Biographisches Lexikon zum Dritten Reich, Frankfurt a.M. 1999, S. 191 f.

- 15 Vgl. Konrad Heiden, *Der Führer. Hitler's Rise to Power*, Boston 1944, S. 294; sowie Hergemöller, *Mann für Mann*, S. 341 f. mit weiteren Belegen.
- 16 So die Bezeichnung von Arno Schickedanz, Alfred Rosenbergs Vertreter in Berlin und genauer Kenner der dortigen Nazi-Szene, in seinem Schreiben an Rosenberg vom 4.6.1932, in: BAB, NS 8/116, Bl. 41. – Zu Helldorffs NS-Karriere vgl. auch Ted Harrison, ‚Alter Kämpfer‘ im Widerstand. Graf Helldorff, die NS-Bewegung und die Opposition gegen Hitler, in: VfZ, Bd. 45 (1997), S. 385-423.
- 17 Vgl. zu den Anfängen von Karl Ernst die Aussage des Zeitzeugen Christian Adolf Isermeyer gegenüber Andreas Sternweiler (Hg.), *Liebe, Forschung, Lehre. Der Kunsthistoriker Christian Adolf Isermeyer*, Berlin 1998, S. 36; weiterhin Lampel, *Niemandes Knecht*, in: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, NL Lampel, NK432, S. 532 ff.; sowie Hergemöller, *Mann für Mann*, S. 206 f. bzw. 591 mit weiteren Literaturangaben.
- 18 Goebbels-Tagebücher I/2 (1987), S. 98 (Eintrag vom 6.8.1931).
- 19 Aussage von Isermeyer gegenüber Sternweiler, zit. nach ders. (Hg.), *Liebe, Forschung, Lehre*, S. 36.
- 20 Dollmann, *Roma Nazista*, S. 34. Zahlreiche Belege hierzu weiterhin in: StA München, Polizeidirektion München, Nr. 15540; sowie in: BAB, R 22/5005.
- 21 Vgl. hierzu mit vielen Verweisen Andreas Dornheim, *Röhms Mann fürs Ausland. Politik und Ermordung des SA-Agenten Georg Bell*, Münster 1998, S. 53 ff.
- 22 Ministerbesprechung vom 3.7.1934, in: Akten der Reichskanzlei. *Die Regierung Hitler. Teil I: 1933/34, Bd. 2* (bearb. von Karl-Heinz Minuth), Boppard a.Rh. 1983, S. 1355.
- 23 Vgl. Meinl, *Nationalsozialisten*, S. 168 f.
- 24 Vgl. die Fragmente eines Geheimberichtes an die Parteileitung mit handschriftlicher Datierung vom 21.12.1931, in: BAB, NS 26/87.
- 25 Goebbels-Tagebücher I/2 (1987), S. 65 (Eintrag vom 17.5.1931). – Bereits am 29. April hatte Goebbels geargwöhnt, «er und Göring spielen mir gegenüber ein unehrliches Spiel» (ebd., S. 57).
- 26 *Rote Fahne*, Nr. 53 vom 11.3.1932.
- 27 Vgl. *Münchener Post* vom 14.4.1931, wo in dem Artikel «Stammtisch 175» der SA vorgeworfen wird, von einer Clique «175iger» beherrscht zu werden. Namentlich genannt sind Röhm und Heines. In der Ausgabe vom 23.4.1931 erweiterte die ‚Münchener Post‘ ihre Vorwürfe noch, indem sie Röhm vorhielt, sich mit Strichjungen zu verlustieren.
- 28 Fragmente eines Geheimberichtes an die Parteileitung mit handschriftlicher Datierung vom 21.12.1931, in: BAB, NS 26/87.
- 29 Vgl. zu Schulz detailliert Dornheim, *Röhms Mann fürs Ausland*, S. 107 ff.

- 30 Goebbels-Tagebücher I/2 (1987), S. 45 (Eintrag vom 9. 4. 1931). – Vgl. auch die Eintragung vom 21. 4. 1931: »Mit Schulz gehe ich vollkommen konform. Er hat das Problem Preußen erfaßt. So wie München das meint, geht es nicht. [...] Schulz sieht klar und unbestechlich.« (Ebd., S. 53)
- 31 Ebd., S. 67 (Eintrag vom 20. 5. 1931).
- 32 Ebd., S. 72 (Eintrag vom 2. 6. 1931).
- 33 Fragmente eines Geheimberichtes an die Parteileitung ohne Datierung (vermutlich August 1931), in: BAB, NS 26/87.
- 34 Münchener Post, Nr. 142 vom 24. 6. 1931 (»Das Braune Haus der Homosexuellen«).
- 35 Goebbels-Tagebücher I/2 (1987), S. 83 (Eintrag vom 24. 6. 1931).
- 36 Zit. nach dem Faksimile-Abdruck des Briefes von Röhm an einen nicht genannten »Kameraden« vom 17. 7. 1931, in: Rote Fahne, Nr. 53 vom 11. 3. 1932.
- 37 Münchener Post vom 23. 3. 1932.
- 38 Vgl. hierzu im einzelnen die Dokumentation von Herbert Heinersdorf (d.i. Richard Linsert), Akten zum Falle Röhm, in: Mitteilungen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, Nr. 32 vom Januar/März 1932, S. 349–363, Nr. 33 vom April/August 1932, S. 387–396, und Nr. 34 vom September 1932/Februar 1933, S. 419–428.
- 39 Vgl. hierzu die Aktenstücke in der Broschüre von Wilhelm Hillebrand, Herunter mit der Maske! Erlebnisse hinter den Kulissen der N.S.D.A.P., Berlin-Lichterfelde o.J. (1929), bes. S. 50 f. – In den Goebbels-Tagebüchern ist nachzulesen, daß sich der homosexuellenfeindliche Berliner Gauleiter, der zunächst große Angst vor der Affäre Götting hatte, von Hitlers »bequemer Taktik« des Sich-Heraushaltens irritiert fühlte, dann aber klein beigab: Götting »ist doch ein lieber Kerl. Ich glaube kaum, daß er ausübender 175er ist.« (Goebbels-Tagebücher I/1 (1987), S. 331, Eintrag vom 13. 2. 1929; vgl. auch ebd., S. 285 f. und 295).
- 40 Vgl. Nr. 140 und 141 der »Münchener Post« vom 22. und 23. 6. 1931. (»Warme Brüderschaft im Braunen Haus«). – Auch hierbei soll Otto Strasser seine Finger im Spiel gehabt haben; vgl. undatierten Geheimbericht an die Parteileitung (vermutlich August 1931), in: BAB, NS 26/87.
- 41 So Ernst Röhm's Rechtsanwalt Dr. Walter Luetgebrune in einem Schreiben vom 7. 3. 1932, veröffentlicht im »Völkischen Beobachter« vom 9. 3. 1932, hier nach Heinersdorf, Akten zum Fall Röhm, Teil III, S. 419–428, bes. S. 419 f.
- 42 Zit. nach »Heinrich Hoffmanns Erzählungen«, in: Münchener Illustrierte, Nr. 50, 1954.
- 43 Vgl. Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 453 ff.

- 44 Vgl. Erwin Barth, Joseph Goebbels und die Formierung des Führer-Mythos 1917-1934, Erlangen 1999, S. noff.
- 45 Münchener Post, Nr. 57 vom 9.3.1932.
- 46 Vgl. etwa Hamburger Echo, Nr. 63 vom 9.3.1932, wo «die Liebesbriefe des Hauptmann Röhm» ausführlich besprochen werden. Das SPD-Zentralorgan ‚Vorwärts‘ hatte bereits in der Nr. 113 vom 7.3.1932 eine Paraphrasierung der Briefe unter der Überschrift «Das Röhmische System. Enthüllungen über den Obersöldner Hitlers» gebracht und dann in den folgenden Nummern diese Enthüllung skandalmässig ausgeschlachtet.
- 47 Vgl. Münchener Post, Nr. 140 vom 22.6.1931 («Warme Bruderschaft im Braunen Haus»).
- 48 Helmuth Klotz, Euer Hochwohlgeboren, Berlin-Tempelhof 1932; die zweite Auflage erschien unter dem Titel: Der Fall Röhm, Berlin- Tempelhof 1932.
- 49 Vgl. Vernehmungsprotokoll Röhm's aus dem Jahr 1931, abgedruckt im ‚Vorwärts‘, Nr. 117 vom 10.3.1932 («Röhm bestätigt!»). – Vgl. auch Vorwärts, Nr. 157 vom 4.4.1932 («Die Röhm-Briefe echt!»).
- 50 Vgl. zur Biographie von Klotz: Herbert Linder, Von der NSDAP zur SPD. Der politische Lebensweg des Dr. Helmuth Klotz (1894-1943), Konstanz 1998.
- 51 Helmuth Klotz, Wir gestalten durch unser Führerkorps die Zukunft, Berlin 1932 (2. Aufl.).
- 52 Vgl. Linder, Von der NSDAP zur SPD, S. 171. – Vgl. zur Interpretation der Kampagne auch Harry Oosterhuis, The «Jew» of the Antifascist Left. Homosexuality and Socialist Resistance to Nazism, in: Gert Hekma u.a. (Hg.), Gay Men and the Sexual History of the Political Left, New York 1995, S. 227-257.
- 53 Vgl. zur sexualhistorischen Ausdeutung dieser Selbstbeschreibung Eleanor Hancock, «Only the Real, the True, the Masculine Held Its Value». Ernst Röhm, Masculinity, and Male Homosexuality, in: Journal of the History of Sexuality, Bd. 8 (1997/1998), S. 628 ff.
- 54 Zit. nach Klotz, Der Fall Röhm, S. 7.
- 55 Zit. nachebd., S. 8f.
- 56 Zit. nach ebd. S. 16 f.
- 57 Vgl. Anhang zu den Vernehmungsprotokollen der Sicherheitspolizei und des SD vom Januar 1941, in: BAB-DH, NJ 2993, Bd. 2, hiernach Linder, Von der NSDAP zur SPD, S. 168 f., dort auch die folgenden Zitate. – Vgl. weiterhin den Artikel von Klotz ‚Doktor Diehls schlechtes Gewissen« in der Zeitschrift ‚Volkswille‘ vom 7.2.1934, in: BAB-DH, ZR 881, Bd. 6, Bl. 124.
- 58 Dieses trug Klotz am 12. Mai 1932 im Foyer des Reichstagsgebäudes eine brutale Misshandlung seitens einiger Nationalsozialisten ein, unter ihnen Röhm's Busenfreund Edmund Heines. Gut zehn Jahre später ver-

- urteilte der Volksgerichtshof Klotz zum Tode. Er wurde im Februar 1943 in Plötzensee hingerichtet; vgl. Linder, Von der NSDAP zur SPD, S. 174ff. und 318 ff.
- 59 Klotz, Der Fall Röhm, S. 4.
 - 60 Anhang zu den Vernehmungsprotokollen der Sicherheitspolizei und des SD vom Januar 1941, in: BAB-DH, NJ 2993, Bd. 2, hier zit. nach Linder, Von der NSDAP zur SPD, S. 169.
 - 61 Vgl. Carl Severing, Mein Lebensweg. Bd. 2. Im Auf und Ab der Republik, Köln 1950, S. 332.
 - 62 Anhang zu den Vernehmungsprotokollen der Sicherheitspolizei und des SD vom Januar 1941, in: BAB-DH, NJ 2993, Bd. 2, hier zit. nach Linder, Von der NSDAP zur SPD, S. 169.
 - 63 An diesem Tag wurde die SPD-geführte preussische Landesregierung durch einen Staatsstreich des Reichskanzlers Franz von Papen ihres Amtes enthoben.
 - 64 BAB, BDC Rudolf Diels, abgedruckt bei Christoph Graf, Politische Polizei zwischen Demokratie und Diktatur. Die Entwicklung der preussischen Politischen Polizei vom Staatsschutzorgan der Weimarer Republik zum Geheimen Staatspolizeiamt des Dritten Reiches, Berlin 1983, S. 411; die nachfolgenden Angaben ebd., S. 322.
 - 65 Vgl. Rudolf Diels, Lucifer ante portas.... es spricht der erste Chef der Gestapo ... Stuttgart 1950, bes. S. 253 ff. und 376ff.
 - 66 Vgl. Spruchgerichtsakte Rudolf Diels, in: BAK, Z 42 IV/1960, Bl. 273 ff.
 - 67 So der damalige Kollege von Diels Walther Korrodi in seiner anonym erschienenen Broschüre, Ich kann nicht schweigen, Zürich 1936, S. 167. – Vgl. auch Graf, Politische Polizei, S. 322.
 - 68 Die akribische Studie von Alexander Bahar/Wilfried Kugel, Der Reichstagsbrand, Berlin 2001, gelangt in ihren biographischen Recherchen zu Diels zu ganz ähnlichen Einschätzungen, vgl. S. 717 ff.
 - 69 Hans Bernd Gisevius, Bis zum bitteren Ende. Vom Reichstagsbrand bis zum 20. Juli 1944, Zürich 1961, S. 100.
 - 70 Anonymus (Walther Korrodi), Ich kann nicht schweigen, S. 162 ff.
 - 71 Rede zum elften Jahrestag der Gründung der NSDAP im Münchener Hofbräuhaus am 24.2.1931, in: Klaus A. Lankheit (Hg.), Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen, Bd. V/i, München 1996, S. 224.
 - 72 Vgl. hierzu im einzelnen die Unterlagen in: Landesarchiv Berlin, Rep. 58, Zug 399, Nr. 517, Bd. I-III.
 - 73 Vgl. hierzu wie auch zum folgenden die detaillierte Rekonstruktion der Ermittlungen gegen Röhm auf der Grundlage von primärem Quellenmaterial bei Burkhard Jellonnek, Homosexuelle unter dem Hakenkreuz, Paderborn 1990, S. 62 ff.

- 74 Abdruck des Münchener Polizeiprotokolls vom 7.4.1931, zit. nach Heinersdorf, Akten zum Fall Röhm, Teil III, S. 425. – Vgl. auch Jellonnek, Homosexuelle, S. 62.
- 75 «Dienstliche Äusserung» von Staatsanwaltschaftsrat Dr. Kreismann vom 4.8.1932, in: GStA PK Berlin, I. HA Rep. 84 a, Nr. 52606.
- 76 Vgl. Aussage von Albert Grzesinski gegenüber dem amerikanischen Geheimdienst am 8.5.1943, in: Office of Strategie Services, Hitler Source Book (hier nach Nizkor Project: www.nizkor.org).
- 77 Undatierter Geheimbericht an die Parteileitung (vermutlich August 1931), in: BAB, NS 26/87. Vgl. auch BAK, NL Rheindorf Nr. 427, Bl. 20 ff.
- 78 Braun an Brüning («eigenhändig») vom 4.3.1932, in: BAK, R 43 I/2683, Bl. 27.
- 79 Röhm's Anwalt Walter Luetgebrune hat es als «Tatsache» hingestellt, «dass der Reichskanzler Brüning, der doch gewiss mit einer Strafverfolgung in Preussen oder in Bayern nicht in der mindesten Beziehung steht, nichts Wichtigeres zu tun hatte, als von sich aus auch einmal Einsicht in die Akten Röhm's zu begehren und zu nehmen» (ders., Ein Kampf um Röhm, Diessen 1933, S. 10).
- 80 Zur Taktik Brüning's im einzelnen Herbert Hörnig, Kanzler in der Krise der Republik. Eine Weimarer Biographie, Paderborn 2000, S. 486 ff., der allerdings nicht auf den Vorstoss des Preussischen Ministerpräsidenten eingeht.
- 81 So Röhm's Anwalt Luetgebrune in einem Schreiben an den bayerischen Justizminister Gürtner vom 1.3.1932, in: BAB, R 22/5005 – mit der zusätzlichen Angabe, der Reichswehrminister habe erklärt, «er würde sich eine derartige Kampfweise nicht gefallen lassen».
- 82 Niederschrift einer Unterredung mit Franz Pfeffer von Salomon vom 20.2.1953, in: IfZ München, ZS 177.
- 83 Lüdecke, I knew Hitler, S. 493 f.
- 84 Vgl. Hierl an Hitler vom 24.3.1932, in: BAK, NL Epp Nr. 73, Bl. 1 ff.
- 85 Vgl. hierzu im einzelnen Richardi/Schumann, Geheimakte Gerlich/Bell, S. 72 ff.; sowie mit ausführlichen Quellenverweisen Dornheim, Röhm's Mann fürs Ausland, S. 53 ff.
- 86 Erklärung Hitlers vom 6.4.1932, in: Lankheit (Hg.), Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen, Bd. V/i, S. 32. – Vgl. dazu auch die entsprechenden Kommentare in Vossische Zeitung, Nr. 168 vom 7.4.1932, Vorwärts, Nr. 163 vom 7.4.1932 sowie Münchener Neueste Nachrichten vom 8.4.1932.
- 87 Vgl. die entsprechende Passage in dem vertraulichen Brief von Martin Bormann an Hess vom 5.10.1932, in: IfZ München, Fa 36.
- 88 Völkischer Beobachter vom 9.3.1932.
- 89 Vgl. Oosterhuis, The «Jew», S. 228 ff.; sowie Hancock, Male Homosexuality, S. 228 ff.

- 90 Vorwärts Nr. 163 vom 7. 4. 1932.
- 91 Klaus Mann, Die Linke und das Laster, in: Europäische Hefte/Aufruf, 1934, S. 675–678, hier S. 676. – Zum Kontext vgl. Manfred Herzer, Communists, Social Democrats, and the Homosexual Movement in the Weimar Republic, in: Hekma (Hg.), Gay Men, S. 197–226.
- 92 So Goebbels in dem Artikel »Adolf Hitler als Mensch«, in: Der Angriff, Nr. 64 vom 4. 4. 1932.
- 93 Vgl. dazu etwa die Erinnerungen des damaligen Rechtsanwalts von Hitler: Frank, Im Angesicht des Galgens, S. 87 ff.
- 94 So Klotz in der zweiten Auflage seiner Broschüre »Der Fall Röhm« vom September 1932, S. 2.
- 95 Frankfurter Zeitung vom 14. 11. 1932.
- 96 Vgl. etwa das Urteil von Paul Schulz in seinem 1951 verfaßten »Memorandum« über diese Vorgänge, abgedruckt in der von seinem Sohn Alexander Paul Schulz herausgegebenen Broschüre »Rettungen und Hilfeleistungen an Verfolgte 1933–1945 durch Oberleutnant a. D. Paul Schulz«, Laichingen 1967, S. 8. – Ich danke Herrn Dr. A.P. Schulz für eine Einsichtnahme in dieses Dokument.
- 97 Vgl. Dollmann, Roma Nazista, S. 35.
- 98 Martin Bormann hat der Bestürzung in den Reihen der NSDAP über Hitlers Verhalten in einem ausführlichen Brief an Rudolf Heß Anfang Oktober 1932 Ausdruck verliehen. Hier heißt es, Röhm sei der »schwächste Punkt unserer Front« und stelle die Bewegung vor eine Belastungsprobe nach der anderen; ihn zu halten sei wahlpolitisch »äußerst gefährlich«. »Aus dieser Einstellung heraus ist mir die des Chefs [Hitlers – L. M.] völlig unverständlich.« (Bormann an Heß vom 5. 10. 1932, in: IfZ München, Fa 36) – Auch Hitlers Adjutant Schaub soll um die gleiche Zeit »eine gemeine Sache gegen Röhm inszeniert« haben – offenbar, um ihn unmöglich zu machen (Goebbels-Tagebücher I/2 (1987), S. 253, Eintrag vom 5. 10. 1932). – Der Verleger und spätere Goebbels-Mitarbeiter Ernst Lehmann wollte im Oktober 1932 mit dem Gutachten eines angesehenen deutschen Psychiaters Hitler davon überzeugen, daß Homosexualität in Fachkreisen immer noch zu den »bedenklichsten Entartungserscheinungen« gezählt werde und Röhm deshalb zu keiner Führungsaufgabe taugte. All das erregte den Unmut des »Führers«. (Oswald Bumke, Erinnerungen und Betrachtungen. Der Weg eines deutschen Psychiaters, München 1952, S. 163 ff.)
- 99 Daß das Thema Homosexualität dort eine große Rolle gespielt haben muß, geht aus einer Bemerkung von Goebbels gegenüber Leni Riefenstahl am Vorabend dieser Unterredung hervor; vgl. dies., Memoiren, S. 183 f.
- 100 Zit. nach Bumke, Betrachtungen, S. 163. Nach Angaben der

- „Münchener Post“ vom 15./16.10.1932 soll dieser Ausspruch Hitlers schon Mitte Oktober 1932 gefallen sein.
- 101 Undatiertes Vernehmungsprotokoll von Walter Luetgebrunes langjähriger Mitarbeiterin Edith Gehse (Anlage zu einem Schreiben Heydrichs an Parteirichter Buch vom 26.10.1934), in: BAB, BDC Walter Luetgebrune.
 - 102 Das geht aus dem Brief Röhms an Luetgebrune vom 5.9.1932 hervor, in dem er dem «lieben sehr verehrten Herrn» versichert, er habe bereits «mit dem Führer wegen der wenig angenehmen Art gesprochen, über die Sie das letzte Mal im Kaiserhof mit Recht verletzt waren». (BAK, NL 150/115) – Luetgebrune selbst erwähnt diese «einzige Besprechung mit dem Führer über die Angelegenheit» in seinem Schreiben an Staatsrat von Strauss vom 16.9.1936, in: BAB, BDC Walter Luetgebrune.
 - 103 Walter Luetgebrune, Ein Kampf um Röhms, Diessen 1933, S. 4; die folgenden Zitate nach ebd., S. 6 ff. (Hervorhebung im Original.)
 - 104 Walter Buch an Kriminal-Oberkommissar Obermüller im Münchener Polizeipräsidium (vermutlich vom Sommer 1949, kurz vor dem Selbstmord Buchs), in: STA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 28791/1.
 - 105 Völkischer Beobachter, Nr. 270 vom 27.9.1933 («Gegen das Muckertum»).
 - 106 Tagebuchaufzeichnung Hermann Pünders vom 18.8.1932 nach einem Gespräch mit dem Staatssekretär in der Reichskanzlei Planck, zit. nach ders., Politik in der Reichskanzlei. Aufzeichnungen aus den Jahren 1929-1932, hrsg. von Thilo Vogelsang, Stuttgart 1961, S. 141.
 - 107 Vgl. Völkischer Beobachter, Nr. 1/2 vom 2.1.1934.
 - 108 Wie Heinrich Böll in seinen Erinnerungen schreibt, sei noch nach 1933 an den Häuserwänden zu lesen gewesen: «SA Arsch waschen! Röhms kommt!» (ders., Was soll aus dem Jungen bloss werden? Oder: Irgendwas mit Büchern, Bornheim 1981, S. 37 f.)
 - 109 Anonymus (Walther Korrodi), Ich kann nicht schweigen, S. 107 bzw. 110. – Weitere Angaben zu politischen Funktionen und Aktivitäten von Karl Ernst bei Bahar/Kugel, Reichstagsbrand, S. 559 ff.
 - 110 Vgl. die drastische Schilderung bei Bella Fromm, Als Hitler mir die Hand küsste, Berlin 1993, S. 154 h, die sich auf den Gala-Empfang in der Türkischen Botschaft am 30.10.1933 bezieht.
 - 111 Hermann Rauschnig, Gespräche mit Hitler, Zürich 1940, S. 94f. (Hervorhebung im Original.)
 - 112 Lüdecke, I knew Hitler, S. 673.
 - 113 Zit. nach Fromm, Hitler, S. 122.
 - 114 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen von 1956, in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
 - 115 Bell hat im Oktober 1932 für seinen Rechtsanwalt einen vertrau-

- lichen Bericht über seine Tätigkeit bei Röhm verfaßt, der vor einigen Jahren entdeckt und veröffentlicht wurde; vgl. Richardi/Schumann, Geheimakte, S. 214–221.
- 116 Alfred Rosenberg, Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs. Aus den Jahren 1934/35 und 1939/40, hrsg. von Hans-Günther Seraphim, Göttingen 1956, S. 35 (Eintragung vom 7. 7. 1934), wo es sogar heißt: Strasser »bezeichnete diese Sorte Menschen als eine Freimaurerei, wo einer dem anderen helfe gegen die übrige Menschheit, ohne hier Hemmungen zu kennen«.
- 117 Bell brüstete sich später, »unter Eid« sowie mit »Dokumenten und Zeugen« im einzelnen belegen zu können, daß »Röhm nicht nur bei der SPD Unterstützung gegen die politische Leitung der NSDAP gesucht« habe (Einschreiben Bells an die Reichsleitung der NSDAP vom 8. 10. 1932, in: BAB, BDC Georg Bell).
- 118 Vgl. zu Bells konspirativen Umtrieben jetzt mit weiteren Verweisen Dornheim, Röhm's Mann fürs Ausland; sowie Bahar/Kugel, Reichstagsbrand, S. 653 ff.; vgl. zu Mayrs zwielichtiger Karriere Rohe, Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold, S. 169 ff.; sowie Dornheim, Röhm's Mann fürs Ausland, S. 101 ff.
- 119 Röhm an Mayr vom 28. 9. 1932, abgedruckt in der »Münchener Post« Nr. 240 vom 15./16. 10. 1932. – Mayr sprach in einer eidesstattlichen Erklärung sogar von »ehrenwörtlicher Verpflichtung«, Vorwärts, Nr. 471 vom 6. 10. 1932 (»Röhm wird widerlegt«).
- 120 Völkischer Beobachter vom 6. 10. 1932.
- 121 So der Titel der von der KPD veröffentlichten Broschüre vom Oktober 1932.
- 122 Auch Goebbels hat bei Bekanntwerden dieser Geheimverhandlungen sofort begriffen, daß bei diesen Treffen das Thema Homosexualität diskutiert wurde; vgl. Goebbels-Tagebücher I/2 (1987), S. 253 (Eintrag vom 5. 10. 1932). – Vgl. im übrigen die Äußerungen von Mayr im sogenannten Tscheka-Prozeß vom Sommer 1932, in: BAB, NS 26/600.
- 123 Vorwärts, Nr. 471 vom 6. 10. 1932 (»Röhm wird widerlegt«).
- 124 Diese Aussage hat Charles Drage, ein langjähriger Kriegskamerad von Stennes, überliefert: ders., Als Hitler nach Canossa ging. Biografie des Walther Stennes, Berlin 1982, S. 126.
- 125 Das hat Röhm bei seinen Geheimverhandlungen mit Mayr einfließen lassen; vgl. Vorwärts, Nr. 471 vom 6. 10. 1932 (»Röhm wird widerlegt«).
- 126 Severing, Mein Lebensweg, Bd. 2., S. 322; sowie die Abbildung vor S. 321.
- 127 Bredow, Hitler rast, S. 20 f.
- 128 Vgl. zur Zusammenarbeit zwischen Schleicher und der NS-Führung im Sommer 1932 Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 459 ff.

- 129 Zit. nach einem Bericht von Wolfgang Abée über die Verhandlungen des Hochkapitels des Jungdeutschen Ordens vom 3./4. Juli 1932 in Berlin, der dem Chef des Ministeramtes im Reichswehrministerium von Bredow zugesandt worden war, in: BAB, R 43 I, Nr. 1238, Bl. 107. Als Informant wird dort Otto Strasser genannt. Für die Glaubwürdigkeit dieser Denunziation spricht, daß Schleicher darauf verzichtete, gegen dieses Gerücht mit einer Klage gegen Strasser vorzugehen; vgl. das Schreiben des Staatssekretärs der Reichskanzlei an den Chef des Ministeramtes vom 29. 8. 1932, in: ebd., Bl. 124. – Vgl. auch die beziehungsreiche Bemerkung des Freikorpsführers Gerhard Rossbach: Schleicher »mied Wein und Weib, liebte dafür aber Gesang und Pferde« (ders., Mein Weg, S. 115).
- 130 Levetzow an Göring vom 5. bzw. 6. 5. 1932, zit. nach Gerhard Granier, Magnus von Levetzow. Seeoffizier, Monarchist und Wegbereiter Hitlers, Boppard a. Rh. 1982, S. 175.
- 131 Letzteres betont vor allem Fritz Günther von Tschirschky, Erinnerungen eines Hochverrätters, Stuttgart 1972, S. 80; ersteres Rudolf Olden, Hitler, Amsterdam 1935, hier nach der Neuauflage Frankfurt a. M. 1984, S. 52 f.
- 132 Bredow, Hitler rast, S. 21.
- 133 Bell, der wohl zugleich mehreren Herren diente, wurde im April 1933 von einer SS-Spezialeinheit ermordet, und Röhrbein kam wenig später nach Dachau; vgl. hierzu im einzelnen Richardi/Schumann, Geheimakte, S. 129 ff.; Dornheim, Röhms Mann fürs Ausland; sowie Bahar/Kugel, Reichstagsbrand, S. 634 ff. bzw. 653 ff.
- 134 Undatierter Geheimbericht an die Parteileitung (vermutlich August 1931), in: BAB, NS 26/87.
- 135 Zit. nach Salomon, Der Fragebogen, S. 446 f.
- 136 Tschirschky, Erinnerungen eines Hochverrätters, S. 115 f.
- 137 Vgl. Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 631 ff.
- 138 Es war in halbwegs eingeweihten Parteikreisen ein offenes Geheimnis: »Entfernen könne der Führer den Stabschef nicht, da er zuviel noch von 1923 wisse« (Aussage Danzeisen vom 1. 8. 1932, zit. nach Richardi/Schumann, Geheimakte, S. 194), wobei hier »1923« als Synonym für die Anfänge Hitlers zu lesen ist.
- 139 Bericht des Deutschen Nachrichtenbüros über ein vom Pariser »New York Herald« veröffentlichtes Interview Hitlers mit dem amerikanischen Professor Pearson, das am 6. 7. 1934 stattgefunden haben soll, in: Akten der Reichskanzlei. Die Regierung Hitler I/2, S. 1375 ff., hier S. 1377.
- 140 Anonymus (Walther Korrodi), Ich kann nicht schweigen, S. 113; dort auch die nachfolgenden Zitate.
- 141 Ebenso argumentiert der nicht dechiffrierbare »Klaus Bredow« in der Broschüre »Hitler rast«, die unmittelbar nach dem sogenannten

- Röhm-Putsch und im noch nicht »heim ins Reich« geholten Saarland veröffentlicht wurde: »Hitler konnte es nicht wagen, Heines fallen zu lassen, weil dieser mit einem Skandal drohte, in dem die ganze Parteiführung mitsamt dem Führer untergegangen wäre.« (S. 16)
- 142 So Hitler in seiner Reichstagsrede vom 13. 7. 1934, in: Stenographische Berichte der Verhandlungen des Deutschen Reichstages, Bd. 458. IX. Wahlperiode, S. 21.
- 143 Vgl. Diels, *Lucifer ante portas*, S. 379 ff.
- 144 Vgl. Immo von Fallois, *Kalkül und Illusion. Der Machtkampf zwischen Reichswehr und SA während der Röhm-Krise 1934*, Berlin 1994, S. 125 und 131.
- 145 Vgl. Kershaw, *Hitler*, Bd. 1, S. 637.
- 146 Vgl. Longerich, *Bataillone*, S. 205.
- 147 BAB, NS 23/1.
- 148 Ernst an Heines vom 5. 6. 1934, abgedruckt im Weißbuch über die Erschießungen des 30. Juni 1934. Authentische Darstellung der deutschen Bartholomäusnacht, Paris 1934, S. 108–111, hier S. 110. – Die Authentizität dieses Dokuments ist umstritten, aber vielleicht weniger unwahrscheinlich, als Hans Mommsen unterstellt; vgl. ders., *Nichts Neues in der Reichstagsbrandkontroverse. Anmerkungen zu einer Donquichotterie*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Bd. 49 (2001), S. 352–357. Sollte es sich hier tatsächlich um eine Fälschung von Willi Münzenberg handeln, dann um eine geniale. So etwas kann man nicht erfinden, sondern bestenfalls »frisieren«.
- 149 Martin H. Sommerfeldt, *Ich war dabei. Die Verschwörung der Dämonen 1933–1939. Ein Augenzeugenbericht*, Darmstadt 1949, S. 61.
- 150 So die Überlieferung von Himmlers Adjutant Karl Wolff, zit. nach Jochen von Lang, *Der Adjutant. Karl Wolff. Der Mann zwischen Hitler und Himmler*, Frankfurt a. M. 1989, S. 34.
- 151 Zit. nach Longerich, *Bataillone*, S. 210.
- 152 Hanfstaengl, *Zwischen Weißem und Braunem Haus*, S. 340 f.
- 153 Vgl. Weitergabe des Befehls an »sämtliche Beamten und Angestellten der Geheimen Staatspolizei« durch Heydrich am 25. 6. 1934, in: BAB, R 58/241, Bl. 24. Vgl. auch Jens Banach, *Heydrichs Elite. Das Führerkorps der Sicherheitspolizei und des SD. 1936–1945*, Paderborn u. a. 1998, S. 95.
- 154 Vgl. Kershaw, *Hitler*, Bd. 1, S. 643.
- 155 Vgl. Longerich, *Bataillone*, S. 215.
- 156 Zit. nach *Völkischer Beobachter*, Nr. 177 vom 26. 6. 1934.
- 157 Zit. nach Michael Schramm, *Der Gleichschaltungsprozeß der deutschen Armee 1933–1938*, München 1990, S. 135.

- 158 Vgl. zur Zahl der Opfer Kershaw, Hitler, Bd. 1, S. 650; sowie zu deren Identifizierung Otto Gritschneider, »Der Führer hat Sie zum Tode verurteilt...«. Hitlers »Röhm-Putsch«-Morde vor Gericht, München 1993, S. 60 ff. bzw. 121–149.
- 159 Ministerbesprechung vom 3. Juli 1934, in: Akten der Reichskanzlei. Die Regierung Hitler I/2, S. 1358.
- 160 Abgedruckt in Der Angriff, Nr. 152 vom 2. Juli 1934; alle folgenden Zitate ebd. (Hervorhebungen im Original)
- 161 Zit. nach der Sondernummer des »Völkischen Beobachters« vom 1. 7. 1934.
- 162 Ministerbesprechung vom 3. Juli 1934, in: Akten der Reichskanzlei. Die Regierung Hitler I/2, S. 1355 ff.
- 163 So Gregor Strassers Bruder Otto in seiner Exilzeitung »Die Deutsche Revolution«, Nr. 16 vom 26. 8. 1934.
- 164 Klausener besaß »peinliches Material« über die NSDAP-Führung. »Der Schreiber dieser Zeilen hat vom Material selbst ein [!] Teil gesehen« (Bredow, Hitler rast, S. 52 f.). – Vgl. auch Luetgebrune, Kampf um Röhm, S. 12, wo ebenfalls berichtet wird, daß Klausener »zugkräftiges Kampfmateriale« gegen den verhaßten Nationalsozialismus« gesammelt habe.
- 165 Vgl. zu Lossow und seinen Geheimdossiers Kapitel 2.
- 166 Vgl. zu Zehnter: Gritschneider, »Röhm-Putsch«-Morde, S. 148; Otto Strasser, Die deutsche Bartholomäusnacht, Zürich 1935 (3. Aufl.), S. 88 f.; Wolfram Selig, Ermordet im Namen des Führers. Die Opfer des Röhm-Putsches in München, in: Becker/Chrobak (Hg.), Staat, Kultur, Politik, S. 341–356, hier S. 355.
- 167 Vgl. zu Schätzl: Gritschneider, »Röhm-Putsch«-Morde, S. 143; Selig, Opfer des Röhm-Putsches in München, S. 347; BAB, BDC Martin Schätzl. Vgl. außerdem die aufschlußreichen Dokumente zur Verbindung Schätzl-Röhm, in: StA München, Staatsanwaltschaften, Nr. 28791/41.
- 168 Vgl. Friedrich-Karl von Plehwe, Reichskanzler Kurt von Schleicher, Frankfurt a. M. 1989, S. 222 und 229.
- 169 Es handelt sich dabei um einen völkisch-nationalistischen Verband, der sich in seinen äußeren Formen stark an die Traditionen des mittelalterlichen Deutschen Ordens anlehnte.
- 170 Zit. nach der Abschrift eines Berichtes von Wolfgang Abée über die Verhandlungen des Hochkapitels des Jungdeutschen Ordens vom 3./4. Juli 1932 in Berlin, in: BAB, R 43 I, Nr. 1238, Bl. 107. – Daß Mahraun damals tatsächlich in sehr persönliche Händel mit Schleicher verwickelt war, läßt selbst die hagiographische Skizze von Johann Hille, Mahraun, der Pionier des Arbeitsdienstes, Leipzig 1933, S. 44 ff. bzw. 50, noch erkennen.
- 171 Olden, Hitler, S. 53; desgleichen Bredow, Hitler rast, S. 21 f.

- 172 Vgl. hierzu mit überzeugenden Belegen Bahar/Kugel, Reichstagsbrand, S. 678 ff. und 708 f.
- 173 Vgl. Diels, Lucifer ante portas, S. 203.
- 174 Salomon, Fragebogen, S. 444 ff. – Vgl. zu Verfolgung, Partei- und SA-Ausschluß die aufschlußreichen BDC-Unterlagen Luetgebrunes, vor allem den sechsseitigen Brief Heydrichs an Buch vom 26. 10. 1934 mit Auszügen aus den Gestapo-Unterlagen, in: BAB.
- 175 Vgl. Strasser, Bartholomäusnacht, S. 39.
- 176 Zit. nach Friedelind Wagner, Nacht über Bayreuth. Die Geschichte der Enkelin Richard Wagners, Berlin 1999, S. 150 f.
- 177 Vgl. die Zeugnisse bei Bahar/Kugel, Reichstagsbrand, S. 725 ff.; sowie – als Beispiel unter vielen – zum Schicksal von Hanns Heinz Ewers: Kugel, Der Unverantwortliche, S. 356 f.
- 178 Vgl. Jellonnek, Homosexuelle, S. 103.
- 179 Reichstagsrede vom 13. 7. 1934, in: Stenographische Berichte der Verhandlungen des Deutschen Reichstages, Bd. 458. IX. Wahlperiode, S. 24.
- 180 Vgl. Hitlers diesbezügliche Ausführungen auf der Ministerbesprechung vom 3. 7. 1934, in: Akten der Reichskanzlei. Die Regierung Hitler I/2, S. 1358.
- 181 Dies vermerkt der stenographische Bericht recht häufig; vgl. Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Deutschen Reichstages, Bd. 458. IX. Wahlperiode, S. 27 ff.
- 182 Ebd., S. 33, auch das folgende Zitat.
- 183 Zit. nach Alexander Zinn, Die soziale Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten. Zu Genese und Etablierung eines Stereotyps, Frankfurt am Main 1997, S. 114. – Zinn, der im übrigen eine großartige Rekonstruktion und Analyse des Exildiskurses zu dieser Frage liefert, sitzt seinerseits einem klischeehaften Interpretationsmuster des Politikums Homosexualität im Nationalsozialismus auf, was oft zu vorschnellen Schlußfolgerungen führt. Möglicherweise lagen die Konstrukteure des »homosexuellen Nationalisten« nicht in allen Punkten so verkehrt, wie uns das seine Studie glauben machen will.
- 184 Die Deutsche Revolution, Nr. 9 vom 8. 7. 1934.
- 185 Die Deutsche Revolution, Nr. 10 vom 15. 7. 1934. – Vgl. auch Neuer Vorwärts vom 8. 7. 1934, der dieselben Namen (ohne Wilhelm Brückner) aufführte. – Ein halbes Jahr später hat Strasser seine Liste noch um die Namen des Reichspressechefs Otto Dietrich, des Reichsministers Hans Frank und des SA-Obergruppenführers Dietrich von Jagow ergänzt, die ebenfalls »seit Jahr und Tag zur ›warmen Partei‹ gerechnet würden« (Die Deutsche Revolution, Nr. 1 vom 6. 1. 1935).
- 186 Bericht des Deutschen Nachrichtenbüros über ein vom Pariser ›New

- York Herald' veröffentlichtes Interview Hitlers mit dem amerikanischen Professor Pearson, in: Akten der Reichskanzlei. Die Regierung Hitler I/2, S. 1376.
- 187 In Berliner Diplomatenkreisen war es jedenfalls ein offenes Geheimnis, dass viele Männer in Hitlers engster Umgebung homosexuell waren; ob Hitler selbst auch, darüber wurde nur spekuliert, vgl. Martha Dodd, *Through Embassy Eyes*, New York 1939, S. 214.
- 188 Vgl. hierzu sowie zum folgenden Bernward Dörner, «Heimtücke». Das Gesetz als Waffe. Kontrolle, Abschreckung und Verfolgung in Deutschland 1933-1945, Paderborn 1998, S. 9ff. und 20ff.
- 189 Vgl. ebd., S. 67 ff., mit zahlreichen Fallbeispielen. Die Statistik weist aus, dass «Äusserungen über nationalsozialistische Führer» eigentlich nur verfolgt wurden, wenn sie Hitler betrafen; solche Fälle machten den mit Abstand grössten Prozentsatz aller nach dem «Heimtücke»- Gesetz durchgeführten Verfahren aus (vgl. ebd., S. 69).
- 190 Nach der Akte im StA Bamberg, Sondergericht Bamberg, Nr. 389.
- 191 Vgl. hierzu die keineswegs erschöpfenden, aber gleichwohl Pionierarbeit leistenden Fallstudien von Dörner, «Heimtücke», S. 189 ff.
- 192 Vgl. hierzu die Unterlagen in: StA Bamberg, Sondergericht Bamberg, Nr. 847.
- 193 Vgl. hierzu die Unterlagen in: BAB, Sondergerichtsakte, 30.01, IV g 5 774/42.
- 194 Vgl. Dörner, «Heimtücke», S. 191 f.
- 195 Zit. nach Günter Grau, *Homosexualität in der NS-Zeit. Dokumente einer Diskriminierung und Verfolgung*, Frankfurt a.M. 1993, S. 74. – Vgl. auch Hockerts, *Die Sittlichkeitsprozesse gegen katholische Ordensangehörige und Priester 1936/1937*, S. 11 f.
- 196 Vgl. Jellonnek, *Homosexuelle*, S. 110 ff.; sowie Kai Sommer, *Die Strafbarkeit der Homosexualität von der Kaiserzeit bis zum Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M. 1998, S. 310 ff.
- 197 Vgl. hierzu jetzt exemplarisch und mit zahlreichen Verweisen zum aktuellen Forschungsstand Joachim Müller/Andreas Sternweiler, *Homosexuelle Männer im KZ Sachsenhausen*, Berlin 2000; sowie Stephan R. Heiss, *Ein Schandfleck für das Dritte Reich. Homosexuelle als Opfer von Verfolgung und Vernichtung während der Diktatur des Nationalsozialismus in Bayern*, in: Michael Farin (Hg.), *Polizeireport München (Ausstellungskatalog)*, München 1999. – Im übrigen Till Bastian, *Homosexuelle im Dritten Reich. Geschichte einer Verfolgung*, München 2000.
- 198 Vgl. zuletzt Bastian, *Homosexuelle im Dritten Reich*.
- 199 Vgl. zum Fall Brückner die Quellenbelege bei Jellonnek, *Homosexuelle*, S. 96.
- 200 Vgl. hierzu sowie zum folgenden die einschlägigen Akten in: BAB, BDC Helmut Brückner; sowie BAK, NS 19/1270.

- 201 Vgl. Brückner an Darré vom 10.10.1934, in: BAB, BDC Helmut Brückner. – Woyrsch galt seinerseits als homosexuell; vgl. Hergemöller, Mann für Mann, S. 155 f. – Laut Heinz Höhne, Mordsache Röhm, Reinbek 1984, S. 299 h und 343, soll sich ein Exemplar dieser Denkschrift im «Privatarchiv Tobias» befinden.
- 202 Brückner an Himmler vom 14.12.1934, in: BAK, NS 19/1270.
- 203 Zit. nach dem für Hitler bestimmten Bericht eines Mitarbeiters von Heinrich Himmler über den Fall Brückner vom 1.11.1935,10: ebd., hiernach auch die folgenden Zitate.
- 204 Vgl. zum Beispiel die Eintragung im Brieftagebuch des Reichsjustizministers Gürtner vom 22.10.1935, in: BAB, R 22/1080.
- 205 Reichsführer SS an das Geheime Staatspolizeiamt vom 6.11.1935, in: BAK, NS 19/1270.
- 206 Vgl. BAB, BDC Helmut Brückner; sowie die Eintragung im Brieftagebuch Gürtner vom 20.5.1936, in: BAB, R 22/929.
- 207 Vgl. Telford Taylor, Die Nürnberger Prozesse. Hintergründe, Analysen und Erkenntnisse aus heutiger Sicht, München 1992, S. 631. Vgl. auch Jellonnek, Homosexuelle, S.87 – Auch im Weissbuch über die Erschiessungen des 30. Juni 1934 war davon die Rede, dass Dr. Heimsoth Briefe von Schirach und Frank besass, «aus denen ihre homosexuelle Veranlagung hervorging» (S. 125). Desgleichen Bredow, Hitlerrast, S. 17. – Parteiintern war 1935 sogar von «verbotenen Beziehungen zwischen dem Führer und Schirach» die Rede (Eintragung im Brieftagebuch Gürtner vom 10.9.1935, in: BAB, R 22/1088).
- 208 Diesen Hinweis verdanke ich Frank Bajohr von der Hamburger Forschungsstelle für Zeitgeschichte.
- 209 Vgl. Dollmann, Roma Nazista, S. 35.
- 210 Vgl. hierzu mit eindrucksvollen Belegen Ian Kershaw, Der Hitler-Mythos, Stuttgart 1999, S. 109 ff.
- 211 Hitler an Ada Klein vom 30.9.1934, faksimiliert in: Joachimsthaler, Hitlers Weg begann in München, S. 299.
- 212 Rede auf der sogenannten Saar-Treuekundgebung auf dem Ehrenbreitstein bei Koblenz am 26.8.1934, hier nach dem Abdruck im Völkischen Beobachter, Nr. 240 vom 28.8.1934.

Sechstes Kapitel

- 1 Ebermayer, Tagebuch.
- 2 Vgl. ebd., S. 327 ff.
- 3 Ebd., S. 331 f. (Eintrag vom 30.6.1934, Hervorhebung im Original).
- 4 Ebd., S. 67, 294 und 202 (Eintragungen vom 20.4.1933, 24.4.1934 und 12.11.1933).

- 5 Vgl. Ludwig Ebermayer, Fünfzig Jahre Dienst am Recht. Erinnerungen eines Juristen, Leipzig 1930.
- 6 Undatierter autobiographischer Abriß Ebermeyers (vermutlich aus dem Jahr 1937), in: BAB, BDC Erich Ebermayer.
- 7 Vgl. Sommer, Die Strafbarkeit der Homosexualität, S. 156 f. und 236.
- 8 Vgl. Klaus-Detlev Godau-Schüttke, Rechtsverwalter des Reiches. Staatssekretär Dr. Curt Joel, Frankfurt a. M. 1981, S. 141 f. bzw. 191 f.; vgl. zum politischen Einfluß außerdem Hömig, Kanzler in der Krise der Republik, S. 180 f., 394 f., 438 und 529 ff.
- 9 Vgl. hierzu etwa Martin Sabrow, Der Rathenau-Mord. Rekonstruktion einer Verschwörung gegen die Republik von Weimar, München 1994, S. 103 ff. und 212 ff.
- 10 Ebermayer an Rosenberg vom 3. 6. 1939, in: BAB, BDC Erich Ebermayer.
- 11 Vgl. Ekkehard Reiter, Franz Gürtner. Politische Biographie eines deutschen Juristen 1881–1941, Berlin 1976.
- 12 Vgl. Ebermayer, Tagebuch, S. 81 bzw. 129 f. (Eintragungen vom 13. 5. 1933 bzw. 3. 7. 1933.) – Vgl. außerdem Helmut Külz an die Schriftleitung der NS-Schulungsbriefe vom 2. 6. 1939, in: BAB, BDC Erich Ebermayer.
- 13 Vgl. zur Biographie von Wilhelm Külz die noch keineswegs erschöpfenden Studien von Armin Behrendt, Wilhelm Külz. Aus dem Leben eines Suchenden, Berlin (Ost) 1968; sowie Hergard Robel (Hg.), Ein Liberaler zwischen Ost und West. Aufzeichnungen 1947–1948, München 1989.
- 14 Vgl. Killinger an Külz vom 26. 3. 1933, hier nach Behrendt, Wilhelm Külz, S. 280 f.
- 15 Vgl. das autobiographische Manuskript »Aus dem Leben des Dr. Wilhelm Külz«, Bd. II/6, S. 41, hier nach Behrendt, Wilhelm Külz, S. 268.
- 16 Vgl. hierzu auch die Ausführungen des wohlinformierten zeitgenössischen Journalisten und Hitler-Biographen Rudolf Olden, Hitler, Amsterdam 1935, hier nach der Neuauflage Frankfurt a. M. 1984, S. 52 ff.
- 17 Vgl. »Persönliche Akten des Ministers Külz«, in: BAB, R 1501, Nr. 13098.
- 18 Vgl. hierzu als Schlüsseldokument den (undatierten) Brief, den Helmut Külz an Erich Ebermayer zu dessen 60. Geburtstag schrieb, abgedruckt in: Peer Baedeker/Karl Lemke (Hg.), Erich Ebermayer. Buch der Freunde, Lohhof bei München 1960, S. 28.
- 19 Schreiben der Gestapo Berlin an den Reichsjustizminister vom 9. 4. 1937, hier nach der Eintragung im Brieftagebuch Gürtner vom 12. 4. 1937, in: BAB, R 22/721.

- 20 Vgl. Die Briefe Thomas Manns. Regesten und Register, Bd. 1, hrsg. von Hans Bürgin, Frankfurt a.M. 1976, Nr. 1921/76 und 105.
- 21 Vgl. hierzu im einzelnen Joachim S. Hohmann, Der heimliche Sexus. Homosexuelle Belletristik im Deutschland der Jahre 1920-1970, Frankfurt a.M. 1979, S. 296 ff.; sowie Marita Keilson-Lauritz, Die eigene Geschichte. Literatur und Literaturkritik in den Anfängen der Schwulenbewegung am Beispiel des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen und der Zeitschrift Der Eigene, Berlin 1997, S. 202 ff.
- 22 Thomas Mann an Ebermayer vom 2.11.1924, in: Baedeker/Lemke (Hg.), Buch der Freunde, S. 41.
- 23 Vgl. Sternweiler (Hg.), Liebe, Forschung, Lehre, S. 22 f.
- 24 Wyneken war 1921/2 2 in einem spektakulären Prozess wegen sexuellen Missbrauchs von Schülern verurteilt worden; vgl. hierzu im einzelnen Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung, S. 195 ff.; sowie Maasen, Pädagogischer Eros, S. 140 ff.
- 25 Vgl. die etwas verklärende Retrospektive auf die Geschichte dieser Beziehung bei Erich Ebermayer, Gustav Wyneken. Chronik einer grossen Freundschaft, Frankfurt a.M. 1969.
- 26 So Ebermayer in seinem undatierten Lebenslauf (vermutlich aus dem Jahr 1947), in: DL A Marbach, NL Ebermayer.
- 27 Vgl. Ebermayer, Tagebuch, S. 257 (Eintrag vom 7.2.1934).
- 28 Erich Ebermayer, Jugend und Eros, in: Junge Menschen. Monatsheft für Politik, Kunst, Literatur und Leben aus dem Geist der jungen Generation, Heft 3, März 1926, S. 61, dort auch das folgende Zitat.
- 29 Vgl. Ebermayer, Kampf um Odilienburg, Wien 1929, 8. 257 b – Weiter heisst es: «Ein Feuer wäre dieser neue Eros, eine Glut, ein von Gott Ergriffensein angesichts jugendlicher Schönheit, Erleuchtung, Gnade, Beglückung, ungeschlechtlich, übergeschlechtlich, eine ewige neue Zeugung aus Schönheit und Geist, lebensschaffend wie nur irgendeine Zeugung, Kraft verleihend dem Manne zu Werk, Glück, Stolz, Hingabe, Verpflichtung gewährend dem Knaben, den der Führer zum Gefährten erwählte. Dunkles und gefährliches Gebiet.»
- 30 Hans Blüher, Die Rede des Aristophanes. Prolegomena zu einer Soziologie des Menschengeschlechtes, Hamburg 1966, S. 64 ff. (Hervorhebung im Original.)
- 31 Vgl. Jeremy Noakes, Philipp Bouhler und die Kanzlei des Führers der NSDAP, in: Dieter Rebentisch/Karl Teppe (Hg.), Verwaltung contra Menschenführung im Staat Hitlers, Göttingen 1986, S. 208-236; ausserdem die Briefe Bouhlers an Ebermayer, in: DLA Marbach, NL Ebermayer.
- 32 Ebermayer an Costa vom 19.10.1933. Ich danke dem Zsolnay Verlag in Wien für die freundliche Überlassung einer Kopie dieses Briefes aus dem Verlagsarchiv.

- 33 Vgl. Elke Nicolai, »Wohin es uns treibt ...« Die literarische Generationsgruppe Klaus Manns 1924–1933, Frankfurt a. M. 1998, S. 51 ff.; weiterhin Nicole Schaezler, Klaus Mann. Eine Biographie, Frankfurt a. M. 1999; sowie Uwe Naumann (Hg.), »Ruhe gibt es nicht, bis zum Schluß«. Klaus Mann (1906–1949). Bilder und Dokumente, Reinbek 1999.
- 34 Vgl. Fredric Kroll (Hg.), Klaus-Mann-Schriftenreihe, Bd. 3, Wiesbaden 1979, S. 208 ff.; sowie Nicolai, Literarische Generationsgruppe, S. 56.
- 35 Klaus Mann an Ebermayer vom 4. 2. 1933, in: StaBi Berlin, NL Ebermayer.
- 36 Gleiches wurde damals auch in Reichswehrkreisen kolportiert, wie aus dem zweiten und unveröffentlicht gebliebenen Teil des »Tagebuchs eines Reichswehrgenerals« hervorgeht, das Himmlers Sicherheitsdienst bei der Verhaftung von Helmuth Klotz in Frankreich 1940 in die Hände fiel. Hier wird unter dem 6. 2. 1933 expressis verbis auf Hitlers »intime(n) Freundschaften à la Röhm« Bezug genommen und darüber spekuliert, wieviel Geld den Reichskanzler diese Vergnügungen wohl kosten, in: BAB, Zentrales Parteiarchiv der SED, St 3/467, S. 42. – Vgl. zu Klotz und dessen »Tagebuch«-Veröffentlichung auch Kap. 3, Anm. 32.
- 37 Zit. nach Kroll (Hg.), Klaus-Mann-Schriftenreihe, Bd. 3, S. 222.
- 38 Klaus Mann an Ebermayer vom 17. 4. 1933, in: StaBi Berlin, NL Ebermayer.
- 39 Ebermayer, Tagebuch, S. 28 f. (Eintrag vom 21. 2. 1933.)
- 40 Ebd., S. 90 ff. (Eintrag vom 21. 5. 1933.)
- 41 Ziegler sprach in einem Brief an Ebermayer vom 13. 1. 1935 sogar von »guter Kameradschaft«, abgedruckt in: ebd., S. 465, was gegenüber einem Nichtparteigenossen mehr als unüblich war.
- 42 Ebd., S. 92 f. (Eintrag vom 21. 5. 1933).
- 43 Vgl. hierzu im einzelnen Peter Michalzik, Gustaf Gründgens. Der Schauspieler und die Macht, Berlin 1999, S. 134 ff.
- 44 Ebermayer, Tagebuch, S. 315 (Eintrag vom 3. 6. 1934); ebd., S. 315 ff., auch die folgenden Zitate.
- 45 Blüher, Aristophanes, S. 69 f.
- 46 Vgl. Murray G. Hall, Der Paul Zsolnay Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil, Tübingen 1994, S. 258 f.
- 47 Ebermayer an Costa vom 19. 10. 1933, in: Archiv des Paul Zsolnay Verlags, Wien.
- 48 Ebermayer, Tagebuch, S. 190 (Eintrag vom 22. 10. 1933). – Der hier erwähnte Fritz Todt, ein angeheirateter Vetter Ebermayers und Hitlers »Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen«, stand 1933 erst am Anfang seiner Karriere.
- 49 Ebermayer an Klaus Mann (»Herrn Reisinger«) vom 23. 12. 1933,

in: Stadtbibliothek München, Monacensia, Literaturarchiv,
NL Klaus Mann.

- 50 Klaus Mann hatte sich im Dezember 1934 um den alten Freund gesorgt: «Ich denke, die letzten Razzias im Reich dürften für ihn recht fatal gewesen sein.» (Brief an Franz Goldstein vom 30.12.1934, in: Klaus Mann, Briefe, hrsg. von Friedrich Albrecht, Berlin [Ost]/Weimar 1988, S. 200) – Vgl. generell zu diesem Thema die exemplarische Untersuchung von Andreas Pretzel/Gabriele Rossbach, Wegen der zu erwartenden hohen Strafen. Homosexuellenverfolgung in Berlin 1933-1945, Berlin 2000.
- 51 Das Schwarze Korps, Nr. 9 vom 1.5.1935 («Ein sonderbarer Vertreter des deutschen Schrifttums»).
- 52 Anlage eines Schreibens des SD an den Personalbeauftragten des Reichsfilmintendanten vom 17.11.1942, in: BAB, BDC Erich Ebermayer.
- 53 Ebermayer an Costa vom 6.10.1935, zit. nach Hall, Zsolnay Verlag, S. 610.
- 54 Abschrift eines Schreibens des Amtes für Schrifttumspflege an das Hauptschulungsamt der NSDAP vom 19.6.1939, in: BAB, BDC Erich Ebermayer.
- 55 Vgl. Hall, Zsolnay Verlag, S. 599 h; sowie Boguslaw Drewniak, Der deutsche Film 1938-1945, Düsseldorf 1987, S. 140ff. bzw. 511h
- 56 Chef der Sicherheitspolizei und des SD an den Personalbeauftragten des Reichsfilmintendanten vom 16.10.1942, in: BAB, BDC Erich Ebermayer.
- 57 Hans Severus Ziegler, Adolf Hitler. Aus dem Erleben dargestellt, Göttingen 1964.
- 58 Vgl. hierzu ebd., S. 291 ff.; ausserdem Zieglers Entnazifizierungsakte, in: HStA Düsseldorf, NW 1005 – Ge 35/105.
- 59 In den Jahren 1925 bis 1933 kam Hitler nachweislich mehr als dreissig Mal nach Weimar, die zahlreichen Inkognito-Aufenthalte nicht gerechnet, für die es nur Anhaltspunkte, aber keine präzisen Belege gibt; vgl. Holm Kirsten, Hitlers Besuche in Weimar (Magisterarbeit), Jena 1999, S. 72 ff., sowie den Anhang «Chronologie der Hitler-Besuche» (die Arbeit erscheint voraussichtlich im Herbst 2001 unter dem Titel: Weimar im Banne des Führers. Die Besuche Adolf Hitlers 1925-1940, Köln u.a. 2001).
- 60 Ziegler, Erleben, S. 87 bzw. 156 f.
- 61 Hans Severus Ziegler, Der Führer im alten «Elephanten». Erinnerungen, in: Fritz Sauckel (Hg.), Der Führer in Weimar 1925-1938, Weimar 1938, S. 34.
- 62 Thüringer Staatszeitung vom 3.10.1934, zit. nach Kirsten, Hitlers Besuche, S. 75.
- 63 Ziegler, Erleben, S. 68.

- 64 Ebd., S. 62.
- 65 Vgl. hierzu jetzt unter Einbeziehung aller verfügbaren Quellen, die allerdings vorzugsweise aus den Kriegsjahren stammen, Fritz Redlich, Hitler. Diagnosis of a Destructive Prophet, New York/Oxford 1999, S. 290.
- 66 Ziegler, Erleben, S. 80, 113 f., 52, 119 und 121.
- 67 Carl B. N. von Schirach an Werner Detjen vom 17. 4. 1933, in: Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, 132/740.
- 68 Vgl. Thüringisches HStA Weimar, Generalintendanz des DNT, Nr. 128/1.
- 69 Ziegler, Erleben, S. 52 f. – Vgl. auch Ziegler an Hitler vom 25. 2. 1936, in: Thüringisches HStA Weimar, Volksbildungsministerium, Nr. 34848 (Personalakte Ziegler).
- 70 Ziegler, Erleben, S. 72.
- 71 Gästebuch Hanfstaengl (Eintrag vom 18. 8. 1932), im Privatbesitz von Egon Hanfstaengl, München, dem ich herzlich für die Einsichtnahme danke.
- 72 Ziegler, Erleben, S. 64; ebd., S. 64 ff., auch die folgenden Zitate.
- 73 Vgl. Kirsten, Hitlers Besuche, Anhang.
- 74 Erklärung des Thüringer Innenministers vom 3. 7. 1934, in: Thüringisches HStA Weimar, Volksbildungsministerium, Nr. 34848 (Personalakte Ziegler).
- 75 Vgl. Ziegler, Der Führer im alten »Elephanten«, S. 33.
- 76 Ziegler an Ebermayer vom 13. 1. 1935, abgedruckt in: Ebermayer, Tagebuch, S. 465 (Hervorhebung im Original); ebd. auch die folgenden Zitate.
- 77 Presseerklärung des Thüringischen Ministers für Volksbildung vom 18. 3. 1935, der schon am 7. 3. 1935 die Erklärung vorausging, »daß irgendwelche nach dem Strafgesetz strafbaren Handlungen Dr. Zieglers zweifelsfrei *nicht* vorliegen«, in: Thüringisches HStA Weimar, Volksbildungsministerium, Nr. 34848 (Personalakte Ziegler).
- 78 Ziegler an Ebermayer vom 2. 6. 1935, abgedruckt in: Ebermayer, Tagebuch, S. 535.
- 79 Ziegler an Hitler (mit Anschreiben an Brückner) vom 19. 10. 1935, in: Thüringisches HStA Weimar, Reichsstatthalter in Thüringen, Nr. 395.
- 80 Vgl. Ziegler, Erleben, S. 13.
- 81 Ebd., S. 110.
- 82 Vgl. Michalzik, Gründgens, S. 130 ff.; sowie Jellonnek, Homosexuelle unter dem Hakenkreuz, S. 87 ff. – Schirach soll sich nach dem »30. Juni« in der HJ sogar ausgesprochen homophob geriert haben.
- 83 Ziegler, Erleben, S. 157 f. bzw. 156.

- 84 Joachim Fest, *Speer. Eine Biographie*, Berlin 1999, S. 71 bzw. 487.
- 85 Ich danke Brigitte Hamann für das anregende Gespräch, das ich im November 2000 in München mit ihr über ihr neues Buch führen konnte.
- 86 Vgl. Peter P. Pachel, *Siegfried Wagner. Genie im Schatten*, München 1988, S. 236 bzw. 360; sowie Renate Schoslack, *Hinter Wahnfrieds Mauern*, Hamburg 1998, S. 51 ff.
- 87 Zit. nach Zdenko von Kraft, *Der Sohn*, Graz 1969, S. 247 bzw. Ziegler, *Erleben*, S. 157.
- 88 Hans-Jürgen Syberberg, *Syberbergs Filmbuch*, München 1976, S. 265.
- 89 Goebbels-Tagebücher II/4 (1995), S. 408 (Eintrag vom 30. 5. 1942); vgl. auch die Eintragung im Brieffagebuch Gürtner vom 14. 5. 1937, in: BAB, R 22/721.
- 90 Zit. nach Syberberg, *Filmbuch*, S. 271; ebd. auch das folgende Zitat.
- 91 So Hitler am 24./25. 1. 1942, in: Jochmann (Hg.), *Adolf Hitler*, S. 225.
- 92 Vgl. zu Siegfried Wagners unpolitischer Haltung Ziegler, *Erleben*, S. 157; weiterhin Jochmann (Hg.), *Monologe*, S. 224 (24./25. 1. 1942) bzw. 308 (28. 2./1. 3. 1942): »persönlich war er mit mir befreundet, politisch war er passiv«.
- 93 Zit. nach dem Wortlaut in Syberbergs Dokumentarfilm »Winifred Wagner und die Geschichte des Hauses Wahnfried«, 1975.
- 94 Hirschfeld, *Die Homosexualität*, S. 689.
- 95 Vgl. zu diesen Vorgängen die Schriftsätze im Brieffagebuch Gürtner vom 27. 5. bzw. 20. 11. 1937, in: BAB, R 22/721.
- 96 Picker (Hg.), *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*, S. 116 (28. 2./1. 3. 1942) bzw. Jochmann (Hg.), *Monologe*, S. 259 (3./4. 2. 1942); ebd. S. 308 auch das folgende Zitat.
- 97 Interview des Autors mit Frau Jobst in Bayreuth am 29. 2. 2000.
- 98 Zit. nach Gerald McKnight, *The Strange Loves of Adolf Hitler*, London 1978, S. 140.
- 99 Zit. nach Baedeker/Lemke (Hg.), *Buch der Freunde*, S. 37.
- 100 Wie mir Frau Verena Lafferenz-Wagner am 22. 7. 2000 brieflich mitteilte, wollte Ebermayer »meine Mutter in dem Entnazifizierungsverfahren anwaltlich vertreten (es kam nicht dazu), daher hat er sicher viele Detailkenntnisse – aber bis 1945. Später hatte sowohl Ebermayer als auch Ziegler gesellschaftlichen Verkehr mit dem Siegfried-Wagner-Haus; da meine Mutter sehr frei und ehrlich in ihren Äußerungen war – mögen beide Herrereif>geerntet< haben.«
- 101 Vgl. etwa Bouhlers Brief an den »lieben Erich« vom 15. 10. 1930, wo er ihm »leider« den »Wunsch« abschlagen muß, »ein Interview mit Herrn Hitler in einer Literaturzeitung zu veröffentlichen«, und zwar

- weil »Hitler nur allgemein politische Interviews gibt«, in: DLA Marbach, NL Ebermayer.
- 102 Vgl. hierzu die Aussage der Brautmutter gegenüber dem Generalkläger im Staatsministerium für Sonderaufgaben vom 19. 12. 1949, die von »überstürzter Heirat« sprach, in: StA München, Spruchkammerakten, Karton 179. – Über den »nicht gerade guten« Leumund dieser bildschönen Dame aus der Filmbranche hat sich der NS-Agrarpolitiker Richard Darré in seinen Erinnerungen geäußert: »Frau Bouhler war ihrem Wesen und ihrer Natur nach »Halbseide«, in: ders., Aufzeichnungen von Walter Darré von 1945–1948, Bd. 3, in: IfZ München, Ed 110.
- 103 Vgl. zu Bouhlers Parteikarriere Bernd Diroll, Personen-Lexikon der NSDAP, Bd. 1., SS-Führer A–B, Norderstedt 1998, S. 322 ff.
- 104 So Ebermeyers editorische Vorbemerkung zu seiner Tagebuchveröffentlichung.
- 105 Vgl. Emmy Göring, An der Seite meines Mannes. Begebenheiten und Bekenntnisse, Göttingen 1967, S. 322 f., wo es heißt, Ebermayer habe selbst angeboten, die Verteidigung zu übernehmen, und zwar honorarfrei. Man darf also ein Bedürfnis nach Informationen als Motiv unterstellen.
- 106 Ich danke dem Zsolnay Verlag in Wien für die Überlassung von Kopien der Presseschau aus seinen Archivbeständen.
- 107 Klaus Mann, Tagebücher 1931 bis 1933, hrsg. von Joachim Heimannsberg, Peter Laemmle und Wilfried F. Schoeller, München 1989, S. 64.
- 108 Klaus Mann, Zwilling der Sexualpathologie, in: Das Tagebuch, Nr. 53 vom 31. 12. 1932.
- 109 Im folgenden zit. nach dem Wiederabdruck Klaus Mann/Kurt Tucholsky, Homosexualität und Faschismus, Hamburg 1990 (3. Aufl.), S. 5–13.
- 110 Vgl. den anregenden Essay von Michael Maar, Das Blaubartzimmer. Thomas Mann und die Schuld, Frankfurt a. M. 2000.
- 111 Harpprecht, Thomas Mann, S. 1020.
- 112 Thomas Mann, Bruder Hitler, in: ders., Politische Reden und Schriften, Bd. 3, Frankfurt a. M. 1968, S. 58; die folgenden Zitate ebd., S. 53 f.
- 113 Thomas Mann, Tagebücher 1937–1939, hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt a. M. 1980, S. 115 (Eintrag vom 13. 10. 1937).
- 114 Vgl. zur Entstehungsgeschichte Klaus Mann, Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht, Reinbek 1984, S. 590 ff. bzw. 709 ff.
- 115 Ebd., S. 352–356.
- 116 Vgl. Theodor Lessing, Haarmann. Geschichte eines Werwolfs, Berlin 1925. – Viele bekannte Schriftsteller der Weimarer Republik wie zum Beispiel Döblin haben in dieser bildkräftigen psychoanaly-

- 12 Henry Ford (Hg.), *Der internationale Jude. Ein Weltproblem*; das erste amerikanische Buch über die Judenfrage. Ins Deutsche übertragen von Paul Lehmann, Leipzig 1921. – Vertrieben wurde die Schrift vom Hammer-Verlag, der auf völkisches und antisemitisches Schrifttum spezialisiert war.
- 13 Das geht aus den Akten hervor, die die Münchener Polizei im Winter 1922/23 über Lüdecke anlegte. Sie sind in Abschrift größtenteils erhalten in: HStA München, Mju/16312.
- 14 Beglaubigte Abschrift der Vernehmung Hitlers am 17. 1. 1923, in: ebd.
- 15 Beglaubigte Abschrift eines von Max Amann verfertigten Protokolls vom 29. 8. 1922, in: ebd.
- 16 Beglaubigte Abschrift der polizeilichen Vernehmung Dietrich Eckarts am 3. 3. 1923, in: ebd.
- 17 Vgl. Lüdecke, *I knew Hitler*, S. 1 f. bzw. 13.
- 18 Beglaubigte Abschrift der Vernehmung Hitlers am 17. 1. 1923, in: HStA München, Mju/16312.
- 19 Das berichtete ein Korrespondent der »New York Times«, der auch auf die vielen Übersetzungen von Fords »International Jew« hinwies, die in der Parteizentrale der NSDAP herumlag; vgl. *New York Times*, Nr. 23.706 vom 20. 12. 1922 (»Berlin hears Ford is backing Hitler. Bavarian Anti-Semitic Chief has American's Portrait and Book in his Office. Spends Money lavishly«).
- 20 Lüdecke, *I knew Hitler*, S. 105.
- 21 Vernehmungsprotokoll Hermann Esser vom 15. 2. 1923, in: HStA München, Mju/16312.
- 22 Vernehmungsprotokoll Lüdecke vom 23. 3. 1923, in: ebd.
- 23 Beglaubigte Abschrift der Vernehmung Hitlers am 17. 1. 1923, in: ebd.
- 24 Vgl. etwa Stellungnahme des Volksgerichts München I vom 7. 3. 1923, in: ebd.
- 25 Vernehmungsprotokoll Lüdecke vom 23. 3. 1923, in: ebd.
- 26 Vgl. unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen von 1956, in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 27 *Völkischer Beobachter*, Nr. 59 vom 5. 4. 1923 (»Zum Fall Lüdecke«).
- 28 *Münchener Zeitung*, Nr. 86 vom 29. 3. 1923.
- 29 Dieser Linz-Aufenthalt wird durch Hitlers Brief an seinen Jugendfreund Fritz Seidl vom 16. 10. 1923 bestätigt, in: BAB, NS 26/14.
- 30 Lüdecke, *I knew Hitler*, S. 234.
- 31 Zum folgenden ebd., S. 135–139.
- 32 Vgl. die Quellenzeugnisse bei Ernst Deuerlein (Hg.), *Der Hitler-Putsch. Bayerische Dokumente zum 8./9. November 1923*, Stuttgart 1962, S. 452 bzw. 543 ff.
- 33 Vgl. hierzu im einzelnen Joachim Köhler, *Wagners Hitler. Der Prophet und sein Vollstrecker*, München 1997, S. 231 ff.

tischen Charakter- und Milieustudie gewildert; vgl. hierzu die Einleitung von Rainer Marwedel zur Neuauflage des Lessing-Werkes (Frankfurt a.M. 1989), bes. S. 21 ff. – Teile seiner Arbeit über Haarmann hat Lessing in der Zeitschrift «Das Tagebuch» veröffentlicht, für die auch Klaus Mann schrieb.

- 117 Hier spielt der Autor auf die im Frühjahr 1932 enthüllte Namensänderung von Hitlers Vater an, des unehelich geborenen Alois Schicklgruber, der 1876 den Namen seines Ziehvaters Hitler angenommen hatte; vgl. Hamann, Hitlers Wien, S. 64 ff.
- 118 Vgl. Maar, Blaubartzimmer, S. 11.
- 119 Heinrich Mann, Der Hass. Deutsche Zeitgeschichte, Amsterdam 1933, hier nach der Neuausgabe Berlin (Ost)/Weimar 1983, S. 66 f. bzw. 68.
- 120 Ebermayer, Tagebuch, S. 551 f. (Eintrag vom 3.7.1935, Hervorhebung im Original.)

Siebttes Kapitel

- 1 So Hanfstaengl über sich selbst in seinem zuerst auf englisch erschienenen Artikel «Wie ich Adolf Hitler kennenlernte», hier zit. nach Der Freiheitskampf, Nr. 293 vom 21.10.1934.
- 2 Aus dem Memorandum «Adolf Hitler», das Hanfstaengl im Sommer 1942 für den amerikanischen Geheimdienst anfertigte, in: Franklin D. Roosevelt Library (New York), Henry Field's Papers, Box 44, S. 30 f.
- 3 Beglaubigte Abschrift der Vernehmung Hitlers am 17.1.1923, in: HStA München, Mju/16312.
- 4 SoHitler am 30.10.1941, in: Jochmann (Hg.), Adolf Hitler, S. 117.
- 5 Hanfstaengl an Julius Streicher vom 19.12.1937 (Kopie), in: BAK, NS 10/149.
- 6 Diels, Lucifer ante portas, S. 124 bzw. 382.
- 7 Vgl. Lüdecke, I knew Hitler, S. 20 f.
- 8 «Abschrift Blattsammlung der Staatsanwaltschaft bei dem Königlichen Landgericht II Berlin Strafsache gegen Lüdecke wegen Erpressung» (aus dem Jahr 1911), in: PAA Berlin, R 100097.
- 9 Undatierter Ermittlungsbericht der Polizeidirektion München (wahrscheinlich vom Januar 1923), in: HStA München, MA. 1943. D.R., Nr. 473; ein weiteres Exemplar in: BAB, BDC Kurt Lüdecke.
- 10 Zit. nach ebd.
- 11 Vgl. Keith Sward, The Legend of Henry Ford, New York 1948, hier nach der Neuauflage New York 1968, S. 106 ff.; dort auch die weiteren Informationen.

- 34 Vgl. hierzu die etwas verkürzte Darstellung von Zdenko von Kraft, *Der Sohn. Siegfried Wagners Leben und Umwelt*, Graz/Stuttgart 1969, S. 234 ff.; sowie die wiederum zu dick aufgetragene Schilderung von James Pool, *Who Financed Hitler. The Secret Funding of Hitler's Rise to Power, 1919-1933*, New York 1997 (2. Auflage), S. 89 ff.
- 35 Ein Faksimile dieses Schreibens vom 4.1.1924 ist abgedruckt bei Lüdecke, *I knew Hitler*, nach S. 190.
- 36 Ebd., S. 234.
- 37 Vgl. Vernehmung Lüdeckes durch die Münchener Polizei am 2.1.1925, in: HStA München, Mju/16312.
- 38 Beglaubigte Abschrift eines in Landshut am 22.5.1925 aufgenommenen Polizei-Protokolls, in: ebd.
- 39 *Völkischer Kurier* vom 28.2/3.3. 1925 («Hitler gegen Pittinger»), hier nach Clemens Vollnhals (Hg.), *Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen*, Bd. 1, München 1992, S. 12.
- 40 Vgl. Lüdecke, *I knew Hitler*, S. 271 ff.
- 41 Ebd., S. 271.
- 42 Ebd., S. 276 f.
- 43 Ebd., S. 273.
- 44 Vgl. etwa das faksimilierte Dokument in ebd., S. 799.
- 45 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 46 Noch 15 Jahre später hat sich Hanfstaengl auf dieses Komplott berufen; vgl. seine beiden Briefe an Esser vom 31.1. sowie 23.2. 1939, hier nach David George Marwell, *Unwanted Exile. A Biography of Ernst «Putzi» Hanfstaengl*, Ph.D., New York 1988, S. 379 bzw. 389.
- 47 Vgl. Lüdecke, *I knew Hitler*, S. 230ff. – Zum Kontext vgl. Kershaw, *Hitler*, Bd. 1, S. 280 ff.
- 48 Vgl. Hitler an Rosenberg vom 2.4.1925, in: Archives du Centre de Documentation Juive Contemporaine Paris, document LXII-1.
- 49 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 50 Hanfstaengl, *Zwischen Weissem und Braunem Haus*, S. 163 ff. bzw. 170.
- 51 Hitler an Rosenberg vom 2.4.1925,01: BAB, NS 8/143, B1-13.
- 52 Hanfstaengl an Reichsschatzmeister Schwarz vom 9.3.1936, in: BAB, BDC Ernst Hanfstaengl.
- 53 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 54 *Völkischer Beobachter* vom 5. 3.1925 («Erklärung»).
- 55 *Völkischer Beobachter* vom 15.10.1925 («Hitlers ‚Verlobung‘»).
- 56 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.

- 57 Hanfstaengl, Außenseiter, S. 189.
- 58 Vgl. zu dieser Geheimdiensttätigkeit im einzelnen die materialreiche Studie von Steven Casey, Franklin D. Roosevelt, Ernst »Putzi« Hanfstaengl and the »S-Project«, June 1942–June 1944, in: *Journal of Contemporary History*, Bd. 35 (2000), S. 339–359. – Vgl. außerdem Christof Mauch, *Schattenkrieg gegen Hitler. Das Dritte Reich im Visier der amerikanischen Geheimdienste 1941–1945*, Stuttgart 1999, S. 74 ff.
- 59 Eine Kopie dieses seit dem Spätsommer 1942 erarbeiteten und vom 3. 12. 1942 datierten Dossiers befindet sich in: Franklin D. Roosevelt Library (New York), Henry Field's Papers, Box 44.
- 60 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 61 Interview mit Ernst Hanfstaengl am 28. 10. 1951, in: IfZ München, ZS 60.
- 62 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 63 Ernst Hanfstaengl, *Hitler. The missing Years*, London 1957, S. 169.
- 64 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 65 Vgl. hierzu die Bemerkungen von Theo Schwarzmüller, *Zwischen Kaiser und »Führer«*. Generalfeldmarschall August von Mackensen, Paderborn 1995, S. 78, 176 und 196. – Schwarzmüller ist im Besitz der privaten Korrespondenz des Feldmarschalls mit dessen Sohn Georg, dem ehemaligen Adjutanten des Prinzen. Aufgrund seiner Kenntnis der Quellen hält er diese Veranlagung für unverkennbar. Ich danke Theo Schwarzmüller für seine Auskünfte.
- 66 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47, dort auch das folgende Zitat.
- 67 Vgl. »Certified Copy of Marriage Record«, in: PAA Berlin, R 100097.
- 68 Vgl. Ralf Georg Reuth, *Goebbels. Eine Biographie*, München 1995, S. 350 (mit Verweisen auf unveröffentlichte Teile der Goebbels-Tagebücher).
- 69 Vgl. Ludecke, *I knew Hitler*, S. 317.
- 70 Vgl. die Belegstellen bei Sappo Kuusisto, *Alfred Rosenberg in der nationalsozialistischen Außenpolitik 1933–1939*, Helsinki 1984, S. 46.
- 71 Schreiben des NSDAP-Schatzmeisters vom 19. 11. 1931, in: BAB, BDC Kurt Lüdecke.
- 72 Das folgende nach Ludecke, *I knew Hitler*, S. 414–537.
- 73 Zit. nach ebd., S. 477 f.
- 74 Vgl. BAB, BDC Kurt Lüdecke.
- 75 Vgl. das Faksimile bei Ludecke, *I knew Hitler*, gegenüber S. 531.

- 76 Vgl. Lüdecke an Hitler vom 10. 4. 1934, in: Archives du Centre de Documentation Juive Contemporaine Paris, CXXIXa-120. – Vgl. außerdem die Fotos bei Ludecke, I knew Hitler, S. 530 ff.
- 77 Unveröffentlichte Hanfstaengl-Erinnerungen (1956), in: BSB, NL Hanfstaengl, Ana 405/47.
- 78 So Goebbels in seinem Tagebuch am 22. 11. 1929, in: Goebbels-Tagebücher I/1, S. 459.
- 79 Vgl. Hanfstaengl, Außenseiter, S. 217.
- 80 Vgl. Hanfstaengl an seinen Mitarbeiter Voigt vom 31. 10. 1937 (Entwurf), hier nach Marwell, Unwanted Exile, S. 251 f.
- 81 Vgl. BAB, BDC Ernst Hanfstaengl.
- 82 Hanfstaengl, Außenseiter, S. 314.
- 83 Ebd., S. 283. – Vgl. auch Goebbels-Tagebücher I/2 (1987), S. 126 (Eintrag vom 11. 2. 1932).
- 84 Hanfstaengl, Außenseiter, S. 301.
- 85 Ebd., S. 106 bzw. 302.
- 86 Vgl. etwa Fromm, Als Hitler mir die Hand küßte, S. 106 (Tagebuch-Eintrag vom 17. 3. 1933); Martha Dodd, Through Embassy Eyes, New York 1939, S. 25 f.; Metcalfe, Berlin 1933, S. 193 ff.; Karlheinz Schädlich, Die Mitford Sisters, Düsseldorf 1993, S. 111 ff.
- 87 Vgl. Kuusisto, Außenpolitik, S. 44 ff.; sowie Andreas Molau, Alfred Rosenberg, Koblenz 1993, S. 101 ff.
- 88 Zum folgenden Ludecke, I knew Hitler, S. 573 ff.
- 89 Vgl. die Quellenauszüge bei Kuusisto, Außenpolitik, S. 48 f.
- 90 Hanfstaengl an Hitler vom 4. 2. 1938, in: BAB, BDC Ernst Hanfstaengl.
- 91 New Yorker Staatszeitung, Nr. 113 vom 12. 5. 1933 (»Große Säuberungsaktion der Nazis im eigenen Lager«).
- 92 Vgl. Ludecke, I knew Hitler, S. 686.
- 93 Lüdecke an Buch vom 16. 9. 1933, in: BAB, NS 43/157.
- 94 Ludecke, I knew Hitler, S. 705. – Der Brief ist im Original nicht überliefert.
- 95 Ebd., S. 735.
- 96 Lüdecke an Amann vom 28. 2. 1934, in: Hoover Institution Archives Stanford, Ludecke Papers, TS Germany P 214a.
- 97 Vgl. die Erinnerungen seines Mithäftlings Kurt Hiller, Leben gegen die Zeit, Hamburg 1969, S. 276.
- 98 Vgl. hierzu Rosenberg an Brückner vom 17. 4. 1934, in: BAB, NS 8/175, Bl. 172; sowie Lüdecke an Hitler vom 10. 4. 1934, in: Archives du Centre de Documentation Juive Contemporaine Paris, document CXXIXa-120.
- 99 Lüdecke an Hitler vom 10. 4. 1934, in: ebd., dort auch die folgenden Zitate (Hervorhebung im Original).
- 100 Evening Star vom 5. 5. 1934 (»Kurt Ludecke Believed Headed for U.S. After Escape in Germany«).

- 101 So Hanfstaengl in seinem Brief an Julius Streicher vom 19.12.1937, in: BAK, NS 10/149, Bl. 198.
- 102 Gestapo an Auswärtiges Amt vom 3.10.1934, in: PAA Berlin, R 100097.
- 103 Vgl. Himmler an Rosenberg vom 28.8.1934, in: Archives du Centre de Documentation Juive Contemporaine Paris, document CXXIXa-120.
- 104 «Mend-Protokoll», in: HStAMünchen, Abt. IV, HS 3231.
- 105 Vgl. etwa Münchener Post, Nr. 30 vom 6.2.1923.
- 106 Goebbels-Tagebücher I/2 (1987), S. 457 (Eintrag vom 13.8.1933).
- 107 Zit. nach Hanfstaengl, Aussenseiter, S. 319.
- 108 Zit. nach Franz Langoth, Kampf um Österreich. Erinnerungen eines Politikers, Wels 1951, S. 146; vgl. auch Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie C, Bd. II, 1, Göttingen 1973, Nr. 35 und 71. – Eine Darstellung seiner diplomatischen Intervention in Italien bringt Hanfstaengl in der ersten gedruckten Fassung seiner Erinnerungen «Ich habe gewarnt», in: Badische Illustrierte Woche, Nr. 1 vom 5.1.1952; vgl. zu den Hintergründen: Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie C, Bd. III, 1, Nr. 26.
- 109 Zit. nach Hanfstaengl, Aussenseiter, S. 360.
- 110 Vgl. Hamburger Fremdenblatt, Nr. 355 vom 24.12.1933 («Dr. Ernst Hanfstaengl»).
- 111 Zit. nach Deutsche Allgemeine Zeitung, Nr. 410/411 vom 21.9.1933 («Internationale und regionale Kunst. Ein Gespräch mit Dr. Ernst Hanfstaengl»).
- 112 Vgl. Fromm, Hitler, S. 185 f.
- 113 Zit. nach Völkischer Beobachter, Nr. 105 vom 15.4.1934 («Dr. Hanfstaengl über die Aufgaben der Auslandsberichterstattung»).
- 114 Lüdecke an Hitler vom 10.4.1934, in: Archives du Centre de Documentation Juive Contemporaine Paris, document CXXIXa-120.
- 115 Vgl. Time, Nr. 15 und 16 vom 9. und 16.4.1934; sowie New York Times vom 25.4.1934.
- 116 Vgl. Lüdecke, I knew Hitler, S. 755, wo auch von einem Brief an Goebbels die Rede ist. Beide Dokumente sind nicht überliefert und werden auch von Lüdecke nicht paraphrasiert.
- 117 Vgl. ebd., S. 756.
- 118 Vgl. die Quellenbelege bei Metcalfe, Berlin 1933, S. 282 ff.
- 119 Hanfstaengl, Aussenseiter, S. 339 bzw. 341.
- 120 Vgl. Weser-Zeitung, Nr. 163 vom 15.7.1934 («Schiffsverkehr in bremsischen Häfen»).
- 121 Freundliche Auskunft von Dr. Elke Fröhlich, der Herausgeberin der Goebbels-Tagebücher, im Vorgriff auf den noch nicht erschienenen Band mit den Einträgen für 1934.

- 122 Hanfstaengl, Außenseiter, S. 346.
- 123 Vgl. Luther an Auswärtiges Amt vom 27. 9. 1934, in: PAA Berlin, R 100097.
- 124 Vgl. Hamburger Nachrichten, Nr. 411 vom 4. 9. 1934.
- 125 Völkischer Beobachter, Nr. 236 vom 24. 8. 1934.
- 126 Vgl. Metcalfe, Berlin 1933, S. 326; sowie Fromm, Hitler, S. 210 (Tagebuch-Eintrag vom 14. 11. 1934).
- 127 Daily Express, Nr. 10720 vom 19. 9. 1934.
- 128 Zit. nach Badische Illustrierte Woche, Nr. 5 vom 2. 2. 1952. – Vgl. auch Jody Skinner, Bezeichnungen für das Homosexuelle im Deutschen, Bd. II: Ein Wörterbuch, Essen 1999, S. 259.
- 129 Vgl. Daily Express, Nr. 10721 vom 20. 9. 1934 (»The Herr Doktor has a busy day«).
- 130 Vgl. Daily Express, Nr. 10723 vom 22. 9. 1934 (»Dr. Ernst Hanfstaengl«).
- 131 Vgl. zum Ausgang des Verfahrens Völkischer Beobachter, Nr. 339 vom 5. 12. 1935 (»Gütliche Vereinbarung«); sowie den Prozeßbericht in The Times, Nr. 47237 vom 3. 12. 1935 (»High Court of Justice«).
- 132 Auswärtiges Amt an Gestapo vom 28. 9. 1934, in: PAA Berlin, R 100097.
- 133 Daluege an Diels vom 16. 5. 1934, in: BAB, BDC Kurt Lüdecke.
- 134 Helfferich an den SS-Gruppenführer Scholz beim Verbindungsstab der NSDAP vom 2. 12. 1934, in: BAB, BDC Ernst Hanfstaengl.
- 135 Vgl. Deutsche Zeitung (New York), Nr. 42 vom 20. 10. 1934 (»Abschluß der Dickstein-Komödie«).
- 136 Hanfstaengl an Brückner vom 31. 12. 1937, in: BAK, NS 10/144.
- 137 Zit. nach Hanfstaengl, Außenseiter, S. 356.
- 138 Der in Abschrift beigefügte Gestapo-Bericht datierte schon vom 26. 10. 1934, in: PAA Berlin, R 100097, dort auch die folgenden Zitate.
- 139 Vgl. HStA München, Mju/16312.
- 140 Vgl. Hanfstaengl an Bülow-Schwante vom 14. 11. 1934, in: PAA Berlin, R 100097.
- 141 Hanfstaengl an Doebig vom 13. 11. 1934, in: HStA München, Mju/16312.
- 142 Vgl. Hanfstaengl, Außenseiter, S. 153.
- 143 Vgl. hierzu im einzelnen die Unterlagen in: PAA Berlin, R 100097.
- 144 Döbig an Schaub vom 29. 11. 1934, in: HStA München, Mju/16312.
- 145 Vgl. Schaub an Döbig vom 7. 12. sowie Döbig an Frank vom 11. 12. 1934, in: ebd.
- 146 Dieses Konvolut wird jetzt aufbewahrt in: Hoover Institution Archives, Collection Kurt Lüdecke, Ts Germany, P 214a.
- 147 »Bericht für den Reichsführer Herrn Adolf Hitler und die Reichsleitung der N.S.D.A.P.« vom 15. 12. 1934, in: ebd.

- 148 Vgl. Philadelphia Deutscher Weckruf vom 19. 1. 1935 (Sondernummer).
- 149 Buhler an Glaser vom 12. 1. 1935 (unter Bezugnahme auf die Schreiben Glasers vom 15. und 21. 12. 1934), als Faksimile abgedruckt bei Ludecke, I knew Hitler, S. 801.
- 150 Zit. nach Philadelphia Deutscher Weckruf vom 19. 1. 1935.
- 151 Nach Auskunft der Princeton University Library, an die große Teile des Verlagsarchivs abgegeben wurden, befindet sich die Korrespondenz des Verlages mit Ludecke nicht darunter.
- 152 Ludecke, I knew Hitler, S. 731 f.
- 153 Vgl. ebd., S. 417 ff.
- 154 Ebd., S. 673.
- 155 Vgl. Hanfstaengl an Voigt vom 26. 11. 1937, hier nach Marwell, Unwanted Exile, S. 255.
- 156 Vgl. hierzu die Recherchen von Rudolf Stoiber und Boris Celovsky über Wiedemanns damalige Geliebte und Hitlers Geheimagentin Stephanie von Hohenlohe, dies., Stephanie von Hohenlohe, München 1988, S. 144 ff.
- 157 Dieckhoff an Auswärtiges Amt vom 1. 11. 1938 und Thomsen an Auswärtiges Amt vom 1. 1. 1939, in: PAA Berlin, R 100097.
- 158 Diese Mitteilung war Hanfstaengl durch den Besitzer der Zeitung, Victor F. Ridder, unmittelbar zugegangen; vgl. Hanfstaengl an Hitler vom 4. 2. 1938 (via Deutsche Botschaft London), in: BAK, NS 10/149, Bl. 201.
- 159 Im April 1938 hatte Hitlers Adjutant Wiedemann beim Auswärtigen Amt eine Sammlung von Buchbesprechungen aus der englischen Presse angefordert und alsbald erhalten; vgl. BAK, NS 10/35, Bl. 64 ff.
- 160 Vgl. etwa die Buchbesprechung »Close-up«, in: Calvacade. The British News Magazine, Nr. 10 vom 5. 3. 1938, S. 37 f.
- 161 Vgl. etwa The New York Times Book Review vom 28. 11. 1937 (»An Inside View of the Nazis by a Former Party Member«); sowie The Saturday Review vom 4. 12. 1937 (»The Nazi Mind«).
- 162 Deutsche Botschaft Washington an Auswärtiges Amt vom 1. 1. 1939, in: PAA Berlin, R 100097.
- 163 Lammers an Auswärtiges Amt vom 6. 2. 1939, in: ebd.
- 164 Aktennotiz vom 29. 6. 1938, in: ebd.
- 165 Rosenberg, Das politische Tagebuch, S. 59 (Eintrag vom 12. 3. 1935).
- 166 Vgl. die beiden Schreiben Hanfstaengls an Schwarz vom 12. 12. 1935, in: BAB, BDC Ernst Hanfstaengl.
- 167 Vgl. Schwarz an Hanfstaengl vom 20. 12. 1935, in: ebd.
- 168 Hanfstaengl an Schwarz vom 9. 3. 1936, in: ebd.
- 169 Schwarz an Hanfstaengl vom 23. 3. 1936, in: ebd.
- 170 Marwell deutet an, daß Unity Mitford ihre Hände dabei im Spiel gehabt haben soll; vgl. ders., Unwanted Exile, S. 156.

- 171 Vgl. den Briefentwurf von Hanfstaengl an Göring von Anfang Juli 1938, hier nach ebd., S. 334. – Vgl. außerdem Hanfstaengl an Schaub vom 25. 6. 1939, in: BAK, NS 10/340, Bl. 216 f.
- 172 Hertha Oldenbourg (geb. Frey) an Fritz Wiedemann vom 6. 7. 1936 (per Einschreiben), in: BAK, NS 10/231, Bl. 222 f.
- 173 Wiedemann an Oldenbourg vom 9. 7. 1936, in: ebd., Bl. 221.
- 174 Goebbels-Tagebücher I/2 (1987), S. 652 f. (Eintrag vom 1. bzw. 2. 8. 1936.)
- 175 Oldenbourg an Wiedemann vom 11. 7. 1936, in: BAK, NS 10/231, Bl. 220.
- 176 Ernst Hanfstaengl, Tat gegen Tinte. Hitler in der Karikatur der Welt, Berlin 1934, S. 57.
- 177 Goebbels-Tagebücher I/2 (1987), S. 662 bzw. 665 (Einträge vom 16. 8. 1936 bzw. 21. 8. 1936).
- 178 So Helene Niemeyer gegenüber dem amerikanischen Hitler-Biographen John Toland, zit. nach ders., Hitler, S. 529.
- 179 Hanfstaengl hat diesen Anschlag später ausführlich geschildert; vgl. ders., Außenseiter, S. 362 ff. – Vgl. ergänzend Albert Speer, Erinnerungen, Frankfurt a. M. 1969, S. 140 f.; Reinhard Spitzzy, So haben wir das Reich verspielt. Bekenntnisse eines Illegalen, München 1986, S. 201 ff.; sowie Goebbels-Tagebücher I/3 (1987), S. 40 f. – Es hat den Anschein, als ob Hitler hier selbst seinen engsten Vertrauten gegenüber nicht mit offenen Karten gespielt und hierdurch manche Legendenbildung evoziert hat.
- 180 Goebbels-Tagebücher I/3 (1987), S. 76 (Eintrag vom 12. 3. 1937) bzw. S. 80 (Eintrag vom 16. 3. 1937).
- 181 Vgl. Göring an Hanfstaengl vom 19. 3. 1937, faksimiliert bei Hanfstaengl, Außenseiter, S. 372.
- 182 Vgl. Marwell, Unwanted Exile, S. 178 f.
- 183 Goebbels-Tagebücher I/3 (1987), S. 85 (Eintrag vom 20. 3. 1937).
- 184 Ebd., S. 109 bzw. 113 (Einträge vom 13. bzw. 16. 4. 1937).
- 185 Vgl. Marwell, Unwanted Exile, S. XV f.
- 186 Vgl. BAB, BDC Ernst Hanfstaengl.
- 187 Gesprächsnotiz von Hanfstaengl vom 14. 5. 1937, zit. nach Marwell, Unwanted Exile, S. 199.
- 188 Hanfstaengl an Julius Streicher vom 19. 12. 1937, in: BAK, NS 10/149, Bl. 194.
- 189 Hanfstaengl an Voigt vom 30. 11. 1937, zit. nach Marwell, Unwanted Exile, S. 256.
- 190 Hanfstaengl an Streicher vom 19. 12. 1937, in: BAK, NS 10/149, Bl. 199 f. – Im Tenor ähnlich herausfordernd Hanfstaengl an Brückner vom 31. 12. 1937, in: ebd., Bl. 190 f.
- 191 Goebbels-Tagebücher I/5 (2000), S. 105 (Eintrag vom 19. 1. 1938).
- 192 Marginalie Himmlers vom 27. 2. 1938 auf der Anlage zu Hanfstaengls Handschreiben vom 5. 2. 1938, in: BAB, BDC Ernst Hanfstaengl.

- 193 Weizsäcker im Auftrag von Ribbentrop an den deutschen Gesandten in London Woermann vom 29.3.1938, in: PAA Berlin, F 11/504-503. – Ganz ähnlich hatte sich Ribbentrop schon am 21.3.1938 gegenüber Woermann geäußert, nachdem er «den Fall Hanfstaengl mit dem Führer besprochen» hatte, in: ebd.
- 194 The New Republic, Nr. 1221 vom 27.4.1938 («Undesirable Refugees»).
- 195 Briefentwurf Hanfstaengl an Dirksen vom 30.5.1938, zit. nach Marwell, *Unwanted Exile*, S. 302 f.
- 196 Hanfstaengl an seine Mutter vom 5.7.1938, zit. nach ebd., S. 313 f.
- 197 Hanfstaengls Mutter an ihren Sohn vom 20.8.1938, zit. nach ebd., S. 327 f.
- 198 Göring an Hanfstaengl vom 22.8.1938, zit. nach ebd., S. 331 f.
- 199 Vgl. Hanfstaengl an Göring vom 9.9.1938, hier nach ebd., S. 338ff.
- 200 Hanfstaengl an Göring und Ribbentrop vom 18.11.1938, zit. nach ebd., S. 356.
- 201 Briefentwurf Hanfstaengl an Hitler vom 23.11.1938, zit. nach ebd., S. 356f-.
- 202 Hanfstaengl an Göring vom 14.12.1938, zit. nach ebd., S. 364h
- 203 Vgl. Tagebucheintragung Hanfstaengls vom 28.1.1939, hier nach ebd., S. 377.
- 204 Vgl. Winifred Wagner an Hanfstaengl vom 28.12.1938, hiernach ebd., S. 368.
- 205 Hanfstaengl an Hitler vom 12.2.1939, in: B AK, NS 10/149, Bl. 186f.
- 206 Vgl. Martin Bormann an Himmler vom 6.3.1939 und an Hanfstaengl vom 15.8.1939, in: BAB, BDC Ernst Hanfstaengl; sowie Bodenschatz an Hanfstaengl vom 13.2.1939, hier nach Marwell, *Unwanted Exile*, S. 387.
- 207 Hanfstaengl an Winifred Wagner vom 26.7.1939, in: BAK, NS 10/149, Bl. 189.
- 208 Vgl. den Prozessbericht in The Times, Nr. 48.310 vom 20.5.1939 («German's Libel Action against Selfridge and Co. fails»).
- 209 Hanfstaengl an Hitler vom 2.7.1939, zit. nach Marwell, *Unwanted Exile*, S. 417.
- 210 Bormann an Wolff vom 4.8.1939, in: BAB, BDC Ernst Hanfstaengl.
- 211 Aktennotiz von der Hand Walter Hewels vom 5.9.1939, in: PAA Berlin, F 11/498.

Epilog

- 1 Vgl. hierzu Fest, Speer, bes. S. 59 ff. – Das Zitat stammt von Speers Bürochef Karl Maria Hettlage, zit. nach ebd., S. 153.
- 2 Günther Weisenborn, Memorial, Berlin 1948, S. 205.

- 3 So Fest in einem Interview mit dem ZDF, zit. nach dem Feature «Hitlers unglückliche Liebe Albert Speer» vom Oktober 1999.
- 4 Spiegel-Interview, Nr. 19/2001.
- 5 Vgl. hierzu jetzt die neuesten Forschungsergebnisse von Heinrich Schwendemann, Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 26.4.2000 («Lebensläufer über verbrannter Erde»).
- 6 Vgl. hierzu im einzelnen Fest, Speer, S. 360 ff.
- 7 Dollmann, Roma Nazista, S. 40 f.
- 8 Jochmann (Hg.), Adolf Hitler, S. 230.
- 9 Vernehmung von Julius Schaub am 12.3.1947, in: StA Nürnberg, KV-Interrogations S-35.
- 10 Aussage von Herbert Döring in der Fernsehdokumentation «Die Frauen und Hitler», Erster Teil, Regie: Thomas Hausner, Bayerischer Rundfunk 2000, wo er noch mitteilt: «Ich sage Ihnen das ganz offen. Wir haben damals – das hat keiner gewusst – rumspioniert, ob wir mal in den Betten irgendwo was finden. Und das war die ganzen Jahre nie der Fall. Das kann ich wohl sagen. Aber mehr möchte ich nun zu dieser privaten Sache nicht sagen.»
- 11 Artikelserie «Heinrich Hoffmanns Erzählungen», in: Münchener Illustrierte, Nr. 47 vom 20.11.1954.
- 12 Vgl. Schroeder, Chef, S. 156; Gun, Eva Braun-Hitler, S. 203; John Mendelsohn (Hg.), Covert Warfare, Bd. 14: A Man Called A.H., New York/London 1989, S. 688.
- 13 Ziegler, Adolf Hitler, S. 265 f.
- 14 Vgl. Gun, Eva Braun-Hitler, S. 32 f. und 46.
- 15 Zit. nach Schroeder, Chef, S. 191.
- 16 Dollmann, Roma Nazista, S. 42.
- 17 Blüher, Die Rede des Aristophanes, S. 65.
- 18 Hitler, Mein Kampf, S. 6 bzw. 93 f.

Nachbemerkung

- 1 Eugenio Dollmann, Roma Nazista.
- 2 Corriere della Sera vom 21.5.1950. Die Rezension erschien unter der Überschrift «Dollmann berichtet über seine italienischen Erfahrungen. Im Dienste Hitlers war er mächtiger als dieser».
- 3 Vgl. Dollmann, Roma Nazista, S. 30 ff.
- 4 Ebd., S. 9 f.
- 5 Blüher, Die Rolle der Erotik, S. 26 ff. (Vorwort zur Ausgabe von 1949). – Vertieft und weiter ausgeführt hat Blüher diese Reflexionen in dem erst 1966 posthum veröffentlichten Manuskript ‚Die Rede des Aristophanes‘.

- 6 Vgl. die erste kritische Ausgabe dieses in unterschiedlichen Versionen aufgelegten Werkes: Jean Genet, Werke in Einzelbänden, Bd. III: Das Totenfest. Pompes Funèbres, Gifkendorf 2000. Vgl. zur Werkgeschichte und zur Interpretation die Nachbemerkungen ebd., S. 368 ff.
- 7 Der 1944 in den USA abgeschlossene Roman war zuerst 1947 unter dem Titel ‚The end is not yet‘ in New York erschienen. 1948 hat ihn der Hallwag-Verlag in Bern publiziert. Die wichtigsten Passagen über Hitlers Homosexualität finden sich in der deutschen Ausgabe auf S. 434 ff. bzw. 446 ff.
- 8 Vgl. Karola Schulz, Fast ein Revolutionär. Fritz von Unruh zwischen Exil und Remigration (1932-1962), München 1994, S. 23 ff. bzw. 64 ff.
- 9 Vgl. Ulrich Rudolf Fröhlich, Fritz von Unruhs Spätwerk ‚Der nie verlor‘, Ann Arbor 1980.
- 10 Ebermayer, Tagebuch, hier vor allem S. 331 f.
- 11 Manfred Koch-Hillebrecht, Homo Hitler, München 1999.

Auswahlbibliographie

- Baedeker, Peer und Karl Lemke (Hg.): Erich Ebermayer. Buch der Freunde, Lohhof bei München -1960.
- Banach, Jens: Heydrichs Elite. Das Führerkorps der Sicherheitspolizei und des SD. 1936-1945, Paderborn/München/Wien 1998.
- Bastian, Till: Homosexuelle im Dritten Reich: Geschichte einer Verfolgung, München 2000.
- Becker, Winfried und Werner Chrobak (Hg.): Staat, Kultur, Politik: Festschrift zum 65. Geburtstag von Dieter Albrecht. Beiträge zur Geschichte Bayerns und des Katholizismus, Kallmünz 1992.
- Behnken, Klaus (Hg.): Deutschland – Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Deutschland-Berichte der Sopade, 3. Jahrgang, 1936, Salzhausen 1980.
- Behrendt, Armin: Wilhelm Külz: Aus dem Leben eines Suchenden, Berlin (Ost) 1968.
- Bennecke, Heinrich: Hitler und die SA, München/Wien 1962.
- Blazek, Helmut: Rosa Zeiten für Rosa Liebe. Geschichte der Homosexualität, Frankfurt a.M. 1996.
- Blüher, Hans: Die Rede des Aristophanes. Prolegomena zu einer Soziologie des Menschengeschlechtes, Hamburg 1966.
- ders.: Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft: eine Theorie der menschlichen Staatsbildung nach Wesen und Wert, Jena 1917, Neuausgabe Stuttgart 1962.
- ders.: Werke und Tage: Geschichte eines Denkers, München 1953.
- Böhm, Karl Werner: Zwischen Selbstzucht und Verlangen. Thomas Mann und das Stigma der Homosexualität. Untersuchung zu Frühwerk und Jugend, Würzburg 1991.
- Boehrer, Robert: Mein Bild von Stefan George, München/Düsseldorf 1951.
- Brandmayer, Balthasar: Meldegänger Hitler: erlebt und erzählt von Balthasar Brandmayer, 2. verbesserte Auflage, bearbeitet von Heinz Bayer, München 1933.
- Bredow, Klaus: Hitler rast: Der 30. Juni. Ablauf, Vorgeschichte und Hintergründe, Saarbrücken 1934.

- Broche, François: *Assassinat du Chancelier Dollfuss*, Paris 1977.
- Bürgin, Hans (Hg.): *Die Briefe Thomas Manns. Regesten und Register, Band 1*, bearbeitet von Hans Büring und Hans-Otto Mayer, Frankfurt a.M. 1976.
- Bullock, Alan: *Hitler. Eine Studie über Tyrannei*, vollständig überarbeitete Neuauflage, Kronberg/Düsseldorf 1967.
- Bumke, Oswald: *Erinnerungen und Betrachtungen. Der Weg eines deutschen Psychiaters*, München 1952.
- Chauncey, George: *Gay New York: Gender, Urban Culture, and the making of the Gay Male World. 1890-1914*, New York 1994.
- Chaussy, Ulrich: *Nachbar Hitler: Führerkult und Heimatzerstörung am Obersalzberg*, Berlin 2001.
- Clemens, Detlev: *Herr Hitler in Germany. Wahrnehmung und Deutung des Nationalsozialismus in Grossbritannien 1920 bis 1939*, Göttingen 1996.
- Dannecker, Martin und Reimut Reiche: *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik*, Frankfurt a.M. 1974.
- Demmel, Fritz: *Geschichte und G'schichten aus der Gemeinde Garching an der Alz, Garching an der Alz* 1999.
- Deuerlein, Ernst (Hg.): *Der Hitler-Putsch: Bayerische Dokumente zum 8.79. November 1923*, Stuttgart 1962.
- Diels, Rudolf: *Lucifer ante portas.... es spricht der erste Chef der Gestapo...*, Stuttgart 1950.
- Dietrich, Otto: *12 Jahre mit Hitler*, München 1955.
- Diroll, Bernd: *Personen-Lexikon der NSDAP, Band 1, SS-Führer A-B*, Norderstedt 1998.
- Dodd, Martha: *Through Embassy Eyes*, New York 1939.
- Dörner, Bernhard: *«Heimtücke»: Das Gesetz als Waffe. Kontrolle, Abschreckung und Verfolgung in Deutschland 1933 bis 1945*, Paderborn 1998.
- Dollmann, Eugenio: *Roma Nazista*, Milano 1949.
- Domarus, Max (Hg.): *Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen, Band II/2*, Wiesbaden 1973.
- Dornheim, Andreas: *Röhms Mann fürs Ausland. Politik und Ermordung des SA-Agenten Georg Bell*, Münster 1998.
- Drage, Charles: *Als Hitler nach Canossa ging*, Berlin 1982.
- Ebermayer, Erich: *Denn heute gehört uns Deutschland ... Persönliches und politisches Tagebuch, von der Machtergreifung bis zum 31. Dezember 1935*, Hamburg/Wien 1959.
- ders.: *Gustav Wyneken – Chronik einer grossen Freundschaft*, Frankfurt a.M. 1969.
- ders.: *Kampf um Odilienburg*, Berlin/Wien 1929.

- ders.: Magisches Bayreuth: Legende und Wirklichkeit, Stuttgart 1951.
- Ebermayer, Ludwig: Fünfzig Jahre Dienst am Recht. Erinnerungen eines Juristen, Leipzig 1930.
- Fallois, Immo von: Kalkül und Illusion. Der Machtkampf zwischen Reichswehr und SA während der Röhm-Krise 1934, Berlin 1994.
- Fest, Joachim: Hitler. Eine Biographie, 5. Auflage, Frankfurt a.M./Berlin 1973. Ungekürzt, mit einem Vorwort des Autors, Berlin 1995 und München 2000.
- ders.: Speer. Eine Biographie, Berlin 1999.
- Fischer, H.C. und E.X. Dubois: Sexual Life During the World War, London 1937.
- Ford, Henry (Hg.): Der internationale Jude: Ein Weltproblem, Leipzig 1921.
- Frank, Hans: Im Angesicht des Galgens. Deutung Hitlers und seiner Zeit auf Grund eigener Erlebnisse und Erkenntnisse. Geschrieben im Nürnberger Justizgefängnis, München-Gräfelfing 1953.
- Frank, Leonhard: Links wo das Herz ist, Berlin 1955.
- Franz-Willing, Georg: Ursprung der Hitlerbewegung 1919-1922, Preussisch Oldendorf 1974.
- Fröhlich, Ulrich Rudolf: Fritz von Unruhs Spätwerk «Der nie verlor», Ann Arbor 1980.
- Fromm, Bella: Als Hitler mir die Hand küsste, Berlin 1993.
- Geuter, Ulfried: Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung. Jungenfreundschaft und Sexualität im Diskurs von Jugendbewegung, Psychoanalyse und Jugendpsychologie am Beginn des 20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 1994.
- Gisevius, Hans Bernd: Bis zum bitteren Ende. Vom Reichstagsbrand bis zum 20. Juli 1944, Zürich 1946, Neuauflage Gütersloh 1961.
- Godau-Schüttke, Klaus-Detlev: Rechtsverwalter des Reiches. Staatssekretär Dr. Curt Joel, Frankfurt a.M. 1981.
- Goebbels, Joseph: Die Tagebücher von Joseph Goebbels: sämtliche Fragmente, 15 Bände, herausgegeben von Elke Fröhlich im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und in Verbindung mit dem Bundesarchiv, München 1987-2001.
- Göring, Emmy: An der Seite meines Mannes: Begebenheiten und Bekenntnisse, Göttingen 1967.
- Graf, Christoph: Politische Polizei zwischen Demokratie und Diktatur. Die Entwicklung der preussischen Politischen Polizei vom Staatsschutzorgan der Weimarer Republik zum Geheimen Staatspolizeiamt des Dritten Reiches, Berlin 1983.
- Granier, Gerhard: Magnus von Levetzow: Seeoffizier, Monarchist und Wegbereiter Hitlers. Lebensweg und ausgewählte Dokumente, Boppard 1982.
- Grau, Günter: Homosexualität in der NS-Zeit: Dokumente einer Diskriminierung und Verfolgung, Frankfurt a.M. 1993.

- Grimm, Hans: Suchen und Hoffen. 1928-1934, 2. Auflage, Lippoldsberg 1972.
- Gritschneider, Otto: «Der Führer hat Sie zum Tode verurteilt...»: Hitlers «Röhm-Putsch»-Morde vor Gericht, München 1993.
- Grunberg, Bela und Pierre Dessuant: Narzissmus, Christentum und Antisemitismus: eine psychoanalytische Untersuchung, Stuttgart 2000.
- Gugenberger, Eduard: Hitlers Visionäre. Die okkulten Wegbereiter des Dritten Reiches, Wien 2001.
- Gun, Nerin Erin: Eva Braun-Hitler: Leben und Schicksal, Kiel 1994.
- Hall, Murray G.: Der Paul Zsolnay Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil, Tübingen 1994.
- Hamann, Brigitte: Hitlers Wien: Lehrjahre eines Diktators, München / Zürich 1997.
- Hancock, Eleanor: Ernst Röhm and the Experience of World War I, in: The Journal of Military History, Bd. 60 (1996), S. 39-60.
- Hanfstaengl, Ernst: Hitler: The missing Years, London 1957.
- ders.: Tat gegen Tinte. Hitler in der Karikatur der Welt. Ein Bildsammelwerk von Ernst Hanfstaengl, Berlin 1934.
- ders.: Zwischen Weissem und Braunem Haus: Memoiren eines politischen Aussenseiters, München 1970.
- Hanisch, Reinhold: I was Hitler's Buddy. Teil I-III, in: The New Republic vom 5., 12. und 19.4.1939.
- Harppecht, Klaus: Thomas Mann. Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg 1995.
- Hartmann, Christian: Halder: Generalstabschef Hitlers 1938-1942, Paderborn 1991.
- Hayman, Ronald: Hitler & Geli, New York/London 1997.
- Heiber, Beatrice und Helmut Heiber (Hg.): Die Rückseite des Hakenkreuzes: Absonderliches aus den Akten des Dritten Reiches, München 1993.
- Heiden, Konrad: Adolf Hitler: das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit. Eine Biographie, Zürich 1936.
- ders.: Der Führer. Hitler's Rise to Power, Boston 1944.
- Heinz, Heinz A.: Germany's Hitler, London 1934.
- Heiss, Stephan R.: Ein Schandfleck für das Dritte Reich: Homosexuelle als Opfer von Verfolgung und Vernichtung während der Diktatur des Nationalsozialismus in Bayern, in: Michael Farin (Hg.): Polizeireport München: 1799-1999, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Münchener Stadtmuseum, 23. April bis 22. August, München 1999.
- Hekma, Gert et al. (Hg.): Gay men and the sexual history of the political left, New York 1995.
- Herbst, Ludolf: Der Fall Hitler: Inszenierungskunst und Charismapolitik, in: Wilfried Nippen (Hg.): Virtuosen der Macht: Herrschaft und Charisma von Perikles bis Mao, München 2000.

- Hergemöller, Bernd-Ulrich: Mann für Mann: Biographisches Lexikon zur Geschichte von Freundesliebe und mannsmännlicher Sexualität im deutschen Sprachraum, Hamburg 1998.
- Hess, Ilse: Ein Schicksal in Briefen. England – Nürnberg – Spandau. Gefangener des Friedens. Antwort aus Zelle Sieben, Leoni am Starnberger See 1984.
- Hess, Rudolf: Briefe 1908-1933, herausgegeben von Wolf Rüdiger Hess, mit einer Einführung und Kommentaren von Dirk Bavendamm, München/Wien 1987.
- Hess, Wolf Rüdiger: Mord an Rudolf Hess, Leoni am Starnberger See 1989.
- Hille, Johann: Mahraun, der Pionier des Arbeitsdienstes, Leipzig 1933.
- ders.: Leben gegen die Zeit, Reinbek bei Hamburg 1969.
- Hinkel, Hans: Einer unter Hunderttausend, München 1938.
- Hipler, Bruno: Hitlers Lehrmeister: Karl Haushofer als Vater der NS-Ideologie, St. Ottilien 1996.
- Hirschfeld, Gerhard und Lothar Kettenacker: Der «Führerstaat» – Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches, Stuttgart 1981.
- Hirschfeld, Magnus: Die Homosexualität des Mannes und des Weibes, 2. Auflage, Berlin 1920.
- ders. (Hg.): Sittengeschichte des Ersten Weltkriegs, Hanau a.M. 1929.
- Hirsinger, Hauke: Hitler im Ersten Weltkrieg. Fakten und Legenden, Magisterarbeit, Universität Bremen, 2001.
- Hitler, Adolf: Mein Kampf, 3. Auflage, München 1930.
- Hitler, Adolf: Reden, Schriften, Anordnungen, Februar 1925 – Januar 1933, Band I, herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte unter der Mitarbeit von Clemens Vbllnhals, München 1992.
- Hitler, Adolf: Reden, Schriften, Anordnungen, Februar 1925 – Januar 1933, Band II/2, herausgegeben von Bärbel Dusik, München 1992.
- Hitler, Adolf: Reden, Schriften, Anordnungen, Februar 1925 – Januar 1933, Band IV/i, herausgegeben von Constantin Goschler und Christian Hartmann, München 1994.
- Hitler, Adolf: Reden, Schriften, Anordnungen, April 1932-Januar 1933, Band V/i, herausgegeben von Klaus A. Lankheit u.a., München 1996.
- Hitler-Liederbuch 1924, München 1924.
- Hitler, Adolf: Bilder aus dem Leben des Führers, herausgegeben vom Cigaretten Bilderdienst, Auswahl und künstlerische Bearbeitung der Bilder von Heinrich Hoffmann. Altona/Bahrenfeld 1936.
- Hockerts, Hans-Günther: Die Sittlichkeitsprozesse gegen katholische Ordensangehörige und Priester 1936/37. Eine Studie zur nationalsozialistischen Herrschaftstechnik und zum Kirchenkampf, Mainz 1971.

- Höhne, Heinz: Canaris: Patriot im Zwielficht, München 1976.
 ders.: Der Orden unter dem Totenkopf: Die Geschichte der SS, Gütersloh 1967.
 ders.: Mordsache Röhm: Hitlers Durchbruch zur Alleinherrschaft 1933-1934, Reinbek bei Hamburg 1984.
- Hörnig, Herbert: Brüning – Kanzler in der Krise der Republik: eine Weimarer Biographie, Paderborn/München/Wien 2000.
- Hoffmann, Heinrich: Hitler was my friend, London 1955.
- Hoffmann, Peter: Die Sicherheit des Diktators: Hitlers Leibwachen, Schutzmassnahmen, Residenzen, Hauptquartiere, München/Zürich 1975.
- Hohmann, Joachim S.: Der heimliche Sexus. Homosexuelle Belletristik im Deutschland der Jahre 1920-1970. Erzählungen, Skizzen und Kurzgeschichten von Alfred Arnold, Frankfurt a.M. 1979.
- Igra, Samuel: Germany's National Vice, London 1945.
- Jacobsen, Hans-Adolf (Hg.): Karl Haushofer: Leben und Werk, Band 1: Lebensweg 1869-1946 und ausgewählte Texte zur Geopolitik, herausgegeben vom Bundesarchiv Koblenz, Boppard am Rhein 1979.
- Jäckel, Eberhard und Axel Kuhn (Hg.): Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924, Stuttgart 1980.
- dies.: Hitlers Weltanschauung: Entwurf einer Herrschaft, erweiterte und überarbeitete Neuauflage, 4. Auflage, Stuttgart 1991.
- Janssen, Karl-Heinz und Tobias Fritz: Der Sturz der Generäle: Hitler und die Blomberg-Fritsch-Krise 1938, München 1994.
- Jellonnek, Burkhard: Homosexuelle unter dem Hakenkreuz. Die Verfolgung der Homosexuellen im Dritten Reich, Paderborn 1990.
- Jenks, William A.: Vienna and the Young Hitler, New York 1960.
- Jetzinger, Franz: Hitlers Jugend: Phantasien, Lügen und die Wahrheit, Wien 1956.
- Joachimsthaler, Anton: Hitlers Weg begann in München 1913-1923, München 2000.
- Jochmann, Werner (Hg.): Adolf Hitler: Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944, Hamburg 1980, Neuauflage München 2000.
- Johe, Werner: Hitler in Hamburg. Dokumente zu einem besonderen Verhältnis, Hamburg 1996.
- Kallenbach, Hans: Mit Adolf Hitler auf Festung Landsberg, bearbeitet von Ulf Uweson, München 1933, bearbeitet von Hans Kallenbach, München 1939, neubearbeitete 4. Auflage, München 1943.
- Kaltenborn, Hans von: Fifty Fabulous Years 1900-1950: a personal review, New York 1950.
- Keilson-Lauritz, Marita: Die eigene Geschichte: Literatur und Literaturkritik in den Anfängen der Schwulenbewegung am Beispiel des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen und der Zeitschrift Der Eigene, Berlin 1997.

- Kelley, Douglas M.: Twenty-Two Celis in Nuremberg. A Psychiatrist Examines the Nazi-Criminals, New York 1947.
- Kershaw, Ian: Der Hitler-Mythos: Führerkult und Volksmeinung, Stuttgart 1999.
- ders.: Hitler, Band 1:1889-1936, Stuttgart 1998.
- ders.: Hitler, Band 2: 1936-1945, Stuttgart 2000.
- Kirsten, Holm: Hitlers Besuche in Weimar, Magisterarbeit, Universität Jena, 1999. (Die Arbeit erscheint voraussichtlich im Herbst 2001 unter dem Titel: Weimar im Banne des Führers: die Besuche Adolf Hitlers 1925-1940, Köln 2001.)
- Kisch, Egon Erwin: Gesammelte Werke, Band 7, Berlin 1992.
- ders.: Gesammelte Werke, Band 10, Berlin 1993.
- Klabunde, Anja: Magda Goebbels – Annäherung an ein Leben, 3. Auflage, München 1999.
- Kläger, Emil: Durch die Quartiere der Not und des Verbrechens: Wien um die Jahrhundertwende, Wien 1908.
- Kleemann, Elisabeth: Zwischen symbolischer Rebellion und politischer Revolution: Studien zur deutschen Boheme zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik, Frankfurt a.M. 1985.
- Klotz, Helmuth: Euer Hochwohlgeboren, Berlin 1932. (Die 2. Auflage erschien unter dem Titel: Der Fall Röhm, Berlin 1932.)
- ders.: Wir gestalten durch unser Führerkorps die Zukunft, 2. Auflage, Berlin 1932.
- Knopp, Guido: Hitler. Eine Bilanz, München 1997.
- Koch-Hillebrecht, Manfred: Homo Hitler: Psychogramm des deutschen Diktators, München 1999.
- Köhler, Joachim: Wagners Hitler: Der Prophet und sein Vollstrecker, München 1997.
- Kraft, Zdenko von: Der Sohn. Siegfried Wagners Leben und Umwelt, mit einem Anhang: Die Nachfolge – Bayreuth 1913-1944, Graz/Stuttgart 1969.
- Krebs, Albert: Tendenzen und Gestalten der NSDAP. Erinnerungen an die Frühzeit der Partei, Stuttgart 1959.
- Kroll, Fredric (Hg.): Klaus-Mann-Schriftenreihe, Band 3, Wiesbaden 1979.
- Kruck, Alfred: Geschichte des Alldeutschen Verbandes 1890-1939, Wiesbaden 1954.
- Kubizek, Alfred: Adolf Hitler: Mein Jugendfreund, 2. Auflage, Graz / Göttingen 1953.
- Külz, Wilhelm: Ein Liberaler zwischen Ost und West: Aufzeichnungen 1947-1948, herausgegeben von Hergard Robel, München 1989.
- Kugel, Wilfried: Der Unverantwortliche. Das Leben des Hanns Heinz Ewers, Düsseldorf 1992.
- Kutter, Paul: Das materielle Elend der jungen Münchener Maler, München 1911.

- Kuusisto, Sappo: Alfred Rosenberg in der nationalsozialistischen Aussenpolitik 1933-1939, Helsinki 1984.
- Lang, Jochen von: Der Adjutant: Karl Wolff. Der Mann zwischen Hitler und Himmler, Frankfurt a.M. 1989.
- Langer, Walter C.: Das Adolf-Hitler-Psychogramm. Eine Analyse seiner Person und seines Verhaltens, verfasst 1943 für die psychologische Kriegführung der USA, Wien/München/Zürich 1973.
- Langoth, Franz: Kampf um Österreich: Erinnerungen eines Politikers, Wels 1951.
- Large, David Clay: Hitlers München. Aufstieg und Fall der Hauptstadt der Bewegung, München 1998.
- Lauterbacher, Hartmann: Erlebt und mitgestaltet: Kronzeuge einer Epoche 1923 bis 1945, Preussisch Oldendorf 1984.
- Lessing, Theodor: Haarmann: Geschichte eines Werwolfs, Berlin 1925.
- Lewis, David: The Secret Life of Adolf Hitler, London 1977.
- Linder, Herbert: Von der NSDAP zur SPD. Der politische Lebensweg des Dr. Helmuth Klotz (1894-1943), Konstanz 1998.
- Linsert, Richard: Kabale und Liebe: über Politik und Geschlechtsleben, Berlin 1931.
- Longerich, Peter: Die braunen Bataillone: Geschichte der SA, München 1989.
- Lüdecke, Kurt G. W: I knew Hitler. The story of a Nazi who escaped the blood purge, New York 1937.
- Luetgebrune, Walter: Ein Kampf um Röh, Diessen vor München 1933.
- Lukacs, John: Hitler – Geschichte und Geschichtsschreibung, München 1997.
- Maar, Michael: Das Blaubartzimmer. Thomas Mann und die Schuld, Frankfurt a.M. 2000.
- Maasen, Thijs: Pädagogischer Eros: Gustav Wyneken und die Freie Schulgemeinde Wickersdorf, Berlin 1995.
- Maleta, Alfred: Bewältigte Vergangenheit: Österreich 1932-1945, Graz 1981.
- Mann, Heinrich: Der Hass. Deutsche Zeitgeschichte, Amsterdam 1933, Neuausgabe Berlin (Ost)/Weimar 1983.
- Mann, Klaus und Kurt Tucholsky: Homosexualität und Faschismus, Hamburg 1981, Neuauflage Kiel 1990.
- Mann, Klaus: Briefe, herausgegeben von Friedrich Albrecht, Berlin (Ost)/Weimar 1988.
- ders.: Tagebücher 1931 bis 1933, herausgegeben von Joachim Heimannsborg, Peter Laemmle und Wilfried F. Schoeller, München 1989.
- ders.: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht, Reinbek bei Hamburg 1984.
- Mann, Thomas: Politische Reden und Schriften, Band 3, Frankfurt a.M. 1968.
- ders.: Tagebücher 1937-1939, herausgegeben von Peter de Mendelssohn, Frankfurt a.M. 1980.

- Marchand, W.: Die Knabenliebe in München! Münchens Homosexuelle. Sittenbild aus der Grossstadt, München 1904.
- Marwell, David George: Unwanted Exile. A Biography of Ernst «Putzi» Hanfstaengl, Ph. D., Universität New York, Ann Arbor 1988.
- Maser, Werner: Adolf Hitler: Legende, Mythos, Wirklichkeit, München 1971.
- ders. (Hg.): Hitlers Briefe und Notizen: sein Weltbild in handschriftlichen Dokumenten, Düsseldorf 1973.
- Matussek, Paul, Peter Matussek und Jan Marbach: Hitler: Karriere eines Wahns, München 2000.
- Mauch, Christof: Schattenkrieg gegen Hitler. Das Dritte Reich im Visier der amerikanischen Geheimdienste 1941-1945, Stuttgart 1999.
- McKnight, Gerald: The Strange Loves of Adolf Hitler, London 1978.
- Meinl, Susanne: Nationalsozialisten gegen Hitler: die nationalrevolutionäre Opposition um Friedrich Wilhelm Heinz, Berlin 2000.
- Mend, Hans: Adolf Hitler im Felde 1914-18, Diessen vor München 1931.
- Mendelsohn, John (Hg.): Covert Warfare: intelligence, counterintelligence, and military deception during the World War II era, Band 14: A Man Called A. H., New York/London 1989.
- Metcalfe, Philip: Berlin 1933. Das Jahr der Machtergreifung: Lebensläufe zu Beginn des Nationalsozialismus, Stuttgart 1989.
- Michalzik, Peter: Gustaf Gründgens: Der Schauspieler und die Macht, Berlin 1999.
- Möller, Horst (Hg.): Die tödliche Utopie. Bilder, Texte, Dokumente, Daten zum Dritten Reich, München 1999.
- Molau, Andreas: Alfred Rosenberg: der Ideologe des Nationalsozialismus. Eine politische Biographie, Koblenz 1993.
- Moll, Martin (Hg.): Führer-Erlasse 1939-1945: Edition sämtlicher überlieferter, nicht im Reichsgesetzblatt abgedruckter, von Hitler während des 2. Weltkriegs schriftlich erteilter Direktiven aus dem Bereich Staat, Partei, Wirtschaft, Besatzungspolitik und Militärverwaltung, zusammengefasst und eingeleitet von Martin Moll, Stuttgart 1997.
- Mommsen, Hans: Hitlers Stellung im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, in: Hans Mommsen: Von Weimar nach Auschwitz: zur Geschichte in der Weltkriegsepoche, Stuttgart 1999.
- Mork, Andrea: Richard Wagner als politischer Schriftsteller: Weltanschauung und Wirkungsgeschichte, Frankfurt a.M./New York 1990.
- Mühsam, Erich: Namen und Menschen: Unpolitische Erinnerungen. Berlin 1977.
- Müller, Joachim und Andreas Stern weder: Homosexuelle Männer im KZ Sachsenhausen, erschienen zur Ausstellung «Verfolgung Homosexueller Männer in Berlin 1933-45» vom Schwulen Museum in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Sachsenhausen, herausgegeben vom Schwulen Museum Berlin, Berlin 2000.

- München – Hauptstadt der Bewegung, Ausstellung im Münchener Stadtmuseum 22. Oktober 1993 – 27. März 1994, Redaktion Ulrike Haerndel, München 1993.
- Naumann, Uwe (Hg.): «Ruhe gibt es nicht, bis zum Schluss». Klaus Mann (1906-1949). Bilder und Dokumente, Reinbek bei Hamburg 1999.
- Nicolai, Elke: «Wohin es uns treibt...»: die literarische Generationsgruppe Klaus Manns 1924-1933. Ihre Essayistik und Erzählprosa, Frankfurt a.M./Berlin 1998.
- Noakes, Jeremy: Philipp Bouhler und die Kanzlei des Führers der NSDAP, in: Dieter Rebentisch und Karl Tepe (Hg.): Verwaltung contra Menschenführung im Staat Hitlers, Göttingen 1986.
- Olden, Rudolf: Hitler, Amsterdam 1935, ungekürzte Neuauflage Frankfurt a.M. 1984.
- Pachl, Peter P. und Siegfried Wagner: Genie im Schatten, mit Opernführer, Werkverzeichnis, Diskographie, München 1988.
- Padfield, Peter: Hess: flight for the Führer, London 1991.
- Pätzold, Kurt und Manfred Weissbecker: Rudolf Hess: der Mann an Hitlers Seite, Leipzig 1999.
- Pechel, Rudolf: DeutscherWiderstand, Zürich 1947.
- Petersen, Jens: Hitler-Mussolini. Die Entstehung der Achse Berlin-Rom. 1933-1936, Tübingen 1973.
- Picker, Henry: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, mit bisher unbekanntem Selbstzeugnissen Adolf Hitlers, Abbildungen, Augenzeugenberichten und Erläuterungen des Autors, Wiesbaden 1983.
- Plehwé, Friedrich-Karl von: Reichskanzler Kurt von Schleicher: Weimars letzte Chance gegen Hitler, Frankfurt a.M./Berlin 1989.
- Plewnia, Margarete: Auf dem Weg zu Hitler: der «völkische» Publizist Dietrich Eckart, Bremen 1970.
- Pool, James: Who Financed Hitler: The Secret Funding of Hitler's Rise to Power. 1919-1933, New York 1997.
- Pretzel, Andreas und Gabriele Rossbach (Hg.): Wegen der zu erwartenden hohen Strafen. Homosexuellenverfolgung in Berlin 1933-1945, Berlin 2000.
- Pünders, Hermann: Politik in der Reichskanzlei: Aufzeichnungen aus den Jahren 1929-1932, herausgegeben von Thilo Vogelsang, Stuttgart 1961.
- Rauschnig, Hermann: Gespräche mit Hitler, unveränderter Neudruck, Zürich 1940.
- Reck-Malleczewen, Friedrich Percyval: Tagebuch eines Verzweifelten, Stuttgart 1947.
- Redlich, Frederik C.: Diagnosis of a Destructive Prophet, New York / Oxford 1999.
- Reichel, Hans-Günther: Das Königliche Schauspielhaus unter Georg Graf von Hülsen-Häseler 1903-1918, mit Berücksichtigung der zeitgenössischen Tagespresse, Phil. Diss., Freie Universität Berlin, 1962.

- Reiter, Ekkehard: Franz Guertner: politische Biographie eines deutschen Juristen 1881-1941, Berlin 1976.
- Reuth, Ralf Georg: Goebbels: eine Biographie, München 1990.
- Richardi, Hans-Günther und Klaus Schumann: Geheimakte Gerlich/Bell. Röhm's Pläne für ein Reich ohne Hitler, München 1993.
- Riefenstahl, Leni: Memoiren, München 1987.
- Rinke, Günter: Sozialer Radikalismus und hündische Utopie. Der Fall Peter Martin Lampel, Frankfurt a.M. 2000.
- Röhm, Ernst: Die Geschichte eines Hochverrätters, 7. Auflage, München 1934.
- Rohe, Karl: Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold: Beiträge zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik, Düsseldorf 1966.
- Rosenbaum, Ron: Die Hitler-Debatte: auf der Suche nach dem Ursprung des Bösen, München/Wien 1999.
- Rosenberg, Alfred: Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs. Aus den Jahren 1934/35 und 1939/40, nach der photographischen Wiedergabe der Handschriften aus den Nürnberger Akten, herausgegeben von Hans-Günther Seraphim, Göttingen 1956.
- ders. (Hg.): Dietrich Eckart: Ein Vermächtnis, München 1928.
- Rosbach, Gerhard: Mein Weg durch die Zeit: Erinnerungen und Bekenntnisse, Weilburg (Lahn) 1950.
- Rother, Rainer: Leni Riefenstahl: die Verführung des Talents, Berlin 2000.
- Ruppert, Wolfgang: Der moderne Künstler. Zur Sozial- und Kulturgeschichte der kreativen Individualität in der kulturellen Moderne im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1998.
- Sabrow, Martin: Der Rathenau-Mord. Rekonstruktion einer Verschwörung gegen die Republik von Weimar, München 1994.
- Salomon, Ernst von: Der Fragebogen, Hamburg 1951.
- Schaap, Klaus: Oldenburgs Weg ins Dritte Reich, Oldenburg 1983.
- Schädlich, Karlheinz: Die Mitford Sisters, Düsseldorf 1993.
- Schaenzler, Nicole: Klaus Mann. Eine Biographie, Frankfurt a.M. 1999.
- Schaub, Julius: Der Führer in der Festung Landsberg, in: Adolf Hitler. Bilder aus dem Leben des Führers, herausgegeben vom Cigaretten Bilderdienst, Altona/Bahrenfeld 1936.
- Schaumburg-Lippe, Friedrich Christian zu: ... Verdammte Pflicht und Schuldigkeit...: Weg und Erlebnis 1914-1933, Leoni am Starnberger See 1966.
- Schirach, Baldur von: Ich glaubte an Hitler, Hamburg 1967.
- Schirach, Henriette von: Frauen um Hitler, nach Materialien von Henriette von Schirach, München 1983.
- Schlie, Ulrich (Hg.): Albert Speer: «Alles, was ich weiss»: aus unbekanntem Geheimdienstprotokollen vom Sommer 1945, München 1999.

- Schmidt, Winfried (Hg.): «... war gegen den Führer äusserst frech ...»: Der Chefredakteur und nachmalige Tierarzt Hansjörg Maurer und seine Würzburger politischen Tagebuchblätter aus den Jahren 1936 und 1937, Karlstadt 1999.
- Schoslack, Renate: Hinter Wahnfrieds Mauern: Gertrud Wagner – ein Leben, Hamburg 1998.
- Schramm, Michael: Der Gleichschaltungsprozess der deutschen Armee 1933-1938: Kulminationspunkte und Linien, Diss. Phil., Universität München, 1990.
- Schreck, Julius: Der Führer auf Reisen, in: Adolf Hitler: Bilder aus dem Leben des Führers, herausgegeben vom Cigaretten Bilderdienst, Auswahl und künstlerische Bearbeitung der Bilder von Heinrich Hoffmann, Altona/Bahrenfeld 1936.
- Schroeder, Christa: Er war mein Chef: aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler, herausgegeben von Anton Joachimsthaler, München 1985.
- Schuler, Alfred: Cosmogonische Augen. Gesammelte Schriften, herausgegeben, kommentiert und eingeleitet von Baal Müller, Paderborn 1997.
- Schulz, Alexander Paul (Hg.): Rettungen und Hilfeleistungen an Verfolgte 1933-1945 durch Oberleutnant a.D. Paul Schulz, Laichingen 1967.
- Schulz, Karola: Fast ein Revolutionär: Fritz von Unruh zwischen Exil und Remigration (1932-1962), München 1994.
- Schwarz Müller, Theo: Zwischen Kaiser und «Führer»: Generalfeldmarschall August von Mackensen, Paderborn 1995.
- Schwarzwaller, Wulf: Der Stellvertreter des Führers: Rudolf Hess – der Mann in Spandau, Wien/München/Zürich 1974.
- Seehofer, Herbert: Mit dem Führer unterwegs: kleine Stimmungsbilder einer grossen Reise, München 1939.
- Selig, Wolfram: Ermordet im Namen des Führers: Die Opfer des Röhm-Putsches in München, in: Winfried Becker und Werner Chrobak (Hg.): Staat, Kultur, Politik: Festschrift zum 65. Geburtstag von Dieter Albrecht. Beiträge zur Geschichte Bayerns und des Katholizismus, Kallmünz 1992.
- Sereny, Gitta: Das Ringen mit der Wahrheit. Albert Speer und das deutsche Trauma, München 1995.
- Severing, Carl: Mein Lebensweg, Band 2: Im Auf und Ab der Republik, Köln 1950.
- Sigmund, Anna Maria: Die Frauen der Nazis, Wien 1998.
- Skinner, Jody: Bezeichnungen für das Homosexuelle im Deutschen, Essen 1999.
- Slapnicka, Harry: Hitler und Oberösterreich: Mythos, Propaganda und Wirklichkeit im den «Heimatgau des Führers», Grünbach 1998.

- ders.: Oberösterreich: die politische Führungsschicht 1918-1938, Linz 1976.
- Smith, Bradley E: Adolf Hitler: his family, childhood and youth, Stanford 1967.
- Sombart, Nicolaus: Pariser Lehrjahre. 1951-1954, Hamburg 1994.
- Sommer, Kai: Die Strafbarkeit der Homosexualität von der Kaiserzeit bis zum Nationalsozialismus: eine Analyse der Straftatbestände im Strafgesetzbuch und in den Reformentwürfen (1871-1945), Frankfurt a.M. 1998.
- Sommerfeldt, Martin H.: Ich war dabei: die Verschwörung der Dämonen 1933-1939. Ein Augenzeugenbericht, Darmstadt 1949.
- Speer, Albert: «Alles, was ich weiss»: aus unbekanntem Geheimdienstprotokollen vom Sommer 1945, herausgegeben von Ulrich Schlie, München 1999.
- ders.: Erinnerungen, Frankfurt a.M. 1969.
- Spitzzy, Reinhard: So haben wir das Reich verspielt: Bekenntnisse eines Illegalen, München 1986.
- Spotts, Frederic: Bayreuth. A History of the Wagner Festival, New Haven / London 1994.
- Stern-Rubarth, Edgar: Aus zuverlässiger Quelle verlautet...: ein Leben für Presse und Politik, Stuttgart 1964.
- Sternweiler, Andreas (Hg.): Liebe, Forschung, Lehre: der Kunsthistoriker Christian Adolf Isermeyer, Berlin 1998.
- Stoiber, Rudolf und Boris Celovsky: Stephanie von Hohenlohe: sie liebt die Mächtigen der Welt, München 1988.
- Strasser, Otto: Gangsters around Hitler: with a topical postscript: «Nazi-gangsters in South America», London 1942.
- ders.: Hitler und ich, Konstanz 1948.
- ders.: Die deutsche Bartholomäusnacht, Zürich 1935.
- ders.: Ich kann nicht schweigen, herausgegeben von Walther Korrodi, mit einem Gutachten von Staatsanwalt Dr. E. Zürcher und einem Vorwort des Verlegers, Zürich 1936.
- Sward, Keith: The Legend of Henry Ford, New York 1948, unveränderte Neuauflage, New York 1968.
- Syberberg, Hans-Jürgen: Syberbergs Filmbuch, München 1976.
- Taylor, Telford: Die Nürnberger Prozesse: Hintergründe, Analysen und Erkenntnisse aus heutiger Sicht, München 1992.
- Thyssen, Fritz: I paid Hitler, London 1941.
- Toland, John: Adolf Hitler, Bergisch Gladbach 1977.
- Tresckow, Hans von: Von Fürsten und anderen Sterblichen: Erinnerungen eines Kriminalkommissars, Berlin 1922.
- Tschirschky, Fritz Günther von: Erinnerungen eines Hochverrätters, Stuttgart 1972.
- Tyrell, Albrecht (Hg.): Führer befiehl...: Selbstzeugnisse aus der «Kampf-

- zeit» der NSDAP. Dokumentation und Analyse, Düsseldorf 1969.
- Ueberschär, Gerd R. und Winfried Vogel: Dienen und Verdienen. Hitlers Geschenke an seine Eliten, Frankfurt a.M. 1999.
- Unruh, Fritz von: Der nie verlor, Bern 1948.
- Wächter, Katja-Maria: Die Macht der Ohnmacht: Leben und Politik des Franz Xaver Ritter von Epp (1868-1946), Frankfurt a.M. 1999.
- Wagener, Otto: Hitler aus nächster Nähe. Aufzeichnungen eines Vertrauten 1929-1932, herausgegeben von Henry A. Turner, Frankfurt a.M. 1978.
- Wagner, Friedelind: Nacht über Bayreuth: die Geschichte der Enkelin Richard Wagners, Berlin 1999.
- Wagner, Nike: Wagner Theater, 2. Auflage, Frankfurt a.M. 1998.
- Weisenborn, Günther: Memorial, Berlin 1948.
- Weiss, Hermann (Hg.): Biographisches Lexikon zum Dritten Reich, Frankfurt a.M. 1999.
- Weiss, John: Der lange Weg zum Holocaust: die Geschichte der Judenfeindschaft in Deutschland und Österreich, Berlin 1998.
- Weissbuch über die Erschiessungen des 30. Juni 1934: authentische Darstellung der deutschen Bartholomäusnacht, Paris 1934.
- Weyrauch, Wolfgang (Hg.): Ausnahmezustand: eine Anthologie aus Weltbühne und Tagebuch, München 1966.
- Wiedemann, Friedrich: Der Mann, der Feldherr werden wollte: Erlebnisse und Erfahrungen des Vorgesetzten Hitlers im 1. Weltkrieg und seines späteren Persönlichen Adjutanten, Velbert 1964.
- Wilhelm, Hermann: Dichter, Denker, Fememörder: Rechtsradikalismus und Antisemitismus in München von der Jahrhundertwende bis 1921, Berlin 1989.
- ders.: Die Münchener Bohème: von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg, München 1993.
- Wyneken, Gustav: Eros, Lauenburg 1921.
- Zehnpfennig, Barbara: Hitlers «Mein Kampf»: eine Interpretation, München 2000.
- Ziegler, Hans Severus: Adolf Hitler: aus dem Erleben dargestellt, Göttingen 1964.
- ders.: Der Führer im alten «Elephanten»: Erinnerungen, in: Fritz Sauckel (Hg.): Der Führer in Weimar 1925-1938, Weimar 1938.
- Zinn, Alexander: Die soziale Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten: zu Genese und Etablierung eines Stereotyps, Frankfurt a.M. 1997.

Namenregister

- Abegg, Wilhelm 219,221
Amann, Max 31, 94, 99, 109, 118,
187, 200, 212, 290, 304, 322,
324
Arnold, Ida 183
August Wilhelm, Prinz von
Preussen 207, 314, 316, 368
Aust, Hans Walter 252f.
Bachmann 84, 108 f.
Baedeker, Peer 271, 273, 276f.
Bartsch, Rudolf Hans 46
Beaverbrook, William Maxwell A.
331
Bechstein, Helene 180
Bechstein, Lotte 180
Beck, Ludwig 82
Bell, Georg 236, 238
Berchtold, Josef 195 f.
Bernhard, Georg 341
Binion, Rudolph 18
Blomberg, Werner von 266
Blüher, Hans 130-132, 173, 262,
268 f., 273-275, 284, 364, 368
Bodenschatz, Karl Heinrich 343 f.,
349, 353
Bomhard, Guido Karl 141 f.
Bormann, Martin 30, 353 f.
Bouhler, Philipp 30f., 269, 271,
275-277, 290, 336
Brandmayer, Balthasar 108, 110
Braun, Eva 30, 116f., 194, 253,
281 f., 359-365
Braun, Otto 226
Brecht, Bertolt 253
Bredow, Ferdinand von 246 f.
Bredow, Klaus 238
Brückner, Helmut 250, 255-259
Brückner, Wilhelm 32, 98, 238,
250, 284, 324
Brüning, Heinrich 216, 226, 246,
250, 264
Buch, Walter 184, 217, 232, 242,
251
Bullock, Alan 12-14, 16-18
Canaris, Wilhelm 81 f.
Chaplin, Charlie 295
Class, Heinrich 145 f.
Costa 269, 275
Dieckhoff, Hans Heinrich 333
Diels, Rudolf 32, 219-225, 240,
248, 302, 318
Dietrich, Otto 100
Dirksen, Herbert von 347
Dollmann, Eugen 32, 156-159, 211,
360, 362, 367-369
Döring, Herbert 361
Drexler, Anton 87
Du Moulin Eckart, Carl-Leon Graf
211, 213, 247
Ebermayer, Erich 32, 165, 261-277,
283, 285, 289-292, 299, 368 f.

Ebermayer, Ludwig 263-266
 Eckart, Dietrich 33, 137-148, 160,
 167 f., 199 f., 304
 Engelhardt, Philipp 84
 Epp, Franz Ritter von 86 f., 114,
 128 f., 167, 195
 Ernst, Karl 210, 213, 223, 234f.,
 241, 245, 247
 Esser, Hermann 200, 310
 Eulenburg, Philipp Fürst zu 58-62,
 78
 Ewers, Hanns Heinz 149 f., 314
 Ewers, Josephine 149
 Feiler 64
 Fest, Joachim 14-18, 285, 357 f.
 Ford, Henry 303, 305, 308
 Förster-Nietzsche, Elisabeth 278
 Franckenstein, Clemens von 145
 Frank, Hans 31, 134, 258, 264, 334
 Freud, Sigmund 19
 Frey, Hertha 341 f.
 Frick, Wilhelm 206, 251
 Fromm, Bella 165
 Fromm, Erich 18
 Funk, Walter 320
 Genet, Jean 368
 George, Stefan 72
 Gerlich, Fritz 30, 95, 187 f., 245
 Gessler, Otto 265
 Gilbert, Gustave M. 259
 Gisevius, Hans Bernd 223
 Glaser, Alexander 245
 Goebbels, Joseph 20, 31, 148, 159,
 163, 171-173, 176, 184f., 190f.,
 199, 209f., 212-214, 216f., 229f.,
 233, 241, 243 f., 262, 271, 277,
 285 f., 317, 326, 328, 341-345
 Goebbels, Magda 190 f., 193, 315
 f., 324, 337, 341 f.
 Göring, Emmy 290
 Göring, Hermann 30, 222, 235,
 237, 241-243, 248 f., 255 f., 258,
 273, 316f., 320f., 323, 343-349,
 352 f.
 Götting 214
 Graf, Ulrich 200
 Grimm, Hans 199
 Groener, Wilhelm 226
 Groscurth, Helmuth 82
 Gründgens, Gustaf 273, 285
 Grzesinski, Albert 225
 Gürtner, Franz 257, 264 f.
 Gutmann, Sigmund 84, 111
 Haarmann, Fritz 297 f.
 Hamann, Brigitte 68 f., 286
 Hanfstaengl, Edgar 151f.
 Hanfstaengl, Egon 151, 153 f.
 Hanfstaengl, Erna 312
 Hanfstaengl, Ernst 29, 32 f., 63,
 135, 147-155, 160, 164f., 169,
 186, 203, 235, 242, 281, 301,
 310-322, 325-336, 339-355, 365
 Hanfstaengl, Helene 151, 153, 343
 Hanisch, Reinhold 39f., 57, 63-67
 Harden, Maximilian 58, 60, 62
 Harpprecht, Klaus 294
 Harrer, Karl 87
 Haushofer, Karl 167, 169-171
 Häusler, Rudolf 33, 39, 67-69, 71
 f., 78, 115
 Hearst, William Randolph 329, 331
 Heiden, Konrad 65
 Heimsoth, Karl-Günther 130f.,
 133, 217f., 224f., 245
 Heine, Thomas Theodor 296
 Heinemann 251
 Heines, Edmund 133, 159, 210,
 240, 245, 247, 349
 Heinz, Heinz A. 119

Helldorf, Wolf Heinrich Graf von 30, 210
 Hentig, Werner Otto von 81 f.
 Hepp, Ernst 74
 Hepp, Martha 74
 Herbst, Ludolf 23
 Hess, Ilse 165-174, 181 f., 251
 Hess, Rudolf 33,43 ,164-176, 181, 186, 188, 191, 195, 242, 250, 255, 258, 262, 291, 312-314, 320, 326, 341
 Hewel, Walter 30
 Heydrich, Reinhard 240 f. 248, 259, 344, 353
 Hierl, Konstantin 227
 Hildebrand, Klaus 22
 Hillebrand, Wilhelm 214
 Himmler, Heinrich 30, 187, 189, 194f., 219, 223, 240-242, 247 f., 254-258, 266, 276f. 308 f., 323, 325, 345, 353 f, 367
 Hindenburg, Paul von 11, 216 f., 230f., 234, 237-239, 242,251, 257, 265
 Hirschfeld, Hans 219 f.
 Hirschfeld, Magnus 50, 60-63, 105, 131, 140f., 159f., 287
 Hitler, Klara 37 f., 53
 Hitler, Paula 37
 Hoffmann, Heinrich 31, 164, 175 f., 178, 186, 200, 215, 324, 359-361
 Hoffmann, Henriette Schirach → Henriette von
 Hofweber, Max 167
 Hülsen-Haeseler, Georg Graf von 138, 142
 Ibsen, Henrik 138
 Inkofer, Josef 108
 Irving, David 18
 Isermeyer, Christian 210
 Jannings, Emil 277
 Jetzinger, Franz 46 f., 53, 56
 Joel, Curt 264 f.
 Kahr, Gustav Ritter von 158 f., 168, 245
 Kallenbach, Hans 169, 177
 Kaufmann, Karl 185, 250, 259
 Kempka, Erich 174
 Kershaw, Ian 9 f., 21-24, 170
 Kessel, Eugen von 245
 Kessler, Harry Graf 278
 Killinger, Manfred Freiherr von 251
 Kisch, Egon Erwin 91, 110
 Klausener, Erich 245
 Klein, Ada 179
 Klotz, Helmuth 217-222, 225, 230
 Knilling, Eugen von 144
 Knudsen, Helge 81
 Koch, Erich 251
 Koch-Hillebrecht, Manfred 369
 König, Eva 104 f.
 Koppler, Marianne 68 f.
 Korrodi, Walther 224, 239 f.
 Kriebel, Hermann 169
 Kriebel, Karl 81
 Kube, Wilhelm 214
 Kubizek, August 32 f. 37 f., 40-59, 65, 68-70,72, 77f., 119, 307
 Kugler 97
 Külz, Helmut 265
 Külz, Wilhelm 261, 265
 Lammers, Hans Heinrich 339
 Lampel, Peter Martin 159 f.
 Lauboeck, Fritz 89
 Laux, Karl 104
 Leidenroth, Karl 65
 Leonrod 83
 Levetzow, Magnus von 237
 Linge, Heinz 31

- Lippert, Karl 84, 109
 Lorenz, Max 287
 Lossow, Otto von 128, 156-159, 245
 Lüdecke, Kurt 32, 134, 152, 165, 190, 193, 227, 235, 245, 301-311, 315-329, 332-342, 344, 365
 Ludendorff, Erich 146, 305
 Ludwig II., König von Bayern 192
 Ludwig III., König von Bayern 83
 Luetgebrune, Walter 231, 238, 245, 247
 Lukacs, John 10
 Mahraun, Arthur 246
 Malaparte, Curzio 193
 Mann, Heinrich 275, 298
 Mann, Klaus 28, 229, 269f., 273, 276, 292-299
 Mann, Thomas 28, 266, 293 f., 299
 Marx, Rose 142
 Maser, Werner 18, 81, 113
 Maurice, Emil 32 f., 164, 169, 172, 175-189, 196
 Maurice, Hedwig 188
 Mayr, Karl 30, 114f., 123, 167 f., 236f.
 Meissner, Hans-Otto 341
 Mend, Hans 7, 30, 81-105, 119f., 231, 325 f., 336, 340
 Miller, Alice 18
 Mommsen, Hans 20f.
 Mühsam, Erich 71
 Mund, Max 108 f.
 Mussolini, Benito 146, 305 f., 326, 367
 Neuburger, Franz 43-45
 Neumann, Josef 39, 66
 Neurath, Konstantin Freiherr von 320, 328
 Niemeyer, Helene → Hanfstaengl, Helene
 Nietzsche, Friedrich 16, 278
 Oberbuchner, Philipp 119
 Obermüller, Elisabeth 119
 Olden, Rudolf 65
 Oncken, Hermann 155
 Oskar, Prinz von Preussen 368
 Papen, Franz von 238, 247
 Paulus, Herbert 103
 Pechel, Rudolf 146
 Pfeffer von Salomon, Franz 226
 Philipp, Prinz von Hessen 207
 Plewnia, Margarete 143
 Pölzl, Johanna 37 f., 57
 Popp, Anna 40, 72
 Pröhl, Ilse Hess, Ilse
 Quandt, Günther 315
 Quandt, Magda Goebbels, Magda Raubal, Angela 39, 180 f.
 Raubal, Geli (eigentlich: Angela) 17, 30, 180-187, 189-191, 193, 360, 362
 Rauschning, Hermann 120, 235
 Redl, Alfred 70
 Redlich, Fritz 40
 Reiner, Heinrich 213
 Reiter, Maria 179, 183
 Reventlow, Ernst von 303f.
 Ribbentrop, Joachim von 349
 Riefenstahl, Leni 190, 192, 194
 Röhm, Ernst 30, 33, 35, 96, 104, 114f., 123, 127-137, 158-160, 165-167, 188, 200, 205-262, 268, 274f., 283, 291, 293, 308f., 322-326, 328, 331, 337, 345, 349, 358
 Röhrbein, Paul 210, 213, 238, 245
 Rosenbaum, Ron 11, 14

Rosenberg, Alfred 140, 142, 155,
 207, 218, 236, 264, 308, 310-312,
 315-324, 326f., 339, 341
 Rossbach, Gerhard 129,145
 Sack, Alfons 245, 247, 322
 Saint-Exupéry, Antoine de 269
 Sauckel, Fritz 284
 Schacht, Hjalmar 235, 335
 Schätzl, Martin 132, 246
 Schaub, Julius 32, 175, 186, 196,
 200-204, 252 f., 340, 361
 Schirach, Baldur von 31, 100, 250,
 258, 278, 280, 285
 Schirach, Carl B.N. von 278, 280f.
 Schirach, Henriette von 176 f., 187
 Schirmer, Fritz 219
 Schirmer, Hans 73
 Schleicher, Kurt von 226,237 f.,
 245-247
 Schmid Noerr, Friedrich Alfred
 81 f., 88, 103
 Schmidt, Ernst 32 f., 83-85, 87 f.,
 93 f., 107-120
 Schneider, Edmund 203
 Schneider, Franz 105
 Schneidhuber, August 30, 245
 Schnell, Josef 73 f.
 Schönwörth, Mathilde Gräfin von
 299
 Schopenhauer, Arthur 147, 172
 Schreck, Julius 33, 100, 164, 194-
 200, 289
 Schreck, Magda 197-199
 Schreck, Maria 197-199
 Schroeder, Christa 32, 178 f., 186,
 202, 362
 Schubert, Franz 46 f.
 Schuler, Alfred 75f.
 Schulz, Paul 212-214, 236
 Schwarz, Franz Xaver 98, 339 f.
 Schwind, Moritz von 47
 Seeds, William 146
 Severing, Carl 221, 237
 Siedler, Fritz von 313
 Smith, Truman 319
 Speer, Albert 31, 33 f., 196,199f.,
 263, 286, 357 f.
 Spreti-Weilbach, Hans Joachim
 Graf 211
 Stennes, Walther 206, 211, 237,
 241
 Strasser, Gregor 213, 236, 245,
 247, 251
 Strasser, Otto 165, 183, 185, 213,
 224, 246, 250, 258
 Streicher, Julius 31
 Syberberg, Hans-Jürgen 286
 Tiefenböck 83, 87
 Todt, Fritz 276
 Toland, John 18
 Tschirschky, Fritz Günther von
 238
 Unruh, Fritz von 368
 Voigt, Harald 328
 Voss, Gerd 245, 247
 Wagener, Otto 190
 Wagner, Richard 13, 16, 47, 51, 68
 f., 77, 132, 154, 192, 272, 281 f.,
 286, 316
 Wagner, Siegfried 286-289, 307 f.
 Wagner, Winifred 197, 247, 286-
 290, 307 f., 350
 Waite, Robert G.L. 18
 Wanivenhaus, Hugo 44
 Weber, Christian 200
 Weber, Friedrich 169
 Weisenborn, Günther 357
 Weiss, Jacob 86, 108
 Westenkirchner, Ignaz 113

Wiedemann, Fritz 31, 99, 109,
338, 341 f.
Wilde, Oscar 72
Wilhelm II., Deutscher Kaiser
58-60
Wimmer, Franz 83, 87, 108f.
Wolff, Karl 354
Wolfskehl, Karl 75

Woysch, Udo von 255
Wyneken, Gustav 173, 266-268
Zaeper, Max 114
Zehnter, Karl 245 f.
Ziegler, Hans Severus 32 f., 271-
273, 275, 278-285, 289f., 362

Abkürzungsverzeichnis

BAB	Bundesarchiv Berlin
BAB-DH	Bundesarchiv Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten
BAK	Bundesarchiv Koblenz
BDC	Berlin Document Center
BSB	Bayerische Staatsbibliothek
DAF	Deutsche Arbeitsfront
DLA	Deutsches Literaturarchiv
GStAPK	Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz
HStA	(Bayerisches) Hauptstaatsarchiv
IfZ	Institut für Zeitgeschichte
NL	Nachlass
OÖLA Linz	Oberösterreichisches Landesarchiv Linz
StA	Staatsarchiv
StaBi	Staatsbibliothek
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
PAA	Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes

Danksagung

Ohne Malte Ritter hätte ich es nicht geschafft; von allen, die mir geholfen haben, hat er – kompetent, sorgfältig, effizient – am meisten geleistet. Karsten Linne und Hans-Rudolf Wahl danke ich für diverse Zuarbeiten. Und den Freunden Maja Lobinski-Demedts und René Ott dafür, dass sie mir als kluge Kritiker einmal mehr zur Seite standen. Dann gab es noch eine Form von Unterstützung, die nicht weniger hoch zu veranschlagen ist als das, was mir von professioneller Seite zukam: die «Kamingespräche» nämlich, bei denen die leitenden Ideen dieser Studie immer konkretere Züge annahmen. Hier waren es vor allem Anne Tietjen und Kristina Nanns-Eggers, die mich bestärkt oder mir abgeraten, mich inspiriert oder vor Fallstricken gewarnt haben. Wie schön, dass ich mich ihnen gegenüber so ungeschützt äussern konnte. Agnes Krup sorgte von New York aus dafür, dass die Herausforderung, ein gutes Buch zu machen, immer grösser wurde. Ihrem aussergewöhnlichen Engagement ist es zu verdanken, dass die Arbeit gleich in acht Sprachen erscheint und damit von einem grossen Publikum diskutiert werden kann. Von den vielen Helfern, die sich in Archiven, Bibliotheken und anderen Einrichtungen um meine Anliegen gekümmert haben, möchte ich stellvertretend folgende Namen nennen: Manfred Herzer, Hauke Hirsinger, Edith Lienenlücke, Jayna Maleri, Jens Müller-Koppe und Michael Sohn. Danke.

Bildnachweis

AP / Süddeutscher Verlag Bilderdienst 106
Bayerische Staatsbibliothek 359
Bayerische Staatsbibliothek, Fotoarchiv Heinrich Hoffmann 165, 346
Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Heinrich Hoffmann, Foto: Carola Seifert 195
Bertolt-Brecht-Archiv / Bertolt Brecht: Ballade vom armen Stabschef.
Stiftung Archiv der Akademie der Künste 253
Bundesarchiv (Bild 119/426) 130
Bundesarchiv (Bild 146/70/71/7) 233
Bundesarchiv (Bestand NS 10-Band 149; Bl. 185-188) 351, 352, 353
Deutsche Presse-Agentur, Bilderdienst 201
Egon Hanfstaengl 151
Heinrich Hoffmann 171
Imperial War Museum 177
Anton Joachimsthaler 130
Eta Jobst 288
Marianne Koppler 71
Scherl / Süddeutscher Verlag Bilderdienst 75, 112, 209
Schiller-Nationalmuseum, Deutsches Literaturarchiv 267
Leopold Stocker Verlag 50
Süddeutscher Verlag Bilderdienst 50, 319
Ullstein Bild 363

© 2001 Alexander Fest Verlag, Berlin

Alle Rechte vorbehalten,
auch das der photomechanischen Wiedergabe
Register: Bernhard Klöckener, Berlin
Umschlaggestaltung: Ott + Stein, Berlin
Umschlagreproduktion und Reproduktionen: Mega-Satz-Service, Berlin
Gesetzt aus der Janson Text
Buchgestaltung: © sans serif, Berlin
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2001
ISBN 3-8286-0145-6

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader